Hubers

gesammelte

Erzählungen,

fortgesetzt

von

Therese Huber, geb. Heyne.

Dritter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1819.

P. o. germ. 653 m/3

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische Staatsbibliothek München

24 BG

Vorwort.

Ein sehr lebhaftes, scharfgezeichnetes Bild weiblicher Liebenswürdigkeit und weiblichen Berufs, hatten mir von jeher Schriftstellerei als entnaturend und entstellend für mein Geschlecht ansehen lassen. Jede Ausnahme war in meinen Augen — eine Ausnahme! und nachdem ich vier und zwanzig Jahre lang eine Ausnahme zu machen gestrebt habe, bin ich davon mehr überzeugt, als je. Huber entdeckte die Fähigkeit in mir, die Erfahrungen und Beobachtungen meines Lebens, in willkührliche Handlungen gestaltet, darzustellen, und fromme Gründe forderten mich auf, dieses Talent zu üben. Zehn Jahre lang ahneten selbst unsre vertrautesten Freunde

nicht meinen Antheil an meines Gatten Geistes-Erzeugnissen, und während dieser zehn Jahre wußte ich es selbst gar nicht klar, daß manches schmeichelhafte Lob, was ehrenwerthe Urtheile erfreuter Leser über die von Huber herausgegebnen Erzählungen äußerten, zum Theil mir angehöre. Ich war zu innig mit ihm verbunden, war zu sehr in meinen häuslichen Beruf vertieft, um etwas mein zu nennen. Sein war alles — mein Wohl und mein Weh, und deshalb hatte ich so zahlreiche Interessen, weil ich die seinen alle hatte und die meinen dazu, ohne das Eigenthum je zu unterscheiden. Lange, nachdem sein Tod mich zur verarmten Allein-Eigenthümerinn meiner selbst gemacht hatte, und ich das ausgeplünderte Gut nun selbst verwalten sollte, fuhr ich fort manches zu schreiben, und fand oft Nachsicht, oft Ermunterung. Aber nie war mein Name gedruckt worden, und ich scheute mich davor, denn dieses Stillschweigen war das Letzte, was mir aus meinem rein weib-

lichen Schriftsteller-Verhältniß von Hubers Lebzeiten her blieb. Eine Anzeige im Morgenblatt von meinen Briefen über Holland nennte meinen Namen — so viel mir bekannt ist — zum ersten Mal. Ganz unberufen, weder der Autor noch das Publikum gewannen dabei, und das vom Verleger auf den Titel der holländischen Briefe gesetzte Th. H. gab dem Anzeiger kein Recht dazu. Später hielt es der wackre Gerhard Fleischer in Leipzig für zweckmäßiger, meinen Namen ausgeschrieben, unter eine Kleinigkeit in seiner Minerva zu setzen, und nun ward mein Incognito eine Mummerei, die eben so gegen mein weibliches Gefühl streitet, wie die Autorschaft selbst.

Ich nenne mich deshalb jetzt, aus denselben Gründen, warum ich so lange ungenennt zu bleiben wünschte. Daß die Schriftstellerinn eine rüstige Hausmutter seyn könne, wird dem Publikum zu glauben sehr schwer, deswegen verschwieg ich meine litterarische Beschäftigung, so lange das zu seyn, mein Beruf war. Die

greisende Matrone hat nun keinen Hausstand mehr, sie kann jetzt noch Mutter-Pflichten erfüllen, indem sie schreibt; nicht sie vernachläßigen. Allein in der Zeit, wo ich ungenannt vor meine Leser trat, und jetzt, da ich mich nenne, geschah es gewissenhaft und bescheiden; gewissenhaft, weil ich mit diesen Blättern in der Hand, so wie mit allen Thaten meines Lebens vor meinem innern Richter stehe, und vor Jenem erscheinen werde, und bescheiden, weil ich weiß, wie weit ich, selbst in diesem geringfügigen Zweig meiner Dichtungsgattung, unter dem Ideale zurückbleibe.

Nach diesen freundlich vertrauenden Worten erwarte ich von dem kleinen Kreise meiner Leser Nachsicht, Belehrung und Achtung.

Stuttgart, im Juni 1818.

Therese Huber, geb. Heyne.

Inhalt.

Seite.

Deutsches Gemüth und französischer Geist. Eine wahre Geschichte aus der vergangenen Kriegszeit. 1

Mehr Glück als Verstand, eine Erzählung in Briefen. Zum erstenmal erschienen in dem Viewegschen Taschenbuch 1803. 232

Das Urtheil der Welt, eine herrnhuthische Erzählung. Aus dem Cotta'schen Taschenbuch für Damen 1802. 315

Bayerische Staats-Bibliothek München

Deutsches Gemüth und französischer Geist.

Eine wahre Geschichte aus der vergangnen Kriegszeit.

Von

Th. H. geb. H.

Die wohlhabende Handelsstadt X.... hatte von den Drangsalen des Kriegs so viel gelitten, wie das ganze liebe deutsche Vaterland. Der eine Theil der Einwohner war ärmer geworden, der andre reicher; ein jeder klagte, aber wenigen sah man den Grund der Klage an, denn der ewige Wechsel vom Guten und Schlimmen, von Erwerb und Verlust, hatte keinen sparen gelehrt, hatte alle leichtsinnig gemacht, und das Leben gieng seinen Gang so gewöhnlich fort, als gieng das Schicksal auch seinen gewöhnlichen Gang.

In diesem Augenblick hoffte nun der müde Sieger und der ermüdete Besiegte, daß die Schlacht bei Hohenlinden den schrecklichen Kampf beenden würde, Deutschland hoffte es mit ihnen, und die Einwohner von X.... hörten zum erstenmal mit Freude, daß morgen eine starke Abtheilung französischer Truppen auf ihrem Rückzug zum Rhein einrücken würde.

Mit fröhlicher Eile trat Carl Aicha in das Zimmer seiner künftigen Schwiegermutter, der Commerzienräthin Wall. Liebe Mamma, rief er, erlauben Sie mir, morgen mit meinem Hannchen die Truppen einziehen zu sehen! sie sollen sehr fröhlich und munter, und ungeheuer viel Kanonen dabei seyn. — Sie erinnern sich, Hannchen hat noch keine Artillerie in der Nähe gesehen.

Lieber nicht, lieber Herr Aicha, erwiederte die Mamma freundlich. Einmal mag ich nicht, wenn die jungen Mädchens den Soldaten entgegen ziehen, und mir däucht, wir hätten den Herrn, die unsre armen Landsleute so klopfen, weiter auch keine Freude zu bezeugen — das ist ja sonst ihre Art auch nicht, Franzosen mit Freuden zu empfangen.

O liebe Mamma, sagte hier Aicha erröthend, so ist das nicht zu verstehen! wo die ganze Stadt hinläuft, ist meine Anwesenheit keine Freudensdemonstration. Erlauben Sie's immer! Mademoiselle A. und B. und C., kurz, Hannchens Freundinnen alle, gehen zu einem Frühstück in Rickerts Garten, Hannchen würde denken, meine Reue vom letzten Cassino sey mir kein Ernst gewesen....

So? nun dann meinetwegen, sagte die Commerzräthin ein bischen verstimmt, aber so wie Sie bei jenem Scherz zu ernsthaft waren, so seyn Sie denn heute auch nicht zu scherzhaft, beides thut kein gut.

Hannchen war siebzehn Jahr alt, sehr hübsch und unter ihrer braven Mutter Aufsicht zu einem sehr wohlerzogenen Mädchen gebildet. Wenn der Wechsel der Begebenheiten bald Deutsche, bald Franken in das väterliche Haus führte, in welchem seiner Wohlhabenheit wegen stets Offiziere von Ansehen einquartirt wurden, hatte Hannchen außer der Tischzeit keine Gelegenheit, sie zu sehen, oft nicht einmal diese, denn die Mutter sah es gern, wenn die Herrn auf ihrem Zimmer aßen, und da Hannchen auch nach dem zwölften Jahre, gegen die

allgemeine Sitte, noch kein erwachsenes Mädchen war, so geschah es recht natürlich, daß sie im fünfzehnten Jahre zum erstenmal in die X... sche große Welt trat. Sie ward von ihren jungen Landsleuten nicht vorzüglich bemerkt, weil ihre Schönheit nicht von der Art war, die Augen von andern, einmal schon aufgefaßten, abzuziehen; sie blieb also fast ein Jahr lang ziemlich unbemerkt, und darum um so mägdiglicher und blüthenfrischer. Da ihre Familie zahlreich war, fehlte es ihr darum nicht an Vettern zum Walzern, und Einladungen zu Landpartien, doch ohne Hannchens Herz zu verstricken. Endlich kam der junge Carl Aicha, auch ein weitläuftiger Vetter, aus Venedig zurück, wo er drei Jahre die Geschäfte erlernt hatte, und nun in seinem eignen Hause arbeiten sollte. Carl war gerade so wie Hannchen recht in der bürgerlichen Ordnung von X. aufgewachsen, hatte sich vor dem bösen Kriege immer gehütet, hatte die fremden Eroberer immer mit lobenswerthem Vaterlandsstolz verabscheut, und so hatte er sich vor fremden Einflüssen im In- und Auslande dermaßen rein zu erhalten gewußt, daß er nicht nur als ein recht biedrer Deutscher, sondern als ein recht warmer X...r wie-

der von Welschland nach Hause kam. Sein Empfang war zärtlich, wie man es von einer braven Familie glänzend, wie man es von einem reichen Handelshause erwarten kann. Troß dem, daß wir ihn eben, nach dreijährigem Aufenthalt in Venedig, noch als einen loyalen X . . . r schildern, fand ihn Mamma, Vettern und Basen doch sehr verändert, sehr . . . . vervollkommnet. Er trug den Hemdkragen nach damaligem neusten Schnitt, knüpfte das Halstuch, wie der letzte Lord, der im schwarzen Adler abstieg, setzte den Hut mit einer allerliebsten Zuversicht auf, hatte endlich ein Jagdzeug und ein paar Hunde, die alle Vettern verstummen, und allen Basen warm um's Herz machten.

Eine Handelsspekulation, in welcher sich gerade jetzt der alte Herr Aicha mit dem Commerzienrath Wall verband, verschaffte dem jungen Mann den Zutritt zu Hannchens Mutter, beim nächst darauf wieder eröffneten Cassino ward er zum Aerger der Vettern Hannchens getreuer Tänzer, und nach einigen Wochen ihr erklärter Bräutigam. Das ist alles sehr alltäglich, und sieht unsern neuen Romanen so wenig ähnlich, daß ich den Ueberdruß meiner Leser noch einmal damit zu entwaffnen versuche,

daß ich ihnen ans Herz lege: ich habe nur aus dem Herzen geschrieben. Nicht die Wirklichkeit vergessen machen will ich, sondern sie so wahr darstellen, daß sich hie und da in einer Seele die Kraft entwickelt, zur rechten Zeit nach der Herrschaft über die Umstände zu trachten, durch Herrschaft über sich selbst.

Wie gewöhnlich alle Vorgänge bei dieser Verbindung gewesen waren, blieb sie in ihrem Fortgang dennoch nicht von Stürmen geschützt, auf einer solchen spielte der Commerzienräthin wohlmeinende Warnung gegen den Bräutigam an. Vor einigen Wochen ward schon der Keim zu einer Störung von Carl Aicha's Liebesglück gelegt. Braut und Bräutigam waren unsre jungen Leute, die Sitten der ehrenvesten Handelsstadt X., welche der lieben Jugend die Gelegenheit zu großen Leidenschaften und heldenmäßigem Kampfe sehr erschwerten, hatten in einem bestimmt langen Brautstande dennoch einige Gelegenheit anberaumt, die süßen Täuschungen der Liebe durchzuträumen. Dieser Zeitraum dauerte bei Hannchen nun fast ein Jahr, und weil die guten Eltern noch eine Menge zeitlicher Angelegenheiten zu beseitigen hatten, sollte er noch länger dauern. In Hannchen entwickelte sich während

dieser Zeit würklich Liebe, und mit ihr Bemühung zu gefallen, und indem sie Carln gefallen wollte, bildete sie sich selbst ein Ideal von Weiblichkeit nach dem sie strebte, aber auch von dem Mann, dem sie sich zu weihen wünschte. Ihr schien es oft, als geläng' es ihr besser, sich dem ihrigen zu nähern, als Carl dem ähnlich zu finden, das sie sich von ihm machte. — Ich sage mit Fleiß von ihm, denn sie hatte kein fremdes Bild vor der Seele, sie hatte sich ihren Carl selbst verschönert, und wo er seinem bessern Selbst nicht ähnlich war, rechtete sie, schmollte sie, oder weinte sie mit ihm, und um ihn, und glaubte nachher immer eine Zeit lang: Carl sähe seinem Ideal doch ähnlicher, wie sie geglaubt habe.

Wie sich ein solches Ideal in dem lieben Köpfchen gebildet hatte, wäre schwer zu bestimmen. Gern nähm' ich an: daß dem weiblichen Herzen das Anerkennen alles Guten und Schönen, welches den Mann schmücken solle, angeboren ist, daß Verkehrtheit diese Anerkennung nur vertilgt, daß Irrthum sie nur verkehrt macht. Das unverdorbne Mädchen will ihren Geliebten sanft und fest, muthig und hülfreich. Das Zeitalter modifizirt die Aeußerungen dieser Eigenschaften, aber die Forde-

rungen des Weibes sind so bestimmt, daß die Spuren davon weder von Verderbniß noch Roheit ganz verwischt werden.

Seit einigen Wochen kamen oft französische Heerhaufen durch X., selten hielten sie sich lange auf, daher entstand zwischen ihnen und den Einwohnern sehr wenig gesellschaftliches Verkehr. Einmal jedoch traf es sich, daß eben ein Grenadier-Corps mehrere Tage liegen blieb, und einige Offiziers desselben einem Ball beiwohnten. Seit Hannchen in die große Welt eingeführt war, fanden sich zum erstenmal Fremde dieser Art in eine Tanz-Gesellschaft ein. Ein vaterländischer Krieger macht in einer Handelsstadt schon eine ziemlich lebhafte Wirkung auf Männer und Weiber. Jedes Geschlecht behauptet, aus Gründen, die für das andere einen Vorwurf enthalten; die friedlichen Besitzer meinen, ihre schönen Mitbürgerinnen handhabten ihr Vorrecht zu gefallen, gern wie das Strandrecht, indem sie es auf jeden ausdehnten, der das Land betrete; diese hingegen bemerkten, daß ihre geliebten Landsleute ihre Pflicht zu gefallen ganz unter die verfallenen Rechte zählten, wodurch sie dermaßen in's Vergessen gerathen, daß niemand mehr

etwas davon wüßte. Wie es oft bei solchen Voraussetzungen geht, geschieht auch hier, beide Theile bauen nun so consequent darauf fort, daß das Resultat ganz so ist, als wäre der Vordersatz richtig. Hat aber der vaterländische Krieger einen so gefährlichen Einfluß geübt, so begreift man leicht, was eine fremde Uniform dem heiligen Gastrecht alles verdankte, wenn unsre Xr friedliche Bürger ihm dennoch den Tanzsaal eröffneten. Wir verließen Hannchen, wie sie dem ersten Ball beiwohnte, den auch französische Offiziere besuchten. Sehr unbefangen hatte sich das blühende Mädchen geschmückt, denn sie wußte gar nicht, welcher hinterlistige Feind auf sie lauerte. Herr Aicha kam sie abzuholen, und erzählte, indem sie den Schawl vor dem Spiegel umlegte: von der Anwesenheit der fremden Gäste. Hannchen warf noch einen Blick in den Spiegel, und stieg in den Wagen. Ihre hellen Augen glänzten bei den Gedanken, die Männer der Fremde näher zu schauen, vielleicht auch von der schmeichelhaften Ahnung von ihnen bemerkt zu werden noch heller auf. Dennoch ward sie unterwegs bis zum Ballhause halb verlegen, so daß sie, als der Wagen hielt, nicht Achtung gab, was ihr Aussteigen ver-

hinderte. Es waren die Pferde, die nicht halten wollten. Die Mamma verließ endlich ihren Sitz, und Hannchen sah verwundert auf ihren Bräutigam, daß er nicht vorangeeilt sey. Jetzt stieg er aus, und sie folgte auf seine Hülfe rechnend. In diesem Augenblick ließen die unruhigen Pferde den Wagen einen Ruck thun, Herr Aicha, statt nur auf die Sicherheit seiner Geliebten zu denken, machte, vom ehrwürdigen Trieb der Selbsterhaltung gespornt, einen Seitensprung, und Hannchen würde aufs Pflaster gestürzt, ja unter die Räder gerathen seyn, hätte nicht ein blutjunger französischer Lieutenant, der eben neugierig zukuckte, sich ins Mittel gelegt. — Er warf sich an den Schlag, fieng Hannchen in die Arme auf, stand fest, aber um sein Gleichgewicht unter der schönen Last nicht zu verlieren, mußte er den Wagen, den die ungezognen Pferde fortrissen, sich über den Fuß fahren lassen. Das Unglück war nicht groß, denn der Wagen war leer, aber die Empfindung unsanft, und die Folge für einen französischen Lieutenant, der sich einen ganzen Abend zu tanzen vorgenommen hatte, sehr unangenehm. Hannchens erste Empfindung war ein beschämender Schmerz, diesen Dienst einem an-

dern, als ihrem Bräutigam zu verdanken zu haben. Ihre zweite, Carln, der nun etwas verstimmt herzutrat, laut und unüberlegt, dringend, zum Dank gegen den großmüthigen Beschützer aufzufordern, denn daß er seinen Fuß preiß gegeben hatte, belehrte sie das Geschrei der leuchtenden Aufwärter, die keck behaupteten, die Räder seyen ihm alle vier über den Leib gegangen. Der junge Lieutenant hatte bei Carls erster Annäherung eine Bewegung gemacht, seine schöne Beute nicht abliefern zu wollen, wie er aber Hannchens sanfte bewegte Stimme vernahm, die in seiner Sprache den unfreundlichen Herrn, dessen Seitensprung ihm nicht entgangen war, zum Dank aufforderte, trat er ehrerbietig zurück, mit der Bemerkung, daß er ihres Führers Vorrechte eben so sehr beneidete, als ehrte.

Carl war gut und edel, ihm fehlte nur Vielseitigkeit und Reife, diese geben nur Erfahrung und Zeit. Die erste versagte ihm die Beschränkung seines Lebensganges, die zweite seine zwei und zwanzig Jahre. Hätte dem Lieutenant sein verletzter Fuß verhindert, den Ball zu besuchen, wär' er am nächsten Morgen abmarschirt, ja in der nächsten Schlacht vor den Kopf geschossen worden, so hätte

dieser Vorfall den jungen Mann gewiß gebessert. Er hätte ein andresmal auf Gefahr seiner selbst den Schlag nicht fahren lassen, er hätte den nächsten französischen Lieutenant mit der Artigkeit behandelt, die er diesem wegen seines schnellen Abmarsches nicht hätte bezeugen können; seine Billigkeit, seine Dankbarkeit gegen den Retter seiner Geliebten hätte in Hannchens Herzen fast so viel wie die Rettung gegolten — und das Mädchen und der Jüngling wären eine Stufe weiter im Guten fortgerückt. Aber das Schicksal wollte es anders. Der Lieutenant kam doch auf den Ball, ja was noch schlimmer war, sein Fuß, der ziemlich verletzt war, verhinderte ihn zu tanzen, zwang ihn zu hinken, und — konnte Hannchen versagen mit ihm zu schwatzen, da er für sie hinkte? Hannchen hätte gewünscht, Carl möchte in den Trieb ihres Herzens mit eingestimmt, und dem jungen Fremden ihre Dankbarkeit mit auszudrücken gesucht haben. Um ihn zu gewinnen, war sie noch liebenswürdiger wie gewöhnlich. Leider gewann ihn dieses nicht, der arme Lieutenant blieb ihm ein Dorn im Auge. Hannchen wußte ihres Geliebten Mangel an Urbanität nur mit verdoppelter Artigkeit zu ersetzen, und

was reine Weiblichkeit in ihr war, sah in Carls Augen wie Kokettrie aus, denn anstatt den Grund ihres Betragens in sich zu suchen, suchte er ihn in ihr. Der Ball endigte, aber den übeln Eindruck nahm das Brautpaar mit nach Hause.

Es folgten Erklärungen zwischen ihnen, Hannchens Sanftheit beschämte Carls anmaßende Hitze, ihre Vernunft überzeugte seine Leidenschaft, ihre Herzlichkeit heilte seinen verletzten Stolz, er fühlte in sich, daß er an des Fremden Stelle gehandelt hätte, wie der Fremde, und sein Verhältniß mit seiner Geliebten nahm durch diesen Vorfall sogar an Innigkeit zu.

Wie nun der Anfangs erwähnte Artillerie-Park einrücken sollte, erwachte in Carl ein jugendlich gut gemeinter Wunsch, seiner Geliebten einen Beweis seiner vervollkommneten Denkungsart zu geben. Er flößte ihr zuerst Enthusiasmus für die Sieger von Hohenlinden ein, und welches weibliche Herz wär' unempfindlich für Größe und Muth? Er veranstaltete das Frühstück, zu dem er die Einladung brachte. Hannchen warf ihrem Geliebten den dankbarsten Blick zu, sie suchte den ganzen Abend nur ihm zu gefallen, und mit liebenswürdiger

Schwärmerei rechnete sie ihm seine Bewunderung des französischen Heldenmuths, als die Entwicklung einer Tugend, ja als ein Opfer seiner Liebe an.

Der Zug eines Reuter-Haufens in der glänzenden Herbst-Sonne, das Wiehern der Rosse, das Blitzen der Waffen, hatte Hannchens Fantasie belebt, jetzt führte sie der Anblick des schweren Geschützes, das ehrne Rasseln der Kanonen über das Steinpflaster, die Munitionswagen, die durch ihre Form immer an Särge erinnern, aber nicht den alles beendigenden ruhigen Tod, sondern seinen Vorläufer; das schrecklichste Verderben in sich verbargen, — auf trübe, wehmüthige Betrachtungen. Still sah sie den langen Zug hinauf, als sie einen Bauerwagen, auf dem einige Soldaten saßen, in der Nähe halten sah. Man schien sich um einen der Soldaten, die er führte, zu beschäftigen, als ein schöner Reisewagen heranrollte; der darin sitzende Offizier ließ halten, stieg aus, und nahm an dem Auftritte Theil. Nach einigem Verzug fuhr der Bauerwagen langsam bis zu dem Gartenhause, wo ihre Gesellschaft frühstückte, und welches das äußerste am Wege war. Der Offizier gieng neben ihm her, die Hand auf der Leiter, sah er besorgt

einen jungen Menschen an, der dem Anschein nach entseelt auf dem Stroh lag. Bei dem Garten hielt der Wagen, und der Offizier bat in gebrochnem Deutsch einen Aufwärter, der vor der Thüre stand, sogleich ein Zimmer öffnen zu lassen, um seinen kranken Kameraden herein zu bringen. Zugleich half er seinen Bedienten den Jüngling herab zu heben, und unterstützte mit dem Ausdruck ernsten Schmerzes sein leblos herabhängendes Haupt. O geben Sie, helfen Sie! rief Hannchen schaudernd aus, und trieb Carln sanft zur Thür. Da, Wein, Kirschwasser. — Das rief sie händeringend, indem sie, sich unbewußt, mit bis an die Thüre des untern Zimmers gieng, wo der bleiche Jüngling auf einem Ruhebett lag. Furchtsam stand sie von weiten, entzückt sah sie, wie Carl schnell mit dem Offizier einverstanden dem Leidenden Hülfe zu leisten suchte. Carl rieb ihm die Schläfe, der Fremde flößte ihm Wein ein. Es ist nicht stark genug, habt ihr nicht Lavendel-Geist, rief der Fremde sich umwendend, und die Brust des Sterbenden entblößend. — Hannchen flog die Treppen hinauf, sie hatte in dem Arbeitsbeutel einer ihrer Freundinnen ein Riechfläschchen wahrgenommen, ohne um Erlaub-

niß zu bitten, riß sie es heraus, eilte dann athemlos zu dem Leidenden zurück, und hielt dem Fremden das Riechfläschchen hin. Er schien erst an ihrer Hand ihre Anwesenheit zu sehen, und warf einen überraschten, doch sehr flüchtigen Blick auf sie, denn er bückte sich zugleich, um dem Kranken einige Tropfen in den Mund zu gießen. Hannchen erwartete von der Thür aus, wo jetzt Mitleid und Neugier die übrigen Frauenzimmer hingelockt hatte, ängstlich auf die Würkung ihrer Hülfe. Der Kranke machte eine Bewegung, als schüttle ihn der Frost; ein langer Seufzer entstieg seiner Brust, froh faltete Hannchen ihre Hände, als ein Ton des Schreckens, der allen Umstehenden entfuhr, sie beunruhigte, Carl beugte sich über den Fremdling, der Offizier kniete vor ihn hin und rieb seine Schläfe, sie konnte ihn nicht mehr sehen. — Er ist todt, sagten sich die Zuschauer leise und erschüttert, und schlichen fort. Der Offizier stand jetzt auf, und legte sanft die schlaffen Hände des Verschiedenen zusammen, drückte seine Augen zu, und indem seine Hand noch auf der entfärbten Stirne ruhte, blickte er ernst und wehmüthig zum Himmel. Hannchen war tief erschüttert in das Frühstück = Zimmer zurück=

gegangen, wo sie ihre dunkeln Empfindungen in Thränen ergoß. Hier fand sie Carl, der nun dem Offizier die Sorge für seinen Landsmann überlassen hatte. Er erzählte ihr gerührt, was er von dem Todten erfahren hatte, daß er von gutem bürgerlichen Herkommen, durch die Conscription zum Soldatenstande berufen, bei weniger Gesundheit sehr brav gedient hatte; sein Oberster, der bei seinem Tod gegenwärtige Offizier, der ihn aus seinem Departement kannte, hatte ihn stets ausgezeichnet; wie er auf dem Marsch zufällig erfuhr, daß er, noch ehe er sich ganz von einem Nervenfieber erholte, das Hospital verlassen hatte, um schneller die Grenze seines Vaterlandes zu erreichen, war bemüht gewesen, ihm einige Bequemlichkeit zu verschaffen. Am vergangnen Abende, wie er ihn kraftlos von dem Wagen heben sah, befahl er ihm nicht weiter zu gehen, schaffte ihm die Erlaubniß zurückzubleiben, allein eine unwiderstehliche Sehnsucht trieb den armen Jüngling fort, und er hauchte sein Leben nah an der Grenze seines Vaterlandes aus. Hannchen dankte Carl zärtlich für die Hülfe, die er dem Armen geleistet hatte. Sieh', rief sie schluchzend, seine letzte wohlthätige Empfindung

warst du, und sein guter Landsmann, und dort, wenn er erwacht, ist seine erste Empfindung Dank für ihn und dich. Nicht wahr, Carl, so am Sterbebette wußtest du nicht mehr, daß das Franzosen waren? O Carl, eben darum, weil wir da alle Brüder sind, sollten sich die Menschen nie hassen —

Mit dem Genuß der Wehmuth, die jungen Mädchens eigen ist, saßen die Freundinnen noch eine lange Weile zusammen, sprachen von Tod und Trennung, erzählten sich von dem Sterbebette aller ihrer Verwandten, seit sie deren verloren hatten, und jede hielt die andere für lieb und gut, denn der Gegenstand, der sie beschäftigte, entfernte alle nachtheilige Vergleiche, alle thörichte Wünsche. So furchtsam sie waren, neben dem Zimmer vorbeizugehen, wo der Todte noch lag, warfen sie dennoch alle von der Thür aus einen frommen Blick auf den tief Schlafenden, wie sie erst spät vor dem Mittagsessen nach herzlichem Abschied auseinander giengen.

Wie Hannchen in ihr väterliches Haus trat, sah sie einen Reisewagen vor der Thür, der von französischen Bedienten abgepackt wurde. Sie ver-

muthete, daß ihre Eltern Einquartierung bekommen hatten, aber sehr ward sie überrascht, als sie, an Carls Arm in's Zimmer tretend, denselben Offizier, den sie bei dem rührenden Vorfall von heute Morgen einen so rühmlichen Antheil hatte nehmen sehen, neben der Mutter auf dem Sopha sitzen fand. — Er erkannte Carln sogleich, schüttelte ihm die Hand, und freute sich ihn unverhofft wieder zu finden, „leider, setzte er hinzu, „ist für uns der Tod ein sehr gewohntes Schau„spiel, aber selten wird uns die freundliche Sorg„falt, mit der sie heute früh suchten meines ar„men Kameraden letzte Augenblicke zu erleich„tern." Während der Rede fixirte er Hannchen und erkannte nun auch sie wieder. Freilich sagte er ihr sehr schöne Dinge, aber es war der Schmeichelei so viel Gefühl beigemischt, daß sie das Herz rührte, eh' die Eitelkeit laut ward; und in diesem Falle schweigt diese gern stille, denn sie weiß wohl, daß sie ihr Spiel dabei doch nicht verliert.

Obrist Armand war ein Mann über das dreißigste Jahr, sein Vater war ein reicher Kaufmann in Nantes gewesen, er hatte einen Theil seiner frühern Jugend in Spanien zugebracht, zu An-

fang der schrecklichen Kämpfe, die sein Vaterland zerrissen, kehrte er aus England zurück, worauf er sogleich, um seinen Vater vom Verdacht der Verrätherei zu retten, mit der jungen Mannschaft seines Cantons zum deutschen Kriegsheer abgieng. Sein Opfer war vergeblich, sein Vater blutete, seine Familie ward zerstreut, ein Onkel riß, den Dolch gegen seine Mitbürger schwingend, und so seine eigne Erhaltung sichernd, das Vermögen der Vertilgten an sich. Der Sturm verhallte, Stille des Todes folgte, die Spuren des Blutes konnten abgewaschen werden, aber die Geister der Ermordeten wandelten durch die leeren Häuser, wo neue Herrn im gewaltsam erworbnen Eigenthum zitterten. Armands Onkel zitterte auch und starb, und gab in dem Augenblick, wo kein Raub mehr erfreut, seinem Neffen sein Erbe zurück. Armand war Soldat geworden, um seines Vaters Leben zu sichern, ein paar Monate später hätte er es auf Befehl des Convents werden müssen. Hatte ihn aber Zwang berufen, so hielt nun Ehrgeiz ihn fest. Doch sah er nach acht Krieges-Jahren mit Freuden den Zeitpunkt vor sich, wo er einer aus mannigfaltigen Erfahrungen und Ansichten erworbnen Philosophie

an den Ufern der Loire in häuslicher Ruhe genießen sollte.

Der Zufall, welcher ihn mit Hannchen zuerst bekannt machte, hätte auch bei einem weniger gebildeten Mann der Galanterie einen Anstrich von Gefühl geben müssen. Hannchen, oder wie der Fremde sie zu Karls Mißfallen lieber nannte, Nancy, hatte ihre Bekanntschaft mit dem günstigsten Vorurtheil angefangen, und je länger sie den Mann sah, jemehr fand sie Ursache es zu rechtfertigen. Ihr Verhältniß gegen Carl war ihm sogleich bekannt gemacht, und gab ihm einen Ton, in welchem Eins um das Andere, die Ueberlegenheit seines reifern Alters, seines Standes, seines Geistes, mit der seinen Landsleuten eignen Artigkeit gegen das Geschlecht verbunden, etwas von der Freimüthigkeit eines Bruders, und der anerkannten Anspruchlosigkeit eines erklärt hoffnungslosen Liebhabers bemerklich war.

Anfangs hatte Carl Hannchens Wohlgefallen ganz getheilt, er hatte den Gesprächen des Mannes mit Aufmerksamkeit zugehört, er hatte bei Discussionen, in welche sich zur Erklärung manches Punktes aus diesem Gespräch Hannchen einließ, wenn

sie sich mit dem Fremden und ihrem Bräutigam allein fand, sogar Theil genommen. Alles trug aber bei, ihm bald diese Bekanntschaft drückend zu machen. Er fühlte sich vor dem Fremden, der doch kaum zehn Jahr älter war, wie er, nebst seiner Braut in dem Verhältniß von Kindern, nur war Hannchen das vorgezogne geschmeichelte Kind, ihn behandelte man wie einen hoffnungsvollen Sohn, an den man aber auch strenge Ansprüche macht. Leider konnte er manchem dieser Ansprüche nicht genug thun, leider fühlte er sich, wäre es auch nur wegen der Unvollkommenheit des Ausdrucks in der fremden Sprache, verlegen, selbst wo er in der Sache keck war. Indeß Hannchen mit Eifer ihr Köpfchen mit Vergleichen und Forschen der ihr weniger bekannten Sprache beschäftigte, und durch ihr Fragen und Versuchen dem Fremden Bewunderung ihres Scharfsinns und feinen Gefühls für National-Eigenheit abdrang, fühlte er nur mit Aerger, wie reich sie — durch einen Andern ward. Hätte er Armand allein gekannt, so würden seine guten Anlagen ihn zu einem rühmlichen Streben sich die fehlenden Kenntnisse anzueignen, zur Schätzung und Benutzung von des

Freundes Einsicht in viele Dinge, berufen haben. In dem Verhältniß, in welches sie der eigensinnige Zufall jetzt setzte, umschleyerte sich sein Blick immer mehr für alles Gute, und sein Scharfsinn fand in Allem immer mehr Hinneigung zum Bösen in des Fremden Betragen und Gedanken.

Ohne Zweifel war die Sittenlehre Armands von der gewöhnlichen Ansicht der bürgerlichen Verhältnisse etwas verschieden, denn wenn er mit dem ehrsamen Commerzienrath Handels-Interessen, mit dem alten Doktor Völker- und Staatsgeschichte abhandelte, so betrafen seine Gespräche mit seinen jungen Freunden, wie er sie nannte, mehr gesellschaftliche Verhältnisse, Gefühle und Grundsätze. Hannchens zartes bewegliches Gemüth, ihre lebhafte Fantasie, ihre dem Weibe angeborne Vorliebe für Zierlichkeit der Form, Vorwalten des Gefühls, eignete sich Armands Begriffe von Freiheit in der Liebe, von Unabhängigkeit des Gefühls von der Pflicht, von Heiligkeit der Pflicht durch den freien festen Willen, mit Begeisterung zu. Ganz anders dachte Armand sich die Ehe als die Menschen um sich her, als — das war das Gift, das ihren Frieden zernagte — als ihr

Bräutigam sie ansehen wollte. Die Pflichten, die sie beschwören sollte, gedachte sie heilig zu erfüllen, aber Liebe konnte nur von Liebe errungen werden, und so mußte sie fortfahren um Liebe zu werben, sonst entwischte ihr der Preiß, und die dürre Kette der Pflichten blieb zurück. Hannchen faßte in diesem Begriff nur das Schöne, das bei edeln Menschen auch das Wahre ist; mit ihrem reinen Willen in der keuschen Brust, entgieng ihr wie diese Lehre dem Mißbrauch aussetzt, sobald sie mit der Leidenschaft in Bund tritt. Carl hingegen sah in ihr nur die Zernichtung seiner persönlichen Rechte, das Untergrabne seines künftigen häuslichen Friedens, und anstatt den Mißbrauch zu beleuchten, setzte er dem Grundsatz den platten Despotismus der Alltäglichkeit entgegen.

Armand, der die Ungeschicktheit des jungen Mannes sehr schnell wahrnahm, gieng mit der Kühle zu Werke, welche die Unterordnung des Gefühls unter einem klaren und kühnen Geist giebt. Er suchte oft Gelegenheit allein mit ihm zu sprechen, zeigte ihm, daß er bei dem Gegenstand, der ihn unzufrieden mache, ein sehr relatives Unrecht habe, das nur seine persönliche Lage erst positiv

mache. Allein in der Art sich zu äußern, fehlte er ganz unbedingt. Die Grundsätze, sagte er ihm, die Sie sich über die Verhältnisse beider Geschlechter in der Ehe gebildet haben, sind, im Falle daß beide Theile nichts in sich und um sich sehen das ihre Billigkeit antastet, recht gut. In der Idyllenwelt, wo es keine Untreue giebt, bei der sclavisch arbeitenden Klasse, bei der die Liebe mit den übrigen Bedürfnissen zum Leben befriedigt wird, bei einzelnen Menschen, deren schwerfällige Existenz aus jedem Tag einen Abschnitt des Lebens macht, dessen Erfahrung auf den folgenden gar nicht übergeht, mag das wohl anwendbar seyn, ja gewissermaßen ist es also. Aber mein Freund, so wie Sie Ihren Weibern, da es Ihre Landsmänninnen zunächst angeht, nur eines Ihrer vielen Erziehungsbücher für die gebildete Jugend in die Hand gegeben haben, kann alles Streben, Ihre Herrschaft fortzusetzen, nichts mehr helfen. Das Weib lernt seine Kräfte kennen, indem sie ihr Fesseln anlegen, es entsteht ein Krieg von List gegen Uebermacht, und die Sitten sind zerstört. In diesem Zustand sind wir jetzt alle, mehr oder weniger, und dieses Mehr oder Weniger wird durch die Zu=

fälligkeiten der übrigen gesellschaftlichen Verhältnisse bestimmt. Von gesetzlicher Freiheit ist hier nicht die Rede; Gesetze können den moralischen Menschen nie beschränken, weil er sie sich aneignet, sie für sich selbst aufs neue macht. Nur mit sittlicher Freiheit können wir uns beschäftigen. Bei unsrer Bildung, oder Gelegenheit zu Bildung sind wir genöthigt, die Ehe als einen Vertrag anzusehen, dessen unerlaßliche Bedingungen von der Vernunft abhangen, die zufälligen vom Herzen. Für die ersten wird uns das Gesetz Bürge, für die zweiten wir selbst. Bei diesen letzten sind also die Ansprüche auf beiden Seiten ganz gleich. Von dem ersten sprechen wir nicht, nur rohe Menschen können dagegen anstoßen. Die letztern, mein junger Freund, sind Sie in Gefahr zu mißkennen. Sie lieben Mademoiselle Nancy, und sind von ihr geliebt, allein es war doch eine Zeit, sey sie auch noch so kurz gewesen, wo sie Ihnen, und Sie ihr, gleichgültig waren. Besinnen Sie sich, was in dieser Zeit diese Gleichgültigkeit in Liebe verwandelte. Aus derselben Ursache sollte denn noch fortwährend dieselbe Folge entstehen. Sie gewannen Liebe, weil Mademoiselle Nancy Liebenswürdigkeiten in

Ihnen entdeckte; fahren Sie fort, liebenswürdig zu seyn, — nein, nein, keinen Zorn! — wir müssen uns verstehen. Bei gemeinen Mädchen, die nur das Aeußere fesselt, erreicht die Möglichkeit zu gefallen in der Brautnacht, oder doch ungefähr so, den höchsten Grad, desto besser oder desto schlimmer, wenn sie der Ehemann von da aus bei Permanenz zu erhalten weiß. Ihre Geliebte muß ich um Verzeihung bitten, daß dieser Punkt für die Vollständigkeit meines Raisonnements, nur erwähnt werden mußte. Bei Mademoiselle Nancy ist das höchste Ziel der Liebenswürdigkeit ins Unendliche hinausgerückt. Es hat mit keinem bürgerlichen noch sittlichen Verhältniß zu thun, obschon es jedes bürgerliche und sittliche als Mittel in sich begreifen muß. Nancy liebt in Ihnen das Edle und Schöne, das ist unendlich, wie Gott, und all vertheilt, überall zu erlangen, wie das Licht, das unser Auge sehen macht, die Luft, die wir athmen. Unendlich, wie das Streben zum Bessern, ist die Liebe mit der Nancy zu lieben bedarf, mit der sie Sie lieben wird, wenn Sie diese Liebenswürdigkeit nie verlieren. Jetzt sind Sie auf gutem Wege zu diesem Verlust, wen-

den Sie noch um, oder hören Sie auf, Ansprüche an Liebe zu machen, begnügen Sie sich mit Rechten.

Und das Mittel, rief Carl am Schluß dieser Unterredung, aus welcher wir Armands Ansichten zusammengezogen mitgetheilt haben; das Mittel, rief er mit einer Entrüstung, die ihm schon allein allen Vortheil des Streites entzog, das Mittel wäre also ein ausgedehntes Verführungs-System, das nur mit dem Leben aufhörte; ein beständiges Bemühen meines Weibes Sinne und Herz von allen andern abzuziehen....

Vortrefflich! Sie fassen meine ganze Meinung in etwas scharfe Worte, sagen aber doch gerade, alles was sie in sich faßt.

Und die ernsteren Pflichten des Hausvaters, des Bürgers, die sollen alle diesem moralisch-sinnlichen Epikurismus aufgeopfert, wenigstens untergeordnet seyn?

Die sollen Mittel zu meinem Zweck seyn, und dieser wieder zur Erfüllung dieser Pflichten helfen — eines um das andere, wie in der ganzen Natur alles ein um das andere, Mittel und Zweck ist.

Carl verstand Armand nicht ganz, seine einfa-

che Denkungsart mißtraute der Kühnheit, mit welcher dieser Mann alle Pflichten klassifizirte, mischte und gleichsam ausspielte, wie der kaltblütige Spieler seine Karten, wie sie sein höherer Zweck, den er ziemlich schwankend, wie es Carl däuchte, höhere Bildung nannte, erforderte. Von einer andern Seite mußte er sich selbst gestehen, daß die Begriffe, welche er über die Liebe aufstellte, ihm in den Stunden seiner schönsten Begeisterung vorgeschwebt waren. Aber in Armands Munde mußten sie nur seine Eifersucht reizen, seine Eitelkeit nur demüthigen, Hannchens Treue, Hannchens Tugend sogar nur aus einem zweideutigen Gesichtspunkt ansehen lehren. Mit allen diesen peinlichen Gedanken beschäftigt, schwieg er eine Zeitlang. Bald von seiner edleren Neigung aufgerufen, das Schöne, das er ahndete, zu erforschen, oder das Schlechte, wenn ers in seinem Gegner fände, kühn zu bekämpfen, sein und Hannchens Glück zum Lohn davon zu tragen, bald zog ihn der beschränkte Gesichtskreis seiner Gewohnheiten und Erfahrungen wieder in sich selbst zurück, und lehrte ihn seine Sicherheit in den engen Schranken alter Sitten suchen. Armand

sah seinem Stillschweigen eine Zeitlang zu, und schien es abwarten zu wollen. In seiner Haltung war etwas ruhiges, kühnes, und sein lebenvolles Gesicht spielte wie ein vielseitiges Instrument eine Menge Töne durch, doch wie von muthwilliger Hand berührt schien Carln jeder Ton wie Spott und Schadenfreude zu klingen. Carl that dem Franken Unrecht. Sein Ausdruck hatte etwas von Spott, aber er traf nicht Carl, er traf die Menschheit. Armand studirte in Hannchen das Weib, er beobachtete in Carln den Mann. In Hannchen rief er durch sein bloßes: neben ihr daseyn, eine Menge Fähigkeiten zur Thätigkeit auf, die in ihr schlummerten. Sie war reich ausgestattet von der Natur, in dem Kreis kindlicher Pflichten, häuslicher Geschäfte, welche dem Herzen alle so nahe sind, unverschraubt geblieben. Armand gab allen in ihr ruhenden Gefühlen nur Zusammenhang und Deutung. Was aber in dem menschlichen Gemüth nur als Frucht der Erfahrung einen Werth hat, lehrte er sie als Grundsatz zum Handeln, und so wagte sie frei zu denken, ehe sie ihre Kräfte zum Handeln noch kannte. Ohne andere Selbstsucht, als den Genuß der Beobachtung,

wünschte Armand, Carln zur Uebereinstimmung mit seiner Geliebten zu leiten, aber er faßte ihn mit rauhen Händen, weil ihm mehr um das Beobachten, als um Carls Glück zu thun war. Er forderte ihn scharf auf, ihm mit seiner Vernunft zu folgen, unberechnend, oder vielmehr nicht achtend, daß der beschränkteste Mann auch in den weichlichsten Sitten, wenn nicht Festigkeit, denn doch Starrheit erwirbt, schon deswegen, weil er mit dem Vorurtheil, Herr seiner Handlungen zu seyn, aufwächst. Zu der Ueberlegenheit, mit welcher er den jungen Mann behandelte, gesellte sich unläugbar das Bewußtseyn, Herr seines Schicksals zu seyn, soweit es von Hannchen abhieng; wenn also in seinem ganzen Wesen ein bischen Satanität war, ist's nicht zu verwundern. Je länger Carl nachdachte, je tiefer fühlte er nur diese, je verlegener ward sein Stillschweigen. Armand bemerkte das, er faßte seine Hand, und sagte mit wahrem Edelmuth: mein junger Freund, was wir jetzt sprechen, kann nicht augenblicklich zu einem Zweck führen. Nur noch ein Wort, das beinahe anmaßend klingt, und doch nur einfaches Wohlmeinen ist: wie auch Ihr Verhältniß zu Mademoiselle

Nancy sey, ich kann nie, auch nicht auf das entfernteste die Schuld davon auf mich geladen haben. Er hatte unter diesen Worten nachläßig sein Wehrgehäng umgelegt, strich seinen Federbusch, schüttelte nochmals Carls Hand, und sagte im Weggehen: nein, ihr seyd ein liebes Paar, und ich bin Euer beider Freund.

Carl blieb mit dem gehässigen Gefühl: der Untergeordnete in jeder Rücksicht zu seyn, zurück. Die Art, wie Armand seines Verhältnisses zu Hannchen erwähnte, erbitterte ihn noch mehr, er sah sich von dem Manne durchschaut, er fühlte die Großmuth in seiner Aeußerung, und haßte beinahe ein Gut, das ihm seines Nebenbuhlers Willkühr zu erhalten schien.

Bisher war Hannchen ihren Weg sehr kunstlos fortgegangen. Sie hatte alles Interesse, das ihr Armand einflößte, redlich unter die Empfindungen einer höhern Freundschaft geordnet, und ein sehr weibliches Gefühl hatte ihr, so oft Carl gegen Armand in Schatten stand, ein beschämtes Mitleid eingeflößt. Beschämt, weil sie ihren Geliebten im Nachtheil sah, und mitleidig, weil sie in seiner Seele die kleine Kränkung litt. — Dieses Gemisch

von Selbstbetrug und weiblicher Güte hatte Carls Platz in ihrem Herzen stets erhalten. Aber sein Betragen war auch noch stets sich gleich geblieben: ein offner Kampf um einen geliebten Besitz, wenn auch mit ungeschickten Waffen. Jetzt veränderte sich sein Benehmen gegen sie. An die Stelle eifersüchtiger Ansprüche, und aufopfernder Versöhnung — die drohenden Vorbothen einer unwiederbringlichen Trennung — warf er sich in eine erkünstelte Gleichgültigkeit, oder den Anschein einer höchst übelgelingenden Flatterhaftigkeit. Hannchens Bewußtseyn ihrer Vorzüge würde sie nun schon allein von ihm entfernt haben, wenn auch nicht Armand ihre Fantasie immer mehr verirrt hätte.

Der Befehl, die in der Gegend von X** kantonirten Truppen zu sammeln, und den Weg nach ihrem Vaterland antreten zu lassen, traf ein. Der Friede, der Deutschland einen kurzen Traum von Ruhe gewähren sollte, war der Abschließung nahe. Armand sahe nun den Zeitpunkt vor sich, in welchem es ihm die Umstände erlauben würden, das was er als das Ziel seiner Wünsche aufgestellt hatte, zu erreichen. In seinem Gemüth vermischte sich Vernunft und Gefühl sehr leicht, ohne Eins zu werden. Alle

Bilder seiner Kindheit, aller Schmerz seiner Vergangenheit ward lebendig in ihm. Er spielte seine Knabenspiele am Mühlbach seines väterlichen Gutes von neuem durch, er sah die Wellen der Loire noch einmal empört Leichname fortrollen, er suchte in seinem Gedächtniß die Gegend, wo er nun seinen Heerd wollte bauen, und seine Fantasie nicht zügelnd, weil er sie zu überwältigen im Nothfall, sich der Kraft bewußt war, kleidete er das weibliche Wesen, das seine ruhige Zukunft verschönern sollte, mit Hannchens Zügen. Wie weit er dieses arglose Geschöpf in seinen Träumen mit fortriß, überrechnete er nicht, und Hannchen wollte in dem Kummer, den sie bei der nahen Abreise ihres Freundes empfand, nur den Schmerz der scheidenden Freundin sehen. Carls Gegenwart wär' ihr unter diesen Umständen peinlich gewesen, sie litt aber selten von ihr, denn ein Vorfall, der in den Handels-Verhältnissen seines Hauses statt gehabt hatte, nahm seine Zeit jetzt hin und entzog Hannchen und ihren Eltern die Verstimmung, die ihnen sonst unverkennbar hätte seyn müssen.

Der nahe Friede öffnete der Handlung jetzt eine Aussicht, welche, durch andre Umstände begünstigt,

die Interessenten des Aichaischen Hauses unverzüglich benutzen zu müssen glaubten. Nach mancher Berathschlagung ward es für nöthig gehalten, den Sohn des Hauses selbst nach H. zu senden, um eine weitläuftige Spekulation persönlich einzuleiten. In der Stimmung, die täglich mehr von des armen Jüngling Herzen Besitz nahm, war dieser Entschluß, der eine Abwesenheit von vielen Monaten erforderte, eine Entscheidung über sein ganzes Schicksal. Die Aussicht der langen Trennung von dem Mädchen, der bei allen Stürmen des Unmuths sein ganzes Herz geweiht war, ja deren Bild Unmuth, Eifersucht und Tadel nur tiefer in dieses gute Herz gegraben hatten, verwischte auf einmal jedes gehässige Gefühl, und erregte nur den Wunsch, vor seiner Abreise ein Band zu knüpfen, das ihm und ihr bewiese, daß ihrer beider Liebe noch die ehemalige sey. Seine Eltern gaben diesem Wunsche ihren Beifall, und dieser Entwurf in der ersten Sehnsucht des versöhnung-bedürftigen Herzens ausgeführt, wäre gewiß schön gelungen. Aber unselige Störungen von Geschäften setzten ihn um einige Stunden zurück, mancher fremde Begriff gesellte sich in Carls Kopfe zu ihm, und bis er ihn auszuführen,

seine Geliebte aufsuchte, war sein Unternehmen vielmehr eine Probe, auf die er ihre Liebe stellen wollte, als der Wunsch jetzt jeden Irrthum zu zerstreuen und den vertrauensvoll um der Liebe Lohn zu bitten. Diese Entwicklung in diesem Augenblick erregte in Hannchens jungem überspannten Köpfchen einen Aufruhr, in welchem ihr keines ihrer Gefühle mehr klar ward. Von einer Seite ward sie ihres Wankelmuths gegen Carln sich bewußt, von der andern erschien ihr eine Hochzeit durch Handelsgeschäfte herbeigeführt, neben der Spannung, in welcher Armands geistvoller Umgang sie erhielt, als eine widrige Beleidigung ihres feinen Gefühls. Die Verwirrung, mit welcher sie seine Bitte beantwortete, eine Bitte, die er nicht mit der Fassung gethan hatte, welche Zuversicht der Liebe giebt, in welcher leider Auflauern des Erfolgs zu lesen gewesen wäre, wenn Hannchen hätte lesen können. — Diese Verwirrung lehrte sie statt der Sehnsucht des Liebhabers die Behauptung seiner Rechte in Carls Bitte lesen. Ihre Eltern kamen hinzu, und die väterliche Autorität, die mütterliche Haushalts-Weisheit mißtönten zerstörend in des Mädchens Gemüth.

In diesem peinlichen Moment trat Armand unbefangen in das Zimmer. Der ehrliche Commerzienrath sah in der Veranlassung, die sie versammelt hatte, ein bloßes Geschäft, und in seinem Gast nur einen vernünftigen Hausfreund; er trug ihm sogleich den Fall mit der Bitte vor, dem Mädchen vernünftig zuzusprechen, damit sie einem Vorschlag nichts in Weg lege, bei dem beide Wirthschaften sich wohl ständen. Die Dazwischenkunft des Obersten, so wie die Aufforderung des ehrlichen Commerzienraths war für Hannchen und Carl, aus vielen und doch ganz verschiedenen Gründen, auf das äußerste gefährlich. Was Hannchen jetzt auch entscheiden mochte, so machte es Armands Rath zu einem Gegenstande von Carls Mißtrauen, und was noch von Liebe und Weichheit in seinem Herzen geblieben war, ward von Eifersucht und Trotze verdrängt. In Hannchens Seele verwirrte sich jede helle Ansicht ihres eigenen Willens, sie zitterte bei der Anerkennung, daß Armand sie nie geliebt, daß er von Liebe, aber nicht mit ihr als seiner Geliebten, gesprochen habe. Der ruhige Ton, mit welchem der Oberste sich von dem Commerzienrath über die

ganze Sache belehren ließ, gab ihr Zeit, ihre Fassung zu bilden, sie hatte die Züge seines Gesichts studirt, und bemerkte mehr Wechsel auf ihnen, als die ruhige Erörterung des Gegenstandes hervorbringen konnte, sie beobachtete auch Carl, aber sein Gesicht, in welchem nur entstellende Leidenschaften arbeiteten, seine Haltung, die Unruhe ohne Kühnheit verrieth, zerriß das letzte Band, das sie an ihn hielt.

Armands Gesicht nahm nach und nach seinen gewöhnlichen Ausdruck von lebhaftem Geist, halben Spott und offnen Blick wieder an. Also soll ich armer Unglücksvogel hier den Großmüthigen spielen, selbst den Untergang aller meiner Wünsche beschließen? — Wohlan, mein Apelles, ich will größer seyn, wie Alexander, denn Apelles Schöne war keine Nancy! so rief er mit komischer Emphase, und faßte Hannchens Hand, um sie Carln zuzuführen, die beiden Eltern klatschten fröhlich in die Hände, denn sie sahen bloß die Handlung, die Worte waren ihnen unverständlich, ja sie achteten sie nicht einmal, allein zwischen den beiden jungen Leuten schien sich in diesem Augenblick ein Abgrund zu öffnen. — Carl rief mit zornglühendem

Gesicht: „Nein, mein Herr — Ihre Meinung zu befragen stand Mademoiselle Hannchens Eltern frei, aber mein Urtheil nehme ich nur aus Hannchens Munde an, ersparen Sie sich also die Anstrengung der Alexanders-Rolle." Hier nahm er seinen Hut, sagte mit einer leichten Verbeugung gegen die Eltern, daß er ihre Entscheidung gelegentlich in seinem Hause erfahren würde, und verließ das Zimmer.

Der Commerzienrath und seine Frau standen wie von einem schweren Traum erschreckt, wo sich die Gestalten vor den Augen verwandeln, und befreundete Formen zu Schreck-Larven sich verzerren. Sie verstanden nichts von dem Allem. Nach einem Sinn begierig legten sie aber Carls Betragen als eine Beleidigung aus. Hannchen hatte anfangs wechselnd mit einer hohen Schaamröthe und einer Blöße, die das Leiden ihres Gemüths verrieth, ihre Hand aus Armands Hand losgewunden, wie Carl aber das Zimmer verließ, warf sie sich, das Gesicht verhüllend, auf den Sopha. Was sagt der Geck? Er schlägt unser Kind aus? rief die Mutter mit zornfunkelndem Blick. — Der Romanenheld will das Mädchen nicht aus der El-

tern Hand, das ist ihm zu gemein — statt im Comptoir zu sitzen, liest er Poeten, und statt einer rechtlichen Freiwerberei will er ein rendez vous. — Ruhig, meine Freunde, fiel ihnen Armand ein, wir haben uns alle nicht verstanden. — Ich habe das Unglück auf mich geladen, einen Theil dieses Mißverständnisses zu veranlassen, setzte er zu Hannchen hinabgebeugt hinzu, ich will es wieder gut machen, oder das Andenken meines hier genoßnen Glückes wird mich wie Furien verfolgen. — Mein Herr, Madame, Herr Aicha hat Sie nicht beleidigen wollen, er hat nicht ohne Ihre våterliche Autoritåt die Erfüllung seiner Wünsche gesucht, im Gegentheil ist er so eifersüchtig auf dieselbe, daß ihn der freundschaftliche Antheil, den Sie mir bei der Entscheidung seines Schicksals erlaubten, zu einer Uebereilung hinriß. Aber gestatten Sie mir noch einmal auf Ihr Vertrauen zu rechnen — ich eile jetzt zu dem jungen Mann, um ihn wieder auf den rechten Weg zu führen ..... sollte es mir nicht gelingen .....

Halt! mein Herr, rief jetzt Hannchen fest, stand vom Sopha auf, und faßte ihrer Eltern Hånde, Sie sind gut, meine Mutter, Sie waren

immer gut, mein Vater, Sie werden mich nicht mit Demüthigung durchbohren, nicht mich dem Elend preiß geben — ich weigre mich unwiderruflich, jetzt meine Hand zu vergeben. Unwiderruflich! Keines Dritten Dazwischenkunft wird etwas ändern — und Ihre Theilnahme an dem Vorfalle, mein Herr, sie richtete sich dabei stolz gegen Armand, ist ganz überflüßig. Sie verließ hierauf eilig das Zimmer, die kurze Unterredung, welche noch zwischen Armand und Hannchens Eltern vorfiel, war für alle Theile gleich peinlich. Die guten Alten merkten dunkel, daß sie manches nicht wüßten und nicht verstünden, und nun richtete sich eben so instinktmäßig, wie er Carln der Beleidigung angeklagt hatte, ihr Unmuth auf ihren fränkischen Gast. Sie sahen ihn jetzt wieder nur im Lichte einer lästigen Einquartirung. Furchtsamkeit und Haß mischten sich wie immer bei dieser traurigen Ansicht, und Armand verließ sie mit dem doppelt lästigen Gefühl, Böses gestiftet und das wohlthätige Bewußtseyn zu achten und geachtet zu werden, verloren zu haben.

Nach einigem Nachdenken gewann der Entschluß, wo möglich wieder gut zu machen, über

seinen Widerwillen gegen alle in dem Vorfall begriffene Personen, die Oberhand. Er wollte Carln aufsuchen, und ihn mit Offenheit und Achtung zur Ruhe seines Gemüths zurückführen, als er eine sehr leidenschaftliche Aufforderung zu einem Zweikampf von ihm erhielt. Armand lächelte rein gutherzig, denn der Tollkopf des Jünglings war ihm lieb. Aber der Ueberbringer war ihm so ärgerlich, daß er, ihn durch eine lebhafte Wendung gegen die Thür bei Seite schiebend, gewissermaßen den Wink gab, selbst dieses Ausgangs wahrzunehmen und seine Sendung als geendet anzusehen. Er hatte diesen Menschen, einen vor kurzem heimgekehrten Studenten, ein paarmal in Carls Gesellschaft gesehen, und war stets von seiner schwerfälligen Gestalt und unverschämt lautem Betragen aufgebracht worden. Der Zögling der Musen schien im gegenwärtigen Falle das Aergste als das Sicherste anzunehmen, drückte den Hut auf den Kopf, und sagte wunderliche Worte, die der übermüthige Franke sich nicht zu verstehen begnügte, sondern ihm sehr kaltblütig den Hut vom Kopf nahm, ihn leicht zur Thür hinaus auf einen Tisch warf und indem er einem eben herbeikom-

menden Bedienten zurief: man schließe mein Zimmer ab! neben jenem vorbei, die Treppe hinunter gieng.

Er eilte zu Carln mit dem festen Vorsatz ihm alles zu sagen, was Güte, Erfahrung, ja Anerkennung einer Art Unrechts nur einflößen konnte; allein vor der Thür seines Hauses begegnete er eine Aufforderung zum General zu kommen, und dort wurde ihm der Befehl bekannt gemacht, am folgenden Morgen mit seinen Truppen weiter zu gehen.

Seine Absicht, Carln durch die Macht der freundschaftlichen Ueberredung zu besänftigen, durch Offenheit unselige Eindrücke zu verwischen, ehe die von ihm anberaumte Stunde zum Zweikampfe herankam, war nun unmöglich, er fand mühsam nur den Augenblick, ihm folgende Zeilen zu schreiben:

„Als Mann von Ehre und Offizier kann ich Ihre Herausforderung nur annehmen, als Mensch und gebildeter Mensch setze ich noch ein Wort hinzu. Ich habe Sie nicht beleidiget, und bin von Ihnen nicht beleidigt worden. Ich habe Ihres Herzens Frieden gestört, ohne es zu wollen,

ohne den geringsten Vortheil dabei zu suchen noch zu erhalten, nur durch eine unselige Unbedachtsamkeit in der Aeußerung meiner Grundsätze. Es bedarf nur eines vorurtheilsfreien Blickes von Ihrer Seite, um Mademoiselle Nancy noch eben so theuer zu seyn, wie ehedem, und durch sie der glücklichste Mann zu werden. Ich muß mich auf Ihre Forderung stellen, aber bedenken Sie, daß Sie Ihre Freundinn einem sehr harten öffentlichen Urtheil aussetzen durch Ihren leidenschaftlichen Schritt. Ich erwarte Sie in dem ... Gasthof heute Abend sechs Uhr, wo möglich als meinen Freund, aber immer mit herzlicher Achtung."

Carl hatte des Commerzienraths Haus in dem Sturm der zerreißendsten Leidenschaften verlassen. Rache gegen den Störer seines Friedens, beleidigte Liebe, beleidigter Stolz kämpften in seinem Gemüth, und drangen ihm das Bedürfniß ihnen Luft zu machen, so gebieterisch auf, daß er die Schwäche hatte sich einem Menschen anzuvertrauen, den er in kühlern Augenblicken nie Theil an dem Innern seines Herzens hätte nehmen lassen. Dieses war eben der Ueberbringer seiner Herausforderung an Armand. Steffen, so hieß er, hatte

aus seinen Hörsälen wirklich eine Menge neuer, und eben so viel befremdlicher Ideen mitgebracht, die er bei dem Weinglase sehr laut, und eben darum für den furchtsamen Layen, wo nicht überzeugend, doch sehr zum Stillschweigen verweisend, vorbrachte. Carl, in dessen redlichem Gemüth der Wunsch sich zu bilden, ungeachtet seines Hasses gegen Armands Bildung, sehr lebhaft war, hatte sich unter Steffens Zuhörern nicht zur schweigenden Partei gewendet, sondern war gewissermaßen sein Schüler geworden. In einer andern Epoche hätte ihm das rohe, absprechende Wesen des Menschen mißfallen, jetzt stimmte es in seinen allgemeinen Unmuth ein, da es Steffens als das Gepräge der Deutschheit ausgab, das die Zeiten jedem braven Germanen ans Herz legten. Steffens hielt sich selbst viel zu erhaben über seine Mitbürger, um an ihren Angelegenheiten über einen andern Punkt hinaus, als den ihrer Weinkeller, den geringsten Antheil zu nehmen, er hatte sich also auch um Carls schweres Herz, so oft es ihm sichtbar ward, nie bekümmert. Unglücklicherweise mußte er ihm heute begegnen, heute wo ein weiser Freund auf das Schicksal des jun-

gen Mannes und seiner verirrten Freundinn so wohlthätig hätte wirken können. Steffen kam von einem Schmause, der seine Lebensgeister in eine besondre Spannung versetzt hatte, von jeder geleerten Flasche nahm er den Stolz einer gewonnenen Schlacht über die Erbfeinde Deutschlands mit sich fort, und nachdem ihm Carl seine Lage, und seine Begier sich an dem treulosen Franken zu rächen, auf einem einsamen Spaziergang entdeckt hatte, rief er Rache und Blut, ja es schien, als fühlte er in sich seine ganze Nation vereinigt, und wollte in Armand sein ganzes Volk vertilgen. Zwischen einem verschraubten Kopf, den der Wein, und einem zerstörten, den die Liebe erhitzte, ward also jetzt die Herausforderung abgeredet. Wie Carl Armands Billet erhielt, war Steffen noch bei ihm, und hauchte noch seine Wuth über die von dem stolzen Fremden erhaltne Begegung aus. Die verduzte Stummheit, mit welcher er noch eine Weile stehen blieb, nachdem Armand schon die Treppe hinunter gieng, und auf des Bedienten höfliche Frage: womit man dem Herrn noch dienen könnte? sich nach seinem Hut umsah, diese Stummheit war jetzt in deklamatorische Reden ausgebrochen. Carln machte

das Billet ruhiger, aber entschloßner auf seiner Forderung an Genugthuung zu beharren. Sein sittliches Gefühl ward troz seiner Leidenschaft wieder lebendig, er fühlte sich unbehaglich in Steffens Gegenwart, und bei dem Gedanken diesen Menschen mit zu der bestimmten Zusammenkunft zu bringen. Gern hätte er sein Geheimniß wieder zurückgekauft, um der Folgen willen mußte er aber diesen Menschen dulden. Seine Unbehaglichkeit nahm zu, wie er mit ihm in das zur Zusammenkunft anberaumte Zimmer trat. Armand, den er mit zwei ältlichen Offiziers von sehr mildem, feinem Ansehen fand, empfieng ihn mit zutraulichem Händeschütteln; bei dem Anblick seines Begleiters stuzte er, und ein paar Worte, die er in seiner Landessprache sagte, bewiesen, daß er sich wundre, ihn als Vertrauten in dieser Sache zu sehen. Doch faßte er sich sogleich und begrüßte Herrn Steffens mit einer kalten Würde, die diesen sehr in Verlegenheit sezen mochte, denn er schien ganz' als Nebenperson beiseite zu treten. Armand fragte Carln: ob er sich schmeicheln dürfe, daß seine wenigen Zeilen diese Zusammenkunft zu einem freundlichen Abschiede gemacht hätten? „Ich habe nur eine Viertelstunde, sagte

er, und von dieser nähme ich gern das Bewußtseyn, einen Freund zurückzulassen, mit mir fort. Wir brechen diese Nacht auf." Dieses sagte er sanft, und fast gesprächsweise. Carln hätte es schon an Biegsamkeit des gesellschaftlichen Tons gefehlt, um seinem Handel diese Wendung zu geben, jetzt trug aber vieles bei, um ihm seine Fassung zu entreißen. Steffen, der Armands Worte gar nicht zu hören schien, warf den Mantel ab, und zog ein paar Degen, die er darunter verborgen hatte, mit einem Wesen hervor, das eine komische Mitte zwischen dem Vorbereiten eines Metzgers zum Schlachten, oder eines Bartscheerers zum Rasieren hielt. Die beiden ältlichen Offiziers lächelten und sagten sich einander einen beißenden Einfall, den Carl vernahm, indeß Armand nur mit ihm beschäftigt schien. Der gute Aicha erwiederte seines Gegners freundschaftliche Eröffnung nur mit den Worten: mehr wie eine Viertelstunde brauchen wir auch nicht, mein Herr. — Haben Sie alles überlegt, mein junger Freund? — Alles, rief Carl, und warf sein Oberkleid ab. — Auch was Sie Andern schuldig sind? — Armand sah jetzt ernster aus, und schien Carln zurückhalten zu wollen, denn er legte seine

Hand auf den Arm, mit dem jener den Degen von Steffens annahm. Ich habe nichts zu überlegen, ich habe hier nur zu strafen .. erwiederte der arme Jüngling, sich selbst zur Wuth aufarbeitend. Hier schien Armand eine Aufwallung von Zorn zu unterdrücken. Meine Herren, sagte er zu den beiden Offizieren gewandt, von denen der eine die Thüren verschlossen hatte, und die nun beide näher hinzugetreten waren, „meine Herren, dieser junge Mann hatte mich bis hierher nicht beleidigt, ich habe seiner Ehre nicht das mindeste in Weg gelegt, so eben sagt' er aber etwas sehr Unschickliches, durch welches er diesen Zweikampf zu einer Art Gottesgericht zu machen scheint; ich hoffe also, er wird sich durch den Ausgang, als durch ein Gottes-Urtheil, belehren lassen. Kamerad — er wendete sich zu dem einen der Männer, du sekundirst mich, und du lieber Vetter, er drückte dem andern die Hand, du sorgst für den jungen Menschen, wie für mich, wenn er's sollte nöthig haben."

Carl war nun seiner nicht mehr mächtig. Um zu diesem Auftritt geschickt zu seyn, hatte es bei seinem bisher so gefahrlosen und ruhigen Lebenskreise heftiger Leidenschaften bedurft, aber jetzt

wirkte noch mehr wie diese, es wirkte gewaltsam von sich gestoßnes Gefühl des Unrechts. Er focht mit unsichrer Hand, und hatte einen vortrefflichen Gegner. Nach wenigen Gängen ward er entwaffnet. Das ist doch genug? rief Armand's Sekundant, und reichte seinem Freund des Besiegten Degen. Wie Herr Aicha es wünscht, erwiederte dieser kalt, und both Carln den Degen dar. Des Sekundanten Frage war von einem spöttischen Lächeln begleitet gewesen, das Carls Unsinn aufs neue reizte, er riß den Degen an sich, und erneute das Gefecht. Beide Freunde Armand's drückten laut ihren Unwillen aus, Steffen stand daneben halb trotzig, halb dumm, er getraute sich nicht Partei zu nehmen und freute sich doch Carls beharrlicher Wuth. Aicha drang auf das unvorsichtigste auf Armand ein, der ihn wie ein Kind schonte, plötzlich machte er aber eine Wendung mit der Hand, wodurch er seinen rechten Arm so berechnet in Gefahr setzte, daß er über dem Ellenbogen eine leichte Wunde davon trug, auf die sogleich Blut folgte. Armand's Sekundant warf sich jetzt mit einem verweisenden Ausruf gegen den jungen Aicha zwischen sie, und erklärte: daß er

den Zweikampf nicht fortsetzen ließe. Wahrhaftig, rief der andere Franke, dieses ist nicht die Gelegenheit, wo das Blut eines unsrer würdigsten Offiziere fließen soll. Ruhig, meine Freunde, sagte Armand, und wendete sich zu Carl, der bestürzt und beschämt, aber nicht erweicht vor ihm stand: Mein Herr, Sie wollten Blut, diese Herrn sind Zeuge, wie freiwillig ich es Ihnen gewährt habe. Ich wünsche, daß Sie nun kühl genug seyn mögen, um wieder glücklich zu werden. Mit diesen Worten verneigte er sich kalt gegen ihn und Herrn Steffen, und gieng in ein Nebenzimmer, wo ein Wundarzt erschien, den man schon vorher benachrichtigt haben mochte.

Carl schwieg, unfähig, Fassung zu finden, er war noch mit Ankleiden beschäftigt, als einer der Offiziere zurückkam, und, nachdem er ihn einige Sekunden betrachtet hatte, zu ihm sagte: „Mein Herr, der Oberste will um Ihrentwillen jede Vorsicht anwenden, er räth Ihnen daher nicht sogleich dieses Zimmer zu verlassen, damit Sie Zeit haben den Blicken der Vorübergehenden mit Fassung zu begegnen. Trinken Sie ein Glas Punsch mit mir.“ Diese Viertelstunde war die peinlichste, welche

Carl je erlebt hatte. Vernichtet saß er neben seinem Begleiter, der, nun er die Nichtsbedeutenheit seiner Rolle überstanden hatte, wieder mit Uebermuth umherzuschaun begann. Des alten Franzosen kalte Höflichkeit drückte Carln mit Zentner-Schwere, er hätte ihr gern eine Barschheit, die er nicht in sich fühlte, entgegensetzen mögen. Er trank wild einige Gläser. Ein sehr junger Mensch in Uniform trat indessen herein, den Alten, als seinen Vater anredend, brachte er ihm eine Nachricht den morgenden Abzug betreffend. Die Gegenwart dieses liebenswürdigen Knaben schien den Alten so zu erfreuen, daß er von seinem sichtbaren Widerwillen gegen seine Gesellschafter nachließ, er that einige Fragen an Aicha, und wie er seine gewaltsame Gemüths-Bewegung wahrnahm, suchte er ihn von fernerem unvorsichtigen Trinken dadurch abzuhalten, daß er seinen Sohn aufforderte den Herrn zum Abschiede zuzutrinken, und zum Dank für die gastfreie Aufnahme in seiner Vaterstadt. Carl richtete seine Augen auf den Jüngling, den er vorher kaum bemerkt hatte; er ward von seinem offnen edeln Gesicht angezogen, erwiederte die Begrüßung und setzte einige Worte gegen den Vater hinzu, die

Wohlgefallen an dem Sohn ausdrückten. Sein blinder Zorn besänftigte sich allmählig während eines kurzen Gesprächs mit dem schönen Jüngling, er nahm mit ziemlicher Fassung Abschied. Der alte Offizier, von seiner Aufmerksamkeit gegen seinen Liebling gerührt, fragte ihn: ob er nichts mehr an Armand zu bestellen habe? Daß ich ihn achte, und daß ich ihm danke! rief Carl weich, und faßte seine Hand, worauf jener sie männlich schüttelnd antwortete: Sie wären auch sein erster Feind, der ihm Achtung versagte — er ist ein edler Mann.

Steffen war diese ganze Zeit durch ein stummer, aber beim Trinken sehr thätiger Gesellschafter gewesen. Der Franzose schien, das Einschenken ausgenommen, gar nicht zu wissen, daß er da sey. Carln war es sehr peinlich jetzt, wie sie sich beide wieder allein zusammen auf der Straße befanden, an ihn erinnert zu werden. Er nahm einen kurzen, sehr trocknen Abschied von ihm, und eilte zu Hause.

Die drei Menschen, welche uns bisher beschäftigt haben, befanden sich jetzt in einer sehr unangenehmen Lage gegen einander, und gegen sich selbst. Für Armand war sie am leichtesten; kaum konnte er seinen Gastfreunden ein Lebewohl sagen, Geschäfte

verhinderten ihn. Er suchte zweimal die Erlaubniß Hannchen zu sehen, sie ward ihm, unter dem Vorwand, daß sie unpäßlich sey, verweigert. Armand verließ am andern Morgen die gute Stadt mit dem beschämenden Bewußtseyn, Gutes mit Bösem vergolten zu haben. Zwar sprach ihn sein Gewissen von allem bösen Willen frei, und darinn hatte er Recht, er hatte nur nach falschen Ansichten gehandelt. Wie das Bild von Hannchens Thränen, von des armen Carls zerstörtem Gemüth, sich nach und nach verwischte, stellte sich die Ueberzeugung in ihm her, daß der Zwist zwischen dem Brautpaar bald beigelegt, und dann seine Schuld ganz vertilgt seyn würde.

Carls Vertraun zu Hannchen war vernichtet, sein Stolz war durch die Wendung, welche sein Zweikampf genommen, unheilbar verletzt, er konnte Armand nicht verachten, er fand nicht einmal Grund ihn zu hassen, also auch nicht Hannchen — auf sich allein fiel aller Haß, alle Demüthigung. Sollte er zurückkehren zu der Beleidigten, wußte er, ob zu der Schuldigen? Zu allen diesen quälenden Gefühlen kamen die Vorwürfe seines Vaters, der seinen Zwist mit Hannchen, und die rückgängige

Hochzeit von dem Commerzienrath vernommen, der in dieser nicht nur persönliche Beleidigung empfand, sondern den Aufschub, den verminderten Fortgang seiner Geschäfte fürchtete. Er bestürmte Carln mit Klagen über den schlechten Lohn, den Eltern erhielten, nachdem sie alles an ihre Kinder gewendet hätten, mit Vorwürfen; daß dieses die Folge sey, wenn junge Leute, statt ihre soliden Geschäfte zu treiben, die Zeit mit gelehrten Thorheiten verdürben, und die neuen Bücher besser wie die neusten Waarenpreise kennten. Hier traf er unglücklicherweise den wunden Fleck von Carls Herzen. In dieser letzten Zeit hatte er tausendmal gefühlt, daß es eben seine beschränkte Erziehung sey, die ihn gehindert hätte in Hannchens Herzen seinen Platz zu behaupten, daß die Kleinligkeit seiner täglichen Beschäftigung ihn in den Nachtheil neben dem Mann gesetzt hatte, der sein Glück so rettungslos zerstörte. Kein vernünftiger Dritter stellte sich zwischen Sohn und Vater, Carls Lage ward unerträglich, als nach einigen Tagen das, was sie aufs höchste spannen mußte, sie milderte.

Steffen hatte bei dem ganzen Vorgang, der ihn mit Armand und seinen Landsleuten zusammen-

brachte, zu viel Demüthigungen erfahren, um nicht mit allem Gift gekränkter Eitelkeit der Ausländer zu gedenken; allein Carls kalter Abschied nach dem Zweikampf und die Abneigung mit der ihn dieser seitdem vermied, da sein verstörtes Gemüth ihm keine Klugheitsregel mehr auflegte, brachten ihn noch mehr auf. Halb aus Ruhmsucht, halb aus Rachsucht, mehr in schwerfälliger Selbstgenügsamkeit, als um zu schaden, verrieth er, was ihm an der Sache für seine Person unschädlich schien, und legte dem armen Hannchen die Ehre bei, die Veranlassung des Zweikampfs gewesen zu seyn. Man kann sich leicht denken, von wie Vielen diese Geschichte verurtheilt und beschrien wurde. Es wäre widrig in die kleinen Gehässigkeiten der Kleinbürgerei einzugehen, sie sind nicht die schöne, aber die sehr unvermeidliche Seite der sonst so ehrwürdigen Beschränktheit dieses Standes, so lange er noch altes Schroot und Korn hat. Baasen und Gevattern eilten die Commerzienräthin zu unterrichten, und den alten Aicha zu warnen; denn, war schon kein Franzos mehr in der Stadt, und Armand mit einer Verletzung, die gar nicht den Namen Wunde verdiente, abgereist, so glaubten die guten Leute

doch noch ein Opfer der Rache für sein vergoßnes Blut werden zu müssen. Furcht, Zorn und Liebe für den einzigen Sohn überfielen nun den armen Vater Aicha, er polterte und klagte ein um das andere, und das Resultat war, daß Carl seine vorhabende Reise sogleich antreten sollte. Er reiste also mit dem nächsten Postwagen, auf großen Umwegen, um keinen französischen Truppen zu begegnen, — denn Papa Aicha glaubte, der Zweikampf mit Armand stünde Carln wie das Zeichen des Thiers auf der Stirn — nach Hamburg.

Hannchen war die unglücklichste von allen. Ihr weibliches Gefühl war von Armand, ihre Liebe von Carln auf das empfindlichste gekränkt; sie hatte das Bewußtseyn, einen guten, sie liebenden Mann unglücklich gemacht, die sehnlichsten Wünsche ihrer guten Eltern mit dieser Verbindung zerstört zu haben. Aber nicht nur die Vorwürfe, die sie sich machte, nicht die, welche sie stündlich von ihren Eltern leiden mußte, quälten sie, das Urtheil des Publikums schreckte sie, sie ehrte es wie jedes sittsame Weib in seiner jedesmaligen Lage thun sollte. Die Nachricht von Carls Schlägerei, und der Antheil, den man ihr dabei zumaß, und den gehabt zu haben sie

sich leider bewußt war, hätte sie ganz niedergedrückt, hätte die Gefahr, die Carl dabei lief, der Kummer, den sie ihm zugezogen, und dessen Umfang sie nun erst ganz fühlte, nicht jener Furcht vor öffentlichem Urtheile die Waage gehalten. Die Rücksicht auf Carls Schicksal beschäftigte ihre Eltern sehr wenig, nicht einmal Hannchens von Gram angegriffne Gesundheit rührte sie. Leider können persönliche Beeinträchtigungen in ungebildeten Gemüthern die angeborne Güte so leicht trüben. Jedesmal, daß der Vater einen lästigen Posttag hatte, jedesmal, daß die Mutter von einem neu wiederholten Baasen-Geschwätz aufgebracht nach Hause kam, ward das arme Hannchen mit Vorwürfen überhäuft. Der fortrückende Frühling schien ihren Gram nur zu vermehren, ihre Blüthe nur noch schneller abzustreifen, ihre Eltern folgten also endlich dem Rath des Arztes, und erlaubten ihr eine Reise nach Ebersdorf zu einem Onkel, der Oberamtmann auf einem Gräflich Syllischen Gute war, um dort Land- und Bergluft zu genießen.

Wie ein armes Vögelchen, das ein muthwilliger Knabe den Winter durch im engen Kefìcht hielt, wenn es am Frühling die offnen Fenster spürt,

endlich das Köpfchen, dann glücklich die Flügel durch das morsche Weidengatter seines Gefängnisses drängt, und sich dann in die blaue Luft schwingt — so war's Hannchen zu Muthe, wie sie die vorwurfsvollen Blicke der Eltern, die giftigen Mienen der Baasen, alle Zeugen ihres verlornen Glückes, ihrer begangnen Thorheit hinter sich sah, und zwischen den wallenden Saaten hinfuhr zu dem Ort, wo nichts sie an den letzten Winter erinnern sollte. Ihr war es, als würde Ruhe um sie her ihr auch Ruhe in ihrem Innern gewähren. Sie sehnte sich nach der Muße mit sich selbst abzurechnen, die sie in ihren häuslichen Verhältnissen nicht hatte finden können, weil sie täglich gereizt bald mit Trotz, bald mit Reue, bald mit erzwungner Unempfindlichkeit gekämpft hatte. Sie kannte ihren Onkel und seine Frau, ein paar unschädliche gutmüthige Leute, die nie Kinder gehabt und Hannchen als ihre Pathinn und künftige Erbinn von jeher geliebt hatten. Obschon sie benachrichtigt waren, daß ihre Verwandte mit ihrem Kinde unzufrieden zu seyn Ursache hatten, entwaffnete sie doch Hannchens bleiches Gesicht. Die ersten Fragen fielen sehr schonend aus, und nach

wenig Tagen hatte sie der neue Genuß ein jugendlich, liebend für sie sorgendes Wesen um sich zu haben, so bezaubert, daß sie alles, was man ihnen nachtheiliges von ihr gemeldet hatte, nicht mehr glaubten. Hannchen genoß also einer ungestörten Ruhe. Sie half ihrer Tante in dem Haushalte, leistete ihr in den Nachmittagsstunden treulich Gesellschaft, aber die Morgen und Abende gehörten ihr, oder vielmehr in diesen gehörte sie der Nachtigall, die am Mühlbach das stille Thal mit ihrer Stimme belebte, oder dem silbernen See in dem sich goldne Fische jagten, den dunkeln Tannengipfeln, die sich gegen den blauen Himmel wiegten, oder dem Eichenhayn, auf dessen weichem Grasboden die fliehenden Schatten des grünen Laubes hüpften. Sie hatte mit ihrer Vernunft zu Rathe gehen, hatte sich Ruhe erwerben wollen — so war ihr Entschluß, ihre Hoffnung während ihrer Reise gewesen, aber sie hatte weder ihr Herz, noch das gute weibliche Herz gekannt. Statt Ruhe fand sie Thränen. Sie weinte um Carln, aber wenn sie die reizende Natur um sich her betrachtete, wenn sie ahndend und hoffend mit kindlicher Schwärmerei von ihr auf sich selbst und die Gottheit zurück

gieng, die dem genießenden, dem leidenden Menschen stets so nahe ist — dann stand Armand's Bild neben ihr, sie verband seine Ansichten mit den ihren, sie erinnerte sich seiner Aeußerungen, seiner Empfänglichkeit für jedes Schöne, was er ihr gesagt hatte, was er hier empfinden würde. Sie war sich bewußt, ihm ihre Freude zu danken und ihren Schmerz, durch das neue Leben, das er in ihrem Gemüthe erweckt hatte. Sie begriff nicht, wie Armand's Bild sie stets beschäftigten konnte, da sie doch um Carl weinte, sie verstand nicht, warum Armand's Bild sich mit den Nachtigallen, den Eichengipfeln, dem silbernen Teich vermählte, indeß sie sich sehnte, Carl zu überzeugen, daß sie ihn noch liebe, daß sie seiner nicht unwürdig sey. Armand hatte sie beleidigt, hatte ihr Gefühl verletzt, und Carln hatte ihr mit Härte, mit Unbilligkeit begegnet. — Sie verstand sich nicht mehr, sie verstand die Liebe nicht mehr, sie wußte nicht mehr was zu tadeln war in ihren Empfindungen, nicht was sie festhalten sollte in ihnen. Auf diesem Wege gieng sie bald in allgemeinen Lebens-Ueberdruß über, der in blühender Jugend so leicht ist, und diese müßige Schwärmerei hätte sie viel-

leicht auf immer einer würdigern Bestimmung entzogen, hätte ein gütiges Schicksal sie nicht auf bessere Pfade geführt.

Die Eigenthümerinn von Ebersdorf, die Gräfin Silly lebte den größten Theil des Sommers auf diesem Gut, das einen ansehnlichen Theil des Familien-Eigenthums ausmachte. Sie liebte Stille und Einsamkeit, und schenkte der Residenz und dem Hofe nur die Zeit, welche ihres Gemahls Wille und Stand durchaus von ihr forderten. Sie war schön gewesen, sie hatte geliebt, der Wille und die Convenienz ihrer Familie hatten sie mit einem Manne verbunden, der bei einer glänzenden Gestalt und einem großen Namen nicht reich genug war, um seine vielfältigen Bedürfnisse zu befriedigen. Die Gräfinn ward Mutter von mehreren Kindern, sie sahe noch im Glanz ihrer Jugend die Nothwendigkeit ein, für das Wohl ihrer Familie, dem Leichtsinn ihres Gemahls entgegen zu arbeiten. Hatte sie vielleicht das Opfer ihres Herzens, das sie brachte, wie sie den Gemahl aus der Hand ihrer Eltern annahm, ernster gemacht, wie ihre Jahre und ihr Geschlecht? war Mutterliebe allein so stark in ihr, oder vermochte

ße die religiöse Denkungsart, die sich immer mehr in ihr entwickelte, zu einer Lebensweise, die ihrer Kinder Erbtheil und ihres Gemahls Ehre retten? — Genug, daß sie, ohne ihre weibliche Würde zu vergeben, ohne durch ihre Großmuth den Gemahl zu demüthigen, einer Gelegenheit wahrnahm, um die Verwaltung der Güter selbst zu übernehmen. Sie opferte eine in dieser Zeit ihr zugefallne Erbschaft auf, um Schulden zu bezahlen, sicherte ein paar kleinen Unglücklichen, welche ihrem Gemahl angehörten, ohne seinen Namen führen zu dörfen, eine Erziehung zu, welche den Fluch abwendete, den Gesetz und Sittlichkeit auf ihre Geburt legten, und blieb von der Zeit an Verwalterinn des Vermögens Sie hatte ihre Kraft recht zu handeln, zu ertragen, Böses mit Gutem zu vergelten, in ihrer Religion geschöpft, diese suchte sie also auch ihren Kindern, als Quelle alles moralisch Guten, einzuprägen. Unglücklicherweise blieb diese Religion aber in der Kinder Gemüth als isolirtes Wesen stehen, denn was sie sonst aufzufassen gelehrt wurden, widersprach ihrer Mutter Tugend, und der Kraft, die sie ihnen in der Religion verhieß. Ihres Vaters Betragen

und Lebensweise, der jedes Jahr die Jagdzeit auf dem Lande zubrachte, und seinen Leichtsinn gar nicht vor seinen Kindern verbarg, stand im Widerspruch mit der Ehrfurcht, die ihre Mutter im Namen der Religion von ihnen für diesen Vater heischte. Die Persönlichkeit der Geistlichen, welche häufig das Schloß besuchten, höhnte die Lehre, die sie predigten, und die Ehrfurcht, die sie ihnen erweisen mußten. Diese Widersprüche zu lösen, vermochte der würdigen Mutter buchstäblicher Unterricht nicht; die ewige Liebe in ihrem Herzen, die alle Widersprüche löset und alles Unähnliche einigt, in ihrer Kinder Herzen zu verpflanzen, vermochte sie auch nicht, und so hatte sie den Gram, eine ganz andere Saat auffsprießen zu sehen in den jungen Gemüthern, als sie treumeinend gesäet hatte. Von ihren Söhnen war keiner, der die vorzüglichen Gaben der Natur, mit denen sie alle beschenkt waren, in ihrem Sinn zum Guten angewendet hätte. Alle verehrten die edle Mutter, die sich ihrem Wohle gewidmet hatte, und ahmten den Vater nach, den sie früh nicht geachtet, und über den sie jetzt oft klagten, daß seine Thorheit ihre Mittel zum Genuß beschränkt hatte.

Der Gräfinn blieb eine Tochter. Unter ihren Augen erzogen, von ihr bewacht, vor der leichtsinnigen Welt gehütet, hoffte sie in ihr die Frucht von ihren Muttersorgen rein zu ernten. Mit edelm Stolz auf den Glanz ihres Hauses bedacht, freute sie sich, als ihr eine Heurath für ihren Liebling vorgeschlagen ward, die ihr erlaubte, ihre Ersparnisse auf das Fortkommen ihrer Söhne zu verwenden. Die junge Sabina heurathete einen Mann von glänzendem Reichthum, der an einem benachbarten Hofe eines der ersten Ehren-Aemter bekleidete. Aber auch hier ward das Mutterherz betrogen. Sabina's fromme Eingezogenheit war nicht Wahl des Bessern, sie war gedankenlose Uebung des Vorgefundenen gewesen. Die Willfährigkeit mit der sie ihrer Mutter gehorchte, indem sie ihren Gemahl annahm, war nicht Gehorsam, sie war Abwesenheit von Widersetzlichkeit, weil der Gedanke in die, bis dahin ihr verbotne Welt zu treten, sie anlächelte. Mit dem ersten Schritt in dieser Welt verwirrten sich ihre Begriffe; die Tugenden, die sie geübt hatte, hatten hier keine Geltung; die Eigenschaften, welche hier glänzten, entsprachen ihren Fähigkeiten und stritten

mit keiner ihrer Begierden. Nicht gewohnt, über ihr Thun nachzudenken, verdrängte bald eine Gewohnheit die andre, und ihre Ehe bei deren Knüpfung die wohlmeinende Mutter nach ihren Begriffen nur Pflichten berechnet hatte, ward eine alltägliche Verbindung der großen Welt.

Die ehrwürdige Ursache, welche bei der Gräfinn die Quelle des Irrthums war, ward auch ihr Trost. Daß die beschränkt fromme Grundsätze ihrer Erziehung daran schuld waren, daß keines ihrer Kinder dem Strome des Bösen widerstand, konnte sie bei ihrer Ueberzeugung nicht ahnen; ergeben trug sie also den bittersten Gram des Mutterherzens als eine Strafe für ihre unbekannte Schuld, und that alles was in ihrer Macht stand, um bei jeder Gelegenheit dem Uebel, was um sie her vorgieng, zu steuern. Ebersdorf ward unter ihrer Verwaltung ein Garten, seine Unterthanen segneten ihre gütige Herrschaft, und es war der Gräfinn eine wirksame Beruhigung, durch ihre Gebete die Schuld der Menschen zu versöhnen, die ihr Gott zum Segen gegeben hatte, nicht zum Fluch. Die Gräfinn kannte alle ihre Untergebenen, und zog sie gern in ihre Gesellschaft.

Ihr Amtmann und seine Frau waren ihr lieb, weil jener durch seinen Geschäfts-Eifer, und diese durch ihren sanften, heitern Sinn mit ihr übereinstimmten. Ihre Ankunft gab diesen jetzt Gelegenheit, Hannchen von ihrem Lobe zu unterhalten, nach allem, was diese aber von der Gräfinn hörte, empfand sie eine große Scheu ihr bekannt zu werden. Sie war sehr fromm auferzogen, aber heut zu Tage nimmt die Frömmigkeit der jungen Leute eine Form, in der sie, oft unbilligerweise, die Alten nicht mehr erkennen wollen. Der Gräfinn fester Glaube, ihre leidende Ergebung, schreckten Hannchen zurück, sie flößten ihr den Begriff von völliger Leidenschaftslosigkeit, ja, Kälte des Gefühls, ein. Die Fehlschlagungen aller Hoffnungen ihres Mutterherzens lagen außer dem Erfahrungs-Kreise eines jungen Mädchens, und ohne abzuwägen und zu rechten, kam es ihr gar nicht in Sinn: daß der Gram um zeitlich und ewiges Wohl unserer Kinder dem Schmerz um einen Liebhaber zu vergleichen seyn könnte.

Den Abend nach der Ankunft der Gräfinn saß Hannchen ihrer Gewohnheit nach an dem Ufer des Teiches im Pappelschatten und — las nicht — son-

dern träumte und weinte über Pope's Brief der Heloise, nach der Bürgerschen Uebersetzung. Wenn in jungen Jahren unsre Reizbarkeit den Werth des Gegenstandes, der sie erregt, wie es meistens geht, um vieles übersteigt, weiden wir uns an der Darstellung fremdem, größerem Unglückes. Wir putzen unsre Empfindung damit gleichsam auf, und wenn ein gutes Kind von seinem Herzlieben entfernt ist, und hätten es seine Eltern auch nur zu einer Base auf's Land geschickt, so wiederholt es sich mit Herzdurchdringendem Schmerz, so oft es neben einem Kirchhof vorbeigeht:

Sieh, o sieh hier an des Todes Schwelle
Heloise träumend ausgestreckt,
Wo ihr Leib vielleicht die Ruhestelle
Einer gleichen Dulderinn bedeckt.

Und sagt sich bei jeder rauschenden Quelle:

Nicht der Waldstrom, der von hohen Gletscher
Donnernd über Felsen-Stufen fällt;
Noch der Grottenquell, der mit Geplättscher
Tag und Nacht das Echo wach erhält;
Nicht des Frühlings Winde, welche säuselnd
Durch das Laub der Frühlings-Pappel wehn,
Noch des Teiches Wellen, die sich kräuselnd
Um den Flügelschlag des Schwanes drehn;

Nichts von allem Großen, allem Schönen
Spricht ein Trostwort meinem Kummer zu;
Nicht mit ihren besten Wiegentönen
Lullt Natur den Wütherich in Ruh. — —

Das sehr triviale ihrer Situation wird dadurch gehoben, und diese selbstgeschaffne Täuschung ist wahrlich ein sehr schätzenswürdiger Gewähr für ihren gesunden Verstand, der ihr fast instinktmäßig ihres Grames Ungrund beweißt. Faßt uns das Schicksal erst wirklich mit seiner rauhen, schonungslosen Hand, so suchen wir keine fremden Ausdrücke für unsern Schmerz. Die Natur gab da dem Menschen Schweigen und Gebet, wie dem Wurm sich zu winden, und dem Schwan singend zu sterben.

So saß Hannchen über ihrem Buch, als die Gräfinn bei ihr vorbei gieng, und ihre ziemlich verwirrte Verbeugung würklich etwas kalt erwiderte. Den folgenden Morgen trat sie in des Amtmanns Wirthschafts-Gebäude, eben wie Hannchen mit aufgestreiften Ermeln am Butterfaß stand, und schön gefärbt durch die Arbeit wie eine Rose glühte. Ohne mit ihr zu sprechen, beantwortete sie Hannchens Verbeugung, die aus ganz verschied-

nen Gründen heute wieder sehr verlegen war, mit einem freundlichen Wink, sich nicht bei der Arbeit stören zu lassen. Sie sah ihr eine Weile mit beifälligen Blicken zu, und verließ sie, um den Amtmann aufzusuchen. Seit der gestrigen Begegnung am Teiche hatte Hannchen ihren Widerwillen, der Gräfinn vorgestellt zu werden, vermehrt gefühlt, jetzt war es ihr nicht mehr so verhaßt, ja ihr Geschäft, das sie sonst gedankenlos oder mit dem Wunsch der Tante gefällig zu seyn verwaltete, hatte heute eine Annehmlichkeit für sie, sie war sich bewußt, den freundlichen Blick der Gräfinn diesem Geschäft zu verdanken. Wie der Abend kam, vermied sie das Ufer des Teiches, wo sie wieder von der Gräfinn angetroffen zu werden fürchtete, sie gieng in ein dichtes Boskett. Plötzlich sah sie die Gräfinn mit ihrem Onkel auf sich zukommen. Der Onkel stellte sie der Dame vor, die sich auf die Bank setzte und ihr Buch in die Hand nahm. Ihr Blick war nicht so freundlich wie am Morgen, und indem sie in dem Buche blätterte, fragte sie mit einem Ton, der Hannchen sehr vornehm vorkam: „was lasen Sie denn gestern so aufmerksam da unten am Teiche? —

In eben diesem Buche, gnädige Frau. — Lesen Sie gern Gedichte? — Hannchen that hier, was junge Leute, welche die Welt nicht kennen, gern thun, und was in der Welt immer sehr schlecht angebracht ist; sie legte Empfindung in ihre Antwort: — „In der Mitte der schönen Natur, sagte sie, scheint uns der Dichter unsre Gefühle am besten auszusprechen.“ — Die Gräfinn nickte beifällig, sah aber kalt und nachsinnend aus. Lesen Sie mir doch dieses vor, sagte sie nach einigem Nachdenken, und reichte ihr das schöne Gedicht hin:

„Mit dem naßgeweinten Schleyer,
Trock'n' ich meine Thränen ab ꝛc. ꝛc.“

Hannchen war sehr bestürzt, getraute sich aber nicht es zu äußern. Sie überlas schnell das Gedicht, und fieng dann mit sehr zitternder Stimme zu lesen an. Der Gegenstand erhob sie, je weiter sie kam, je mehr Ausdruck erhielt ihre Stimme, sie endete jetzt in sanften Thränen erstickt, und sah der Gräfinn Augen feucht und sanft auf sich ruhen. „Sie können schön lesen lernen, Gott gab Ihnen eine schöne Stimme. Singen Sie?“ — Der Onkel, dem das Lob seiner Nichte schmeichelte, bejahte es, und die Gräfinn sagte: Ich werde

Mademoiselle Hannchen bitten mir vorzusingen am Clavier. Ich entbehre, setzte sie hinzu, meine Nichte Landsfeld, sie bleibt den ganzen Sommer bei ihrer Mutter in Böhmen. — Sie wissen, wie oft mich ihr Gesang sonst erfreute." — Fräulein Landsfeld war eine arme Verwandte, die seit Sabina's Verheurathung bei der Gräfinn lebte.

Nun mußte also Hannchen auf das Schloß gehen. Es ward ihr anfangs sehr schwer. Die Gräfinn behandelte sie mit einer Herablassung, die eben so gut mütterlich, als vornehm seyn konnte. Hannchens Bürgerstolz wollte das Letzte. Die Ehrerbietung, welche ihr die Bedienten erwiesen, versicherte sie des Ersten. Bald bemerkte sie auch, daß die Gräfinn gegen die Bedienten in Rücksicht ihrer ein strenges Ceremoniel beobachtete, indeß sie gegen sie selbst keines festsetzen zu wollen schien. Hannchen hatte sie nebst ihrer Kammerfrau in einer sehr häuslichen Arbeit: dem Aufputz von Vorhängen, angetroffen. Sie nahm Hannchens Hülfe auf eine Art an, die dem jungen Mädchen während der Arbeit beinahe vergessen machte, auf einem gräflichen Schlosse zu seyn. Nach ein paar Stunden forderte die Gräfinn Thee und wollte

Hannchen in ihr Zimmer führen; diese glaubte es ablehnen zu müssen. Haben Sie Arbeit zu Hause? fragte die Gräfinn gleichgültig. Hannchen brachte mit einer Verneinung eine alltägliche Entschuldigung vor. Nun, so bleiben Sie bei mir, meine Kammerfrau soll Sie bei Ihrer Tante entschuldigen. Hannchen ward jetzt wieder sehr verlegen, um so mehr, da sie einige Fragen der Gräfinn über ihre Eltern und ihre Vaterstadt beantworten mußte. Ihre Unpäßlichkeit hatte ihren Grund doch nicht in der Brust? fragte die Dame freundlich, und traf damit auf mehr wie eine Weise Hannchens Herz. Sie rief ihr die Veranlassung ihrer Entfernung aus dem Elterlichen Hause, sie rief ihr das Gefühl von verblühter Jugend-Freude zurück, mit dem sie hieher kam, und das sie noch mit Wohlgefallen hegte, so oft sie sich ihren Träumen überließ. Ihre Antwort ward von ihren hervordringenden Thränen undeutlich. Die Gräfinn ergriff ihre Hand, ich habe Sie nicht betrüben wollen, sagte sie, — kommen Sie, spielen Sie mir auf dem Clavier. Hannchen folgte ihr zitternd dahin, und fand lauter Musik, die sie nicht kannte. Graun, Rolle, Gellerts Lieder, das „stabat ma-

ter" — das letzte war ihr, dem Namen nach, durch Armand bekannt, der es in Italien gehört, und ihr eine Beschreibung davon gemacht hatte, die ihren ganzen Enthusiasmus erregte. Sie nahm es eifrig in die Hand. Wie? Sie kennen diese Musik? so fragte die Gräfinn mit freudiger Ueberraschung. Ich hörte von ihr, so daß ich mich unendlich freue, sie hier zu finden. — Nun, so versuchen Sie. — Ich bin zu furchtsam, gnädige Frau. Gut, mein Kind, das begreife ich — können Sie nichts auswendig? — Hannchen konnte manches, aber alles was die Frau umgab, die Musik, die vor ihr lag, machte es ihr sehr schwer, eines der Lieder zu spielen, in der sich ihre herrschende Empfindung ausdrückte. Sie fiel endlich auf eines, das ihr Carl oft vorsang, und in dieser Wahl war für sie eine Art Moralität, denn ihrem Gedächtniß näher waren zwanzig französische Arien, die ihr Armand gelehrt hatte. Sie sang sehr unsicher, aber so voll Ausdruck, daß es die Gräfinn zu rühren schien, denn sie sagte, nachdem sie geendigt hatte: das Gedicht liebe ich nicht, meine Liebe, es ist ein weichlicher Lebens-Ueberdruß darin, der unmännlich ist, wenn er nicht allgemein

unchristlich genannt werden soll. Aber Ihre Stimme ist sehr angenehm. Versuchen Sie einmal dieses Liedchen, es ist sehr leicht — sie nahm ein Notenbuch aus einer Schublade und legte es ihr aufgeschlagen hin. — Es war die Sammlung der Lieder aus Sophiens Reisen — ein Buch, das man in der zierlichen Welt nun meist allgemein vergessen hat, durch das freylich der Geschmack nicht gebildet werden kann, aber in dem jedes Herz, das sich selbst zu erforschen wünscht, Anleitung finden wird, Herr seiner Schwächen zu werden. Hannchen fand bei dem erstenmal Spielen, daß ihr die Melodie bekannt sey, und sie konnte nun ohne Anstoß singen:

Wie war's möglich, daß so schöner Stunden
Freude mir entfloh?
Wie hast du, Gewissen, mich gefunden?
Ach, des Tags nicht froh!
Ach, ich schuf mit thörichter Bemühung
Meinen eignen Schmerz!
Warum gab mir Gott Verstand, Erziehung
Und ein stilles Herz?
Unverantwortlich war, daß ich Thränen
Um ein Nichts vergoß,
Tropfen, die ich sonst in heißem Sehnen
Gott zum Opfer goß.

Schäm' dich Herz! o schäm' dich deiner Schwäche,
Die dich weichen hieß,
Flieh, o Ruh, ein Auge, das wie Bäche,
Thränen strömen ließ.

Hannchens Stimme vermochte nicht, weder den stillen, forschenden Blick der Gräfinn, noch die treffenden Worte dieses freylich unpoetischen Gedichts auszuhalten. Nach dem Anfang des letzten Verses: Schäm' dich, Herz! o schäm' dich deiner Schwäche, sagten ihre herabfließenden Thränen das Uebrige, und sie spielte ohne Gesang die Musik zu Ende. Die Gräfinn stand bei dem letzten Accord auf und küßte ihr schweigend die Stirn. Hannchens Herz brach, o gnädige Frau, rief sie, was man Ihnen auch gesagt hat, Ihre Achtung kann ich noch erwerben! und sie drückte der Gräfinn Hände an ihren Mund. Was man mir gesagt hat, mein Kind? ich weiß nichts von Ihnen, aber mir bewußt wie uns Gott auf unsre Bitte Muth giebt, hoffnungslosen Gram zu tragen, wünschte ich Sie in den Jahren der Hoffnung aus der — verzeihen Sie mir meine Sprache! — müßigen Träumerey des Schmerzens zu ziehen, in der ich Sie sah. —

Ich fühle zum Theil, daß Sie recht haben, gnädige Frau — müßig ist mein Schmerz, denn er ruft die Vergangenheit nicht zurück, aber ist deswegen das Leben hoffnungsvoll, weil es uns noch eine lange, lange Leidenszeit verspricht? — „Nun ja, schon deswegen, mein Kind; oder veränderte sich in Ihnen und um Sie nie etwas so unvorhergesehen, daß sie nicht gelernt haben, wie wandelbar des Menschen Schicksale sind?" Hannchen fühlte das tief. Ach, besser werden kann nichts! rief sie mehr um etwas zu sagen, und weil ihr Gefühl einmal angeregt war, als weil ihre Vernunft die Antwort gut hieß. — „Dann müßten Sie sich schwer vergangen haben, müßten hartnäckig im Unrecht beharren, wenn Gott ihr Herz ein ganzes Leben durch unter das Leiden beugen wollte." Hier wendete sich die Gräfinn etwas trocken weg und schwieg. Hannchen ergriff beschämt und bestürzt Handschuh und Hut, um sich zu beurlauben, wobei ihr die Gräfinn sagte: Mißverstehen Sie eine alte Frau nicht, die den sichern Stab, an dem sie einen rauhen Pfad zurücklegte, auch Ihnen in die Hand geben möchte. Kommen Sie bald wieder zu mir! Sie umarmte

das junge Mädchen und sah sie gerührt an, wie es ihre Hand, nicht als die der Gräfinn, aber als Opfer tiefer Ehrfurcht mit ihren Lippen berührte.

Es war hinreichend von diesem ersten Besuch so weitläuftig zu reden, um die Wirkung anzudeuten, welche der Umgang mit dieser edeln Frau auf Hannchens Stimmung haben mußte. Ihr that sich eine neue Ansicht der Welt auf, die sie oft schmerzlich, oft wohlthätig überraschte, aber noch öfter ihren Kopf bis zum Schwindel beschäftigte. Ihre Eltern hatten ihr die Religionsbegriffe in eben der Ordnung beibringen lassen, wie sie Nähen, Tanzen und Musik lernte, wenn es Jahre und Gebrauch mit sich brachten. Der Ton in des Commerzienraths Hause war eben auf dem Punkt, wo man sich mit Beichtvater und Kirchen-Besuchen höflich abfindet, und beides nur noch als ein Hülfsmittel ansieht, das Gesinde in Ordnung zu halten, und die Töchter nach der Confirmation aus der Kinderstube zu emanzipiren. Diese Lauheit ist unter einer großen Klasse von Menschen heut zu Tage gar nicht Gottlosigkeit, sie besteht im gewöhnlichen Lauf der Dinge mit sehr hülfreicher Nächstenliebe, mit allen häuslichen Tugenden,

sie ist ein stillschweigendes Umgehen des Mißverhältnisses zwischen neuen Sitten und alten Formen. Trifft dann Unglück ein solches Haus, stellt sich das Schicksal einmal hart zwischen diese Menschen und ihre Wünsche, so wendet sich ihr bedürftiges Herz zitternd zu der alten Knechtschaft des Glaubens, in welchem ihre Ohnmacht ihnen zum Verdienst angerechnet wird. Einen viel positivern Begriff von Religiosität wie das Beispiel ihrer Eltern ihr geben konnte, hatte Hannchen von ein paar Verwandtinnen aufgefaßt, die in dem letzten Jahre ihres Lebens zu ihrer häuslichen Plage und Verstimmung am meisten beigetragen hatten. Sie hatte den Widerwillen gegen die Frömmigkeit, welche sie durch diese Baasen hatte kennen lernen, so wenig wie die meisten jungen Leute vermieden, aber auch wie die meisten jungen Leute hatte sich ihr unschuldiges Herz, das eines Gottes, ihn zu lieben, und einer Unsterblichkeit für seine Sehnsucht bedurfte, eine eigne, lebendige, sehr wahre Religion zusammengesetzt, die, so wie eine jede andere Bürge des menschlichen Strebens nach höherer Vollendung war. Ihre Verbindung mit Carl hatte diese Empfindungen erhöht, ihr Umgang mit Ar-

mand hatte sie veredelt, mit ihrem Verstande erweiterten sich ihre Begriffe von der Natur und dem Schöpfer, aber bei dem Mangel an Reife und Erkenntniß mußte zugleich Geringschätzung gegen gemeine Religionsbegriffe zunehmen, und diese Verirrung zu berichtigen war Armand nicht gewachsen. Die höchste Uebung seiner Vernunft war Duldung, und diese schließt ja die Ueberzeugung von eigner Ueberlegenheit schon in sich.

In der Gräfinn fand Hannchen eben die strengen Religions-Begriffe, welche die Betschwestern aus ihrer Bekanntschaft zu Dolmetschern ihrer Herzlosigkeit gebrauchten, aber neben ihnen ein Herz, das mit seiner Liebe die ganze Schöpfung umfassend, in allen Leben und Glück zu befördern suchte. Auf ganz andern Wegen, aus ganz andern Gründen wie bisher in Hannchen gewirkt hatten, übte die Gräfinn alle die Tugenden, welche Hannchen als die Zierde des Weibes anerkannte. Bis dahin erregte die Denkungsart der Gräfinn in Hannchens jugendlicher Aufklärung keinen Zweifel, wie sie aber die Ergebung ihres Mutterherzens nach der Zerstörung ihrer theuersten Hoffnungen wahrnahm, wie sie ihren betenden Blick

gen Himmel gerichtet sah, wenn einzelne Vorfälle diesem Herzen neue Wunden schlügen, dann schämte sie sich ihrer müßigen Thränen, und sehnte sich die Trostgründe fassen zu können, welche diesem Gemüthe seine Kraft geschenkt hatten."

Jede Scheue, welche auf Rechnung des Standes-Unterschiedes zu schreiben war, verlor sich bei Hannchen in dem Maaß, wie sie sich an die fremden Umgebungen, an die fremden Formen im täglichen Leben gewöhnte. War sie allein bei der Gräfinn, so drückte sie ihr die Ehrfurcht einer Tochter aus, kam Besuch aus der Nachbarschaft, so behauptete sie mit Bescheidenheit den Platz, auf den sie die Gräfinn durch ihre Höflichkeit gesetzt hatte. In dem Maaße, wie ihre Verlegenheit abnahm, verminderte sich das Fremdethun der Gäste, und bald war Hannchen die Einzige in der Gesellschaft, welche daran dachte, daß ihre Geburt sie nicht in diesen Zirkel berufe.

Ein zufälliger Umstand machte ihre Gegenwart der Gräfinn werther, und für Hannchen noch nützlicher. Eine Augen-Krankheit, welche die edle Frau überfiel, machten ihr das junge Mädchen als Vorleserin und Sekretair nothwendig. Ihre

Lektüre war immer ernsthaft, oft bestand sie in Erbauungsbüchern, aber die Gräfinn unterbrach sie häufig durch Anwendungen auf das wirkliche Leben, durch Deutungen, die den lebendigen Geist der Liebe und der Hoffnung aus ihnen heraushoben, ihn oft ihnen einhauchten, und die Resultate, die sie aus ihnen zog, flößten immer mehr Frieden in Hannchens Brust. Sie sah jetzt das Schicksal ihrer Liebe als die Strafe an, die dem Leichtsinne gebühre, mit welchem sie Carln ihre Hand versprochen hatte, und mit dem sie Armand's Annäherung gestattete. Mit der Lebhaftigkeit des achtzehnten Jahres überzeugte sie sich, daß reines Glück ihr nie mehr werde zu Theil werden, daß die Liebe ihr nie mehr lächeln könne, aber sich das Beispiel ihrer frommen Freundinn aneignend, war sie entschlossen in Erfüllung ihrer Pflichten, in Wohlthun und Entsagung, Entschädigung zu finden. Im achtzehnten Jahre ist das ein so schöner Enthusiasmus, der lange an der Liebe Stelle das Herz erfüllt, und es vor leerer Liebelei wohlthätig bewahrt. Wohl unserm Hannchen, daß er sie über gefährliche Momente hinwegführte.

Die Augenkrankheit der Gräfinn blieb so hart-

näckig, daß die Aerzte ihr zuredeten, die Jahrszeit zu einer Badekur zu benutzen. Sie ließ sich den Vorschlag um so mehr gefallen, da ihre Tochter, die Baroninn, einige Wochen in eben dem Bade zubringen wollte. Hannchen war ihr so lieb geworden, ihre jugendliche Schwärmerei stimmte mit ihrer Frömmigkeit, ihre einfache Sittlichkeit mit ihrem strengen Wandel so angenehm zusammen, daß sie ihr den Vorschlag that, ihr auf dieser Reise Gesellschaft zu leisten. Hannchen hielt ihren Umgang für eine Lehrschule der Tugend; in diesem Sinne stellte sie und ihr Onkel dem Commerzienrath den Vorschlag so vortheilhaft vor, daß beide Eltern darein willigten, und Hannchen am Ende July die Reise nach Töpliz antrat.

Hier öffnete sich für Hannchen eine neue Welt, in der sie viel lernte, aber nicht in einer so sanften Schule, wie der einsame Umgang der Gräfinn ihr gewesen war. Nach Ebersdorf waren nur einzelne Menschen gekommen, die persönliche Achtung für die Gräfinn oder Geschäfte dahin führten. Unter den Augen der Dame vom Hause hatten sie Hannchen immer mit der Höflichkeit behandelt, zu welcher die Gräfinn das Beispiel gab. In der

größern Gesellschaft des Badeorts nahm bei allerseitiger Unabhängigkeit ihr Verhältniß eine andere Form. Als Bürgerlichen jemand Achtung zu versagen, kann heut zu Tage dem Adel wohl nicht mehr einfallen, er würde dem Bürgerstand die Nachrechnung, wozu seine angebornen Vorrechte ihn fähig machten, zu nahe legen; aber als unbekannte Fremde ward sie von den Weibern, weil sie reizender war, als die meisten, mit Verdruß vernachläßigt, von den Männern ohne Diskretion bewundert. Ihr Verstand war richtig genug, um das alles zu bemerken; da sie innre Würde hatte, und der stets gleichen Güte ihrer Beschützerin sicher war, wirkte es, statt sie verlegen zu machen, dahin, ihr einen so sichern und edeln Anstand zu geben, daß die Weiber sehr in Nachtheil geriethen, weil gegen ihn Unart sehr links oder unmöglich ist, und von den Männern, welchen es unter solchen Umständen immer leichter wird, billig zu seyn — nur d i e sich ihr nahten, die sich fähig hielten, einem Mädchen zu gefallen, das m e h r wie ein schönes Gesicht zu haben schien. Die Gräfinn war durch den sie umgebenden Zirkel von Bekanntschaft keineswegs zerstreut, sie bemerkte Hannchens Lage

in der Gesellschaft, fand sie aber, an den Unterschied der Stände gewöhnt, nicht befremdlich, sie bemerkte auch den Geist, mit dem sie sich dabei benahm, und edel, wie sie war, schätzte sie das Mädchen darum noch mehr.

Hannchen hatte die Familien-Geschichte der Gräfinn, so weit sie uns bekannt ist, von ihrer Tante erfahren. Den Gesichtspunkt, unter welchem die alte Gräfinn ihr Schicksal ansah, das tief schmerzende Herz, mit dem sie lebte, die Sehnsucht, mit der sie gen Himmel strebte, weil sie in ihrer Sendung auf Erden kein Gelingen gehabt zu haben sich bewußt war, hatte ihr manches Gespräch in den paar Monaten ihres Umgangs bewiesen. Sie nahm wahr, daß diese zärtliche Mutter ihre einzige Tochter, die sie in zwei Jahren nicht gesehen hatte, mit mehr Ernst als Ungeduld erwartete. Ihr Wiedersehen war dennoch sehr herzlich, von der Mutter Seite innig und wehmüthig, von Seiten der Baroninn lebhaft und wahr. Sie brachte einen ihrer Brüder mit, dessen Ankunft die Mutter auf das angenehmste zu überraschen schien. Beide Neuangekommenen begrüßten Hannchen mit Auszeichnung, beide dankten ihr verbind-

lich für die Annehmlichkeit, die ihr Umgang ihrer Mutter gewährt hätte. Gegen diese Menschen war Hannchen aus mehr als einem Grunde sehr schüchtern. Sie rechnete darauf, daß sie in dem Zusammenseyn des täglichen Lebens zwischen sie und die Gräfinn treten würden, und war bereit sich frühzeitig zurück zu ziehen. Das gute Hannchen kannte die Familien-Verhältnisse dieser Art, in der großen Welt noch nicht. Sie hatte mit kindlichem Herzen der Gräfinn Frühstück eingeschenkt, ihr vorgelesen, ihr den Arm beim Spatzierengehen gereicht, ihr Zimmer mit Blumen geputzt — sie hatte diese Bemühungen unter ihren Händen gefunden, und von dem freundlichen Blick der Gräfinn gelohnt, geglaubt, daß sie solche in Ermanglung ihrer Tochter erfüllte. An der Gleichgültigkeit, mit welcher Sabina sie ihr fortsetzen ließ, nahm sie wahr, daß sie ihrer nie gewohnt gewesen war, und dadurch verloren sie den Karakter kindlicher Dienste. Hannchen stutzte beschämt, und zum erstenmal fühlte sie ihren Stolz beleidigt. Ihr Betragen gegen die alte Gräfinn konnte sie nicht ändern, denn in der Art, wie sie ihre, und wie sie der Kammerfrau Dienste annahm, war ein

Unterschied, der sie über ihre Ansicht derselben in keinem Zweifel ließ. In kurzer Zeit behielt also das ruhige Bewußtseyn ihres Werthes wieder die Oberhand, und ihr Betragen gegen Sabina ward unbefangen. Nicht ganz so konnte es gegen Graf Albert, den Bruder dieser Dame, seyn. Seine Augen hatten sie von seiner Ankunft an belagert, und bald erklärte er ohne alle Scheu, daß sie seine Aufmerksamkeit beschäftige. Wie Hannchen eines Morgens neben der Gräfinn Bett saß, und ihr in der Messiade vorlas, trat der Graf ein, um seiner Mutter einen guten Morgen zu wünschen. So wenig dieser ihre Denkungsart mit der seinigen übereinstimmte, so groß war dennoch seine Ehrfurcht für sie, er schien sie von ihrem ganzen Geschlecht auszunehmen, das mit Geringschätzung zu behandeln, seinen Ansichten gemäß mit zur Männerwürde gehörte. Auch diesesmal setzte er sich nieder, und hörte der Vorlesung bis an das Ende zu. Seine Blicke, die Hannchens zierliche Gestalt nicht verließen, noch mehr wie seine Gegenwart machten ihre Stimme anfangs wanken, bald fühlte sie aber die Unwürdigkeit bei den Gedanken, die sie vortrug, von solch einer Ursache sich stören zu

lassen, und las unbefangen bis zu dem bestimmten Abschnitt. Hannchens natürlich melodische Stimme war sowohl durch die Entwicklung ihres Gefühls, als durch Armand's Anleitung sehr gebildet worden, sie las schön, ihr niedergeschlagenes Auge schien unter den langen Wimpern jedes Wortes Werth auszudrücken. Auf Graf Albert wirkte das nur Neugierde: auf was für Wegen dieses Mädchen zu dem gewöhnlichen Ziele gehen, unter welchen Bedingungen sie nichts Besseres als jede andre seyn würde? Wahrhaftig, rief er mit leichtsinniger Lustigkeit, indeß Hannchen das Frühstück einschenkte, wahrhaftig hätte Sabina wie Mademoiselle Hannchen gelesen, ich wäre nicht immer davon gesprungen. — Desto schlimmer, mein Sohn, antwortete die Gräfinn, dann hättest du nicht um der Sache willen zugehört. — Nein, bei Gott nicht! dieser Mund und diese Stimme machen um die Worte sehr unbekümmert. — Schweig, du verlierst deine Schmeichelei bei diesem Mädchen. Mein gutes Hannchen — und zugleich ergriff sie ihre Hand, die ihr eben die Tasse reichte — sieh, ich kann diesem zügellosen Menschen nicht verbieten seine gewöhnliche Sprache zu reden, du wirst

ihm aber beweisen, daß sie nicht an ein gewöhnliches Mädchen gerichtet ist. Hannchen küßte der Gräfinn die Hände, und sagte beschämt, aber mit Geist, denn sie fühlte, daß dieser Augenblick Alberts Begriffe von ihr bestimmen mußte: — Ich werde in allem, was der Herr Graf sagt, nur immer Ihren Sohn hören, alles, was mir der nicht sagen sollte, kann ich gar nicht als mir geltend annehmen. Nun Gottlob! rief Albert, so darf ich wenigstens schwatzen, wie es mir um das Herz ist. Wie viel Sie nach der eben geäußerten zarten Distinktion davon hören wollen, überlaß ich meinem guten Genius und .... Ihrem Gewissen.

Sie kennen die Männer der heutigen großen Welt noch nicht, Hannchen, sagte die Gräfinn zu ihrer jungen Freundin, wie ihr Sohn fort war, und unter ihnen gehört Albert, gehören leider meine Söhne, alle zu den gefährlichsten; denn sie verbinden mit ihrer zügellosen Denk- und Lebensart Geist und männlichen Anstand. Ihre Tugend, ihre Sitten .... von denen bin ich sehr sicher; Sie haben ein frommes Gemüth, und ich habe wahrgenommen, daß Unglück Sie schon weise gemacht hat, aber hüten Sie sich doch vor ihren

Schmeicheleien! Keiner dieser Männer sieht sie anders an als eine Beute seiner Lust, und die Schmeichelei als die Lockpfeife, Sie zu bethören. Deßwegen muß sie Ihnen verächtlich seyn.

Hannchen dankte der Gräfinn, sie begriff aber eben so wenig, wie die Söhne dieser Frau so unähnlich seyn könnten, als wie sie nicht wenigstens in ihrer Gegenwart ihren übeln Gewohnheiten Zügel anlegten. Ihr Erstaunen stieg höher, je länger sie diese Familie beisammen sah. Sabina hatte eine große Leichtigkeit im Auffassen der Gegenstände, eine große Fülle und Biegsamkeit der Sprache zu einem Mittel zu gefallen benutzt, und also schnell entwickelt. Sie gefiel sich darin, sich mit Hannchen in Diskussionen über Menschen und Grundsätze einzulassen, und da sich diese ihrer Suade nicht gewachsen fühlte, gab sie ihr bald nur den Text zu mancher Rede, in welcher sie vielmehr lernte, als Sabina dabei beabsichtigte, denn ihr war es bloß um das Sprechen zu thun. Mit Erstaunen hörte sie in der Baroninn Munde manchen der Grundsätze, die Armand geäußert hatte, und erschrack vor dem unwürdigen Resultat, das sie hier daraus ziehen sah. Mit Farben, vor

deren Lebendigkeit ihr reines Herz Widerwillen fühlte, malte sie Liebe und Sehnsucht. So empfand Hannchen diese Gefühle nicht. Wie sie noch glücklich war, schenkte ihr der Augenblick ruhige Freuden, die Zukunft bildete sich nur als Fortdauer der Gegenwart aus, und jeden unbekannten Genuß verweigerte sich, ihr selbst unbewußt, ihre Fantasie, und setzte in frommer Täuschung den Gedanken an Mutterpflichten und Frauen-Ehre an ihre Stelle. Bei einem Spaziergange erzählte ihr Sabina mit Entzücken von dem Genuß eines Morgens, den sie bei einer vorigen Bade-Reise gehabt hätte. Ein junger Engländer war damals ihr Liebhaber, er hatte ihr bei einer Neigung, die zügellos und vorübergehend wie jede ihrer Empfindungen war, eine Art schwärmender Bewunderung der Natur mitgetheilt. Sabina versetzte sich in eine Begeisterung, von welcher die Liebschaft mit jenem Britten nur das sehr zufällige Thema war, und sagte so hohe und kühne Dinge, daß das gute Hannchen ganz vergaß, wen sie vor sich hatte; sie ergriff mit Thränen der Baroninn Hände; o wie unglücklich muß das Herz, das so lebhaft empfindet, in dem fremden Joche seyn! so rief sie innig und

furchtsam. Was für ein fremdes Joch meinst du, Täubchen, fragte Sabina, indem sie ihr mit leichtsinnigem Lächeln wie einem Kinde die Wangen streichelte — Hannchen ward verwirrt, denn sie fühlte, daß sie hier am unrechten Ort ihr Gefühl hatte laut werden lassen. Mir däucht, gnädige Frau, sagte sie beschämt, mit Ihrem empfänglichen Herzen wären Sie in einer andern Ehe glücklicher gewesen. —

O du liebe Heilige du, rief die Baroninn mit einem Gelächter, indem sie einen Strauß Vergißmeinnicht, die sie mit viel Freuden-Demonstrationen vor einer Viertelstunde gepflückt hatte, auf den Boden streute. Du liebe Heilige! an was denken Sie denn, Hannchen, woran mich meine Ehe hindern soll? Denn diese meinen Sie doch wohl höflicherweise unter dem fremden Joch? was die tugendhaften Mädchen doch weit hinausblicken! was thut denn das dem Baron, wenn ich mit Sir William die schöne Natur bewundere, und Gottes Werke preise? Habe ich dem Herrn v. K. versprochen, nur an seiner Hand die Augen aufzusperren, wenn die Welt vor mir liegt? — Hannchen mußte über die Leichtigkeit lachen, mit der

sich Sabina jetzt selbst parodirte. — Gut, gnädige Frau, wenns Ihnen so recht ist; wär's denn aber nicht besser, wenn Sir William der Baron wäre? — Hm! voriges Jahr, vielleicht ..... aber dieses Jahr um Gottes willen nicht; Sie Kindsköpfchen! Da wär' mir schlecht geholfen. — Hannchen erröthete hier über Sabinens unweibliche Freimüthigkeit, und ihre eigne Einfalt. Sie begriff jetzt die Freude, welche die Baroninn gestern bezeugte, da sie die Ankunft eines Fremden erfuhr, bei dessen Eintritt sie, in der Mutter Gegenwart, sehr fremd gethan, aber des Abends sich dennoch mit ihm auf der Promenade entfernt hatte. Sie bemerkte, daß die Gräfinn traurig dabei aussah. Jetzt schwieg sie mit Unwillen. Sieh, wie sträflich das Kind aussieht! rief Sabina mit Gelächter. Glauben Sie mir, meine Liebe, davon wird die Zucht nicht besser, daß Sie sich so von Kopf zu Füßen bewaffnet uns armen Weltmenschen gegenüber stellt. Das kenne ich! entweder legt man die Rüstung stillschweigend ein Stück nach dem andern ab, und dann hat der Feind gut Spiel, oder ihr schleppt euch so schwerfällig durchs Leben, daß ihr darin ganz verklommen seyd, Andere aber mit eurem

Panzer links und rechts blutig stoßt. — I boast the lovely weakneſs of my heart. *)

Was heißt das, gnädige Frau? Sabina übersetzte es ihr: Ich verstehe Ihre Allegorie vom Panzer nicht ganz, nahm Hannchen wieder das Wort, weil ich mir vorstelle, daß eine glückliche Wahl uns den Panzer und den Kampf unnöthig macht. — Mein Kind, Sie sind sechszehn Jahr oder dergleichen, und haben wahrscheinlich auf irgend einer Universität einen treuen Damötas sitzen, der Ihren Namen allen Professoren auf die Lehrbänke kritzelt. Ich glaube, wenn mir meine Mutter einen andern Liebhaber als den Herrn Christus erlaubt hätte, wären mir diese erhabenen Gedanken auch durch den Kopf gegangen, so blieb ich dafür bewahrt, und weder der Baron noch ich, machten uns einen blauen Dunst vor.

Gnädige Frau, Sie scherzen sehr .... leichtsinnig — verzeihen Sie! Leichtsinnig? weil ich die Menschen sehe wie sie sind? was habe ich denn meinem Manne versprochen? Doch nicht, was in der Trauungs-Formel gesagt wird, die vor so

*) Ich rühme mich der holden Schwäche meines Herzens. (Aus einem engl. Dichter.)

vielen hundert Jahren längst verschollene Völker unter einem andern Himmelsstrich, bei andern Sitten sich gefallen ließen? Die sagte man mir vor ......

Aber die Ordnung des Staats, die damals diesen Verein = Gesetzen zu unterwerfen für nöthig hielt, bedarf ihrer noch ......

Mit großen Augen und der Parodie des höchsten Erstaunens sah die Baroninn Hannchen an. Lämmchen, bei welchem Wolf warst du in der Schule? und bei so heillosen Begriffen hältst du dich vor sicher gegen dein Herz? Die Ordnung des Staats soll deinem Gefühle Fesseln anlegen? was hat die mit dem zu thun? So weit die Ehe den Staat interessirt, wacht er über sie, und Ihre Tugend und meine Familien = Ehre werden sich gleich hüten, sich der Rüge des Gesetzes auch nur in dem weitesten Sinne auszusetzen.

Verzeihen Sie, gnädige Frau! rief Hannchen bestürzt. — Seyn Sie ruhig, Kind! — aber über diese bürgerliche Pflicht hinaus, wie man es nennt, kann ich doch nicht versprechen, was nicht von mir abhängt? Mir däucht, die Gesetze beweisen es uns durch ihr Stillschweigen, daß die Trauformel ein

Gewäsch ist. Diese sagt, lieben bis in den Tod; von jenen sagt aber keines: Die Frau Baroninn soll keinen Liebhaber haben.

Hannchen konnte sich nicht verbergen, daß mit andern Worten Armand diese Grundsätze auch geäußert hatte. Bestürzt sann sie nach, wie sie denn ihr Freund mit der Tugend zu verknüpfen gewußt hatte, und mit diesem Gedanken, der für sie etwas ängstliches hatte, vereinigte sich die Befremdung, wie diese Denkart aus der Gräfinn Lehren entstehen könnte? Unüberlegt fragte sie:

Sieht Ihre Frau Mutter die Ehe aber auch so an?

Meine Mutter, antwortete Sabine, indeß sie ihr Windspiel mit ihrem Schnupftuch im Kreis herumzog — meine Mutter ist die erste Frau auf Erden. Sie hat der Himmel so geschaffen, daß sie sich selbst Gesetz ist. Wie sie heurathete, hatte sie einen Liebhaber. Dem entsagte sie, und anfangs mochte sie meinem Vater wohl aus Liebe zu dem verlaßnen Liebhaber treu seyn. Nachher hat sie sich eine Menge Pflichten auferlegt, in deren Erfüllung sie ihre Seligkeit findet — aber sie kennt den Menschen und die Welt viel zu gut, als daß sie

ihre strenge Tugend für eine allgemeine Regel aufstellen wollte. Sie ist eine gescheute Frau, und gescheute Leute verlangen nur das Mögliche von Andern.

Sabina bedurfte der Mittheilung, über Widerlegung dachte sie gar nicht nach, also hatten ihr Hannchens Einwürfe nur die Zeit vertrieben. Die Unverletzbarkeit, welche Selbstsucht und Leichtsinn hervorbringen, war Hannchen noch unbekannt, sie fürchtete die Baroninn beleidigt zu haben, und fühlte bei ihrer Jugend und Unerfahrenheit um so mehr Unbehaglichkeit dabei, da ihr diese Frau bei dem ersten Anblick ihres verwahrlosten Gemüths böse vorkam, — was sie nicht war — und das macht diese Menschen eben elender, daß sie nicht bös sind, sondern nur kraftlos gegen das Böse, und sich abfindend mit ihrem guten Geiste. Verlegen und stillschweigend gieng Hannchen neben ihrer Gesellschafterin, die indeß ein italienisches Liedchen brummte, als Graf Albert und Herr v. B., der gestern angekommene Fremde, ihnen bei dem Eintritt einer Allee begegneten, wo es denn Hannchen sehr klar ward, daß die Baroninn sie gebraucht hatte, um sich eine Zusammenkunft

Bayerische Staats- Bibliothek München

mit dem Fremden, und ihrem Bruder eine solche mit ihr selbst zu verschaffen.

Hannchen ward vielmehr nachsinnend als bestürzt bei dieser Entdeckung. Sie fieng jetzt an, eine Menge Ideen an ihren Platz zu stellen, welche sie aus dem Umgange mit ihrem Freunde, und aus mancher, vielleicht zu sorglos gewählten Lektüre geschöpft hatte. Diese hatten ihr die große Welt von einer so schwarzen Seite geschildert, den Menschen im gesellschaftlichen Verein überhaupt als ein so ausgeartetes Geschöpf dargestellt, daß sie sich ihr Verderbniß mit Schaudern vorgestellt hatte. In Armands Denkungsart hatte sie oft eine Art kecker Willkühr wahrgenommen, die Böses und Gutes beherrschend, das Bessere daraus hervorzuleiten wußte. Diese Höhe der Ansicht und Deutung schien er sich in der Welt, im Umgang mit den Menschen, verschafft zu haben. Sie wünschte also — eh' der traurige Bruch zwischen ihr und Carln statt fand — wünschte oft, ihr junger Freund möchte auf eben dem Wege, eben die Unabhängigkeit des Geistes erlangen. Die Uebertreibungen ihrer moralischen Bücher, und die Verdienste ihres ausländischen Freundes, machten sie glauben, daß

jene Schriftsteller mit böser Laune oder bösem Willen geschrieben hätten, und sie fieng an ihnen zu mißtrauen.

Ihr Umgang mit der Gräfinn hatte ihr jetzt einen Theil der von ihnen beschriebnen großen Welt in der Wirklichkeit kennen lehren. Diese Frau, die für sich selbst nach der strengsten Tugend strebte, sprach von so vielen Uebertretungen der Sittlichkeit und Moral als so gewöhnlich, unvermeidlich, ja sogar als eingeführt, Hannchen erfuhr aus tausend historischen Zügen so viele Belege zu dieser Wirklichkeit, daß sie die Wahrheit der Darstellungen, die sie in ihren Büchern gefunden hatte, nicht mehr bezweifeln konnte. Sabina erweiterte in wenig Tagen ihre Ansichten bis zu einem Umfang, der einem jungen Gemüth mit weniger schönen Anlagen sehr schädlich hätte werden können. Menschen-Haß oder Gleichgültigkeit gegen das allgemein verbreitete, all'umstrickende Laster hätte sie können ergreifen. Ihr gutes Herz und ihr natürlich heller Verstand schützte sie. Sie nahm wahr, daß diese Menschen, die jedes Band der Gesellschaft durch ihre Grundsätze auflösten, die Pflichten gegen diese Gesellschaft in einem weit

höhern Grad erfüllten, als diese Grundsätze erwarten ließen. Sie fand in dem Zirkel, der sie umgab, dessen Ansichten des Lebens von so vielem, was ihr als heilig dargestellt worden war, so sehr abgiengen, ehrwürdige Geschäftsmänner, pflichterfüllte Kinder, treue Mütter — und, nicht mit strengem Zusammenhang richtiger Vernunftschlüsse, aber mit der Freude eines schönen Herzens, das die Menschheit von dem Brandmal der Schande gerettet sieht, bildete sich in ihr der Begriff, daß jeder Mensch sich selbst sein Gesetz seyn kann; je vollkommner er, je strenger sein Gesetz, je schneller seine Schritte auf der Bahn des Guten, je unumschränkter seine Macht über das Böse — denn diese Menschen um sie her übten ja Tugend überall, wo ihre verkehrten Begriffe sie nicht vor ihr abkehren. Die Begriffe zu berichtigen, das blieb also das wichtigste, und hier traf sie wieder auf Armands Lehrart, denn seine Gewohnheit jeden Vorfall im Leben als einen Theil des Lebens selbst, anzusehen und zu ordnen, ward ihr ein Leitfaden. Jetzt ward es ihr auch deutlicher, wie es möglich sey, daß die Gräfinn in manchen Resultaten dieser Begriffe mit Armand zusammen ge-

troffen war. Armand strebte wirklich nach dem Edeln und Guten, wenn es ihm gleich an Einfalt des Herzens fehlte, aber er strebte ganz allein auf dem Wege der überwiegenden Vernunft. Die Gräfinn, vom Geiste ihrer Religion geführt, gieng zu eben diesem Ziel, durch Ergebung und Opfer. Beide mußten sich auf einigen Punkten begegnen, und wie heiter werden einst die verklärten Augen strahlen, wenn die Wanderer auf so entfernten Bahnen am Ziel so nahe beisammen stehen!

Hannchens einsame Stunden waren nun mit Nachdenken über diese Gegenstände angefüllt, aber ganz in der Form, wie man es von einem jungen Mädchen erwarten kann. Alles knüpfte sich an das Andenken ihres Bräutigams, und an ihre Liebe für ihre Eltern. Mit der lebhaften Anerkennung, ihre liebsten Wünsche zerstört zu haben, zeichnete sie sich für die Zukunft den Umfang ihrer Pflichten um so ausgedehnter und strenger vor. Die Erinnerung an Carls Herzlichkeit, an die glückliche Wirksamkeit zum Guten, die sie an seiner Hand gefunden hätte, an die Entwicklung zum Bessern, in der sie mit ihm hätte fortschreiten können, machte sie ihre Vergangenheit in einem

sehr ernsten Lichte betrachten. Ihre Liebe für Carln wäre aber vielleicht bei der fortschreitenden Reife ihrer Vernunft vielmehr erloschen als erneut worden, hätte sie nicht dieser jugendlichen Vernunft müssen zur Stütze dienen. Graf Albert mußte bei der Bekanntschaft dieses schönen Mädchens den Plan haben sie zu erobern, so bald sie sich wollte erobern lassen. Bei unsern gewöhnlichen Wüstlingen hat die Bemühung um das zartere Geschlecht sehr wenig mit Lovelace's Ränken zu thun. Die Hindernisse, welche diesen zu besiegen weit reizender schienen, als das Ziel, wohin der Sieg führte, schrecken solche Menschen ab. Sie machen nie große Plane zu gewinnen, zu verführen, die Gunst der sie nachgehen ist erkauft, oder angeboten, und in beiden Fällen Verachtung ihr Lohn. Graf Albert hatte vielleicht noch bei keinem Weibe etwas anders gesucht, als er bei den beiden Klassen, die zu bestimmen wir unser Gefühl eben zwingen mußten, gefunden hatte, aber ganz so gefühllos, wie mancher andere seiner Art zu werden, hatte ihn seine vortreffliche Mutter verhindert. Durch sie behielt er eine dunkle Ahndung von weiblicher Tugend. Er sah sehr bald,

daß Hannchen seine gewöhnlichen Erfahrungen an ihrem Geschlechte nicht bestätigen würde, ohne einen Plan zu machen, verfolgte er den pikanten Umgang mit dem schönen Mädchen, und da er Mann von Welt und von sehr feiner Bildung war, mußte er in diesem Verhältniß ein sehr liebenswürdiger Mann seyn.

Hannchen nahm das wohl wahr, und die erste Rückkehr zu Carls Andenken glich wohl so ziemlich der Anrufung eines Schutzheiligen. Wie weit diese einem Liebhaber tröstlich oder schmeichelhaft seyn kann, wäre eine kizliche Frage? Genug! — es bewahrte sie vor Versuchung. Sie gestand sich freimüthig, daß die geringste Schwäche gegen Albert den Verlust all ihres Glückes zur verdienten Strafe machen würde, da hingegen ihr Irrthum über Armand, der diesen Verlust herbeigeführt hatte, ihr strenger Lehrer zur Veredlung geworden war. Jezt, das fühlte sie, hätte sie Carln, wenn er je sich ihr wieder darstellte, zuversichtlich gesagt: ich irrte mich, indem ich das Beßre suchte! aber bei ihrer Kenntniß von Alberts Karakter und Denkart hätte jede Schwäche sie erniedrigt, denn sie hätte das

Schlechtere gewählt, weil ihr für das Bessere die Kraft fehlte.

Von dieser Zeit an beschäftigte sie sich sehr viel mit Carln. Sie sann auf Mittel, sich Nachrichten von ihm zu verschaffen, seit ihrer Abreise aus ihrer Eltern Hause wußte sie nichts von ihm; vor einer Vertrauten hatte sie ihr stolzes Herz gehütet, und jeder Antwort, die ihr ihre Mutter auf die Frage nach ihm hätte geben können, würden schmerzhafte Bemerkungen zugesetzt gewesen seyn.

Dieser Zustand des Nachsinnens, der Sehnsucht und des Zweifels in der jungen Brust, wirkte zu sehr auf ihr Aeußeres, als daß nicht eine Mannigfaltigkeit der Stimmung daraus entstanden wäre, welche sie anziehender machte, aber auch bei einem weniger kühnen Mann, wie Albert war, Neugier und Hoffnung erregt hätte. Er erspähete bald, daß nicht Sittlichkeit allein Hannchen gegen seine Raubsucht sicherte, sondern daß sie auch durch Liebe gewaffnet sei; Liebe in ihrem Sinn, in welchem er sie für ein Unding hielt. Von der Zeit entstand ein leichtsinnig schadenfroher Wetteifer in ihm, den Geliebten zu verdrängen, und jedes Mittel war dazu gut. Er suchte ihr also zu gefallen,

dieses gelang ihm gerade unter den Augen seiner Mutter am besten, denn so wie diese ihren Sohn am liebsten sah, mußte er auch Hannchen am besten gefallen. Albert brachte die Zeit, welche nicht der größern Gesellschaft gehörte, unausgesetzt in der Gräfinn Kabinet zu; diese sah es mit Vergnügen; sie war über den Gegenstand, der ihn dahin zog, nicht blind, aber sie traute Hannchens Tugend, und dachte — sie war Mutter und Gräfinn — mehr an den Vortheil, den Alberts Sitten bei diesem Umgang gewinnen konnten, als an des Bürger-Mädchens Herz und guten Ruf. Albert hörte mit Geduld den ernsthaften Lektüren zu, welche sich die Gräfinn von Hannchen machen ließ — wogegen sich die Gräfinn aus Gefälligkeit zum erstenmal Dichter und Schauspiele vorlesen ließ. Hannchen hatte diese längst auswendig gelernt, sie las daher mit doppeltem Zauber vor. Ohne an diesen Zeitvertreiben Theil zu nehmen, leistete die Baroninn ganz gegen ihre Absicht, der Sache der Tugend den besten Dienst, indem sie durch ihren moralischen Cynismus jedem trügenden Schleyer, der Hannchens Verhältniß mit Albert hätte undeutlich machen können, herabriß. Sie stellte sich ohne

Schen mitten unter sie, und hielt einem jeden mit einer unwiderstehlichen Lachlust den Spiegel vor, in dem sie sein Inneres erblickte. Ueber Alberts Absichten auf Hannchen war sie gar nicht in Zweifel, sie zeichnete ihn selbst mit Karrikatur, als tugendhaften Schäfer und Gunsterseufzenden Liebhaber. Das Ende, was seine Leidenschaft nehmen würde, schilderte sie mit so grellen Farben, daß Albert selbst ihr den Ausspruch eines philosophischen Dichters zurief, der die Weiber beschuldigt: wenn sie einmal die Schranken der Sitte durchbrochen haben, dann auch gar keinen Zaum weiter zu erkennen. Der Contrast zwischen dieser Ausgelassenheit und Hannchens ungekünstelter Sittsamkeit verlieh dieser Letztern einen Reiz, den er noch nie vorher gekannt hatte. Für Hannchen war Sabinens zügelloser Spott eine sehr wohlthätige Schutzwehr gegen die heimlichen Fortschritte, welche weibliche Eitelkeit von einer Seite, und die Liebenswürdigkeit des Mannes, der sie aufregte, von der andern, hätte endlich machen können. Schon keimte in ihr der so gefährliche Wahn, daß ihr Umgang in Alberten manches Gute, das in seinem Herzen schliefe, erwecken könnte, daß seine

Liebe für sie, Liebe zur Tugend könnte werden. Auf diesem alltäglichen Wege zu einem alltäglichen Verderben hielt der Baroninn unbedingter Unglaube, an ihres Bruders und jedes andern sittliche Gefühl sie auf, sie bot sich zu jeder Wette an, den Ausgang des Schauspiels, wie sie Hannchens Tugend nannte, vorher zu wissen, sie legte allen ihren Aeußerungen ihre eignen Empfindungen unter, so daß Hannchen einst entrüstet ausrief: „Und ist das die einzige Seite, meine gnädige Frau, von der Sie die Liebe haben kennen lernen? War das Ihr einziger Zweck, wenn Sie mit Sir William dem Aufgang der Sonne zusahen, oder die Schnitter beim ziehen von der Arbeit? — Sabina lachte ausgelassen, Sie machen's wie der Gegner meines armen Gascogners, rief sie, vous abusez de mon sécret — freilich war es der Zweck, uns lag in diesem Augenblick nur eben weniger an dem Ziele, wie an dem Weg dahin. Und das ist auch ihr Fall, mein unschuldiges Täubchen! das ist der ganze Unterschied!

So konnte Sabina Hannchens Herzens-Zustand ansehen, denn sie kannte keine Reinheit des Gemüths. Hannchen, für welche diese die erste

Bedingung zum Glück war, verdankte aber diesem Spotte die Kenntniß ihrer Gefahr. Sie hörte es aber auch ohne Furcht, daß Graf Albert seine Mutter nach Ebersdorf begleiten, und den Ueberrest des Sommers daselbst zubringen wollte. Zwar fühlte sie wohl, daß ihre Verhältnisse in der Einsamkeit des Landlebens sehr viel schwieriger werden könnten, als in dem zahlreichen Zirkel der Badegäste; daß die Gegenwart ihrer redlichen, aber beschränkten, und an Abhängigkeit von der gräflichen Familie gewöhnten Verwandten, auf den Grafen ganz anders wirken könnte, wie die Nähe seiner geehrten Mutter. Sie dachte — und mit wehmüthigem Lächeln erinnerte sie sich selbst, wie eitel es sey, so zu denken! — sie dachte: was Carl sagen würde, wenn er hörte, daß Graf Albert in ihres Onkels Hause ihr täglicher Gesellschafter gewesen sey, da sie es hätte vermeiden können, sobald sie zu ihren Eltern zurückgegangen wäre. Alle diese Ueberlegungen beweisen sehr deutlich, daß ihr Graf Albert wichtig war, aber eben deßwegen fand sie es nicht schicklich, ihn zu fliehen, sie wollte ihm vor ihrem Bewußtseyn nicht diese Wichtigkeit geben, sondern sich selbst genug

seyn, mit dem Andenken an Carln und an ihre ehemalige Thorheit, um die Gesellschaft dieses jungen Mannes so unschädlich zu machen, wie sie seyn sollte.

Vielleicht hätte sie diesen gewagten Weg glücklich zurückgelegt. Wir wollen es glauben, denn ihr Herz war rein und ihr Wille fest, aber das gute Schicksal ersparte ihr diese Prüfung. Sie fand bei ihrer Ankunft in Ebersdorf Briefe von ihrer Mutter, welche über eine zunehmende Schwäche in ihres Vaters Gesundheit klagten, wenige Tage darauf kam der Befehl, schleunig zurück zu kehren, weil der gute Vater einer auszehrenden Krankheit zu unterliegen anfieng. Sie scheute sich jetzt vor ihrem Abschied von der Gräfinn, fast wie sie sich ehmals vor ihrer Bekanntschaft gescheut hatte. Da diese Frau nie in ihre persönliche Lage und Empfindungen eingegangen war, sah sie voraus, daß dieser Augenblick sie auch ganz trennte. Daß der Gräfinn Herz, daß ihr Geist der Theilnahme fähig war, hatte sie bei so vielen Gelegenheiten bestätigt gefunden; nicht in ihr, sondern in ihrem Stande mußte sie den Grund suchen, warum eine so vortreffliche Frau dennoch die Menschen

um sich her, auch die Liebsten nur in selbstsüchtiger Beziehung betrachtete, nie um der Menschen Wohl und Wehes willen, sondern nur des eignen. Diese Betrachtungen legten ihr bei ihrem Abschiedsbesuche Zwang auf, vielleicht befremdete das die Gräfinn, welche Wärme von Hannchen zu sehen gewohnt war. So trennten sie sich beinahe kalt. Mit einer widrigen Empfindung empfieng Hannchen ein sehr schönes Halsband, das sie die Gräfinn zum Andenken anzunehmen bat, und sehr verstimmt sah sie einem Besuch Graf Alberts, der bei ihrem Abschied nicht gegenwärtig gewesen war, entgegen. Den ganzen Tag über, der mit Zubereitungen zur Reise hinging, erschien er nicht. Hannchen nahm mit eben so viel Beschämung, als Unwillen gegen sich selbst wahr, daß sie auf jeden fremden Fußtritt im Hause, auf jedes Oeffnen der Thüre horchte, daß mehr wie einmal ihr Herz klopfte, und getäuscht, weh that. Was ist denn demüthigender, fragte sie sich selbst, Eitelkeit oder Schwäche? Habe ich wollen von diesem Menschen bewundert seyn, oder war ich in Gefahr ihn zu lieben? Hier glühte ihr Gesicht. — Was war denn mein Gefühl für Armand? — — — — Durfte

ich Liebe nennen, was ich für Carln empfand? — So weit stritt sie mit ihrer eignen Empfindung, als der Onkel vom Schloß zurückkehrend erzählte: daß schon heute früh Gäste dort angekommen wären. Graf Albert hatte also nicht kommen können. — Hannchens Gedanken nahmen bei dieser Nachricht plötzlich eine mildere Farbe, sie fand, daß es sie im Grunde einer Verlegenheit überhübe, keinen Abschied vom Grafen zu nehmen. Lange sich dieser Erleichterung zu freuen, hatte sie nicht Zeit, denn Albert trat mit zwei jungen Edelleuten, die heute eine Verwandtin bei ihrem Besuche in Ebersdorf begleitet hatten, in das Amthaus. Der Graf hatte Hannchens Abschied mit Verdruß erfahren, sein Interesse, in Ebersdorf zu seyn, gieng verloren, sobald das Mädchen wirklich abreiste. Da es aber nun einmal so war, verlor auch seine Theilnahme an ihr alles geistige, was sie bisher etwa gehabt hatte — wenn hier der Ausdruck g e i s t i g aus Noth für eine so zweideutige, ärmliche Empfindung erlaubt ist. Sie war jetzt wieder ein bloßes schönes Mädchen, als ein solches machte er sie seinen jungen Gesellschaftern bekannt, und that ihnen den Vorschlag, mit

ihm ins Amthaus zu gehen, um Abschied von ihr zu nehmen. Albert war kein Weichling, sich Hannchens Gunst zu rühmen, wär' eine unmännliche Elendigkeit gewesen, deren war er unfähig, aber den jungen Leuten einen Begriff zu geben, wie er sie täglich sehen, sie ihm gefallen, und doch der jungen Herrn tiefe Ehrerbietung verdienen könnte, das kam ihm nicht in den Sinn. Hannchen war auf das Unangenehmste über die eben so zudringliche als nachläßige Art, mit welcher die beiden Junkers sich über ihre Schönheit ausließen, befremdet; aber viel empfindlicher traf sie das unbefangene Wesen, mit welchem Albert von ihrer Abreise sprach. Kein Schatten von Betroffenheit, keine Spur von Empfindung, aber einige hingeworfne Blicke, einige entriß'ne Liebkosungen, von denen er sich am ersten Tage ihrer Bekanntschaft sogleich zurückweisen ließ, die er sich seitdem nie erlaubte, versuchte er heute von neuem und überhäufte sie dadurch mit Beschämung. Zu ihrem Glücke machte die Ankunft ihrer Pferde, welche die Herrn zu einem Spatzierritte bestellt hatten, dem Besuch bald ein Ende. Hannchens schwellendes Herz reizte sie, einen Stolz in ihr Betragen

zu legen, der den jungen Männern, die nichts Böses im Sinn gehabt hatten, sehr mißfiel, sie jagten mit ziemlich böser Laune davon, und Albert, der bei allem seinem Egoismus dennoch keine angenehme Empfindung aus dieser letzten Zusammenkunft mit sich hinwegnahm, fand sehr bald das Mittel, weder an Hannchen, noch über sein letztes Betragen gegen sie, mehr nachzudenken.

Mit den bittersten Thränen besann sich Hannchen, ob sie die Demüthigung, welche sie durch des Grafen Nachläßigkeit fühlte, durch ihr Betragen verdient habe? Sie fand sich gerechtfertigt, aber ihn mußte sie verachten, und sein Geschlecht fieng ihr an, viel Mißtraun einzuflößen. Carl hatte ihrer beider Glück zerstört. Armand hatte sich durch Selbstsucht über den Punkt verblendet, wo sein Einfluß auf sie wohlthätig zu seyn aufhören mußte, hatte sie den einfachen Fluren ihrer Kindheit entführt, und nachdem sie den Rückweg verloren, ließ er sie in der Wüste, in die er sie verlockte, allein. Albert aber — welchen Einfluß hatte der auf sie gehabt? Ihr Innres widerstrebte, diesen Namen neben jenen beiden Männern zu den-

ken, und mit den schmerzlichsten Gefühlen trat sie ihre Heimreise an.

Die Auftritte, die sie hier erwarteten, waren nicht dazu gemacht, sie aufzurichten. Seit dem unglücklichen Tage, der Carls Abreise herbeigeführt hatte, waren die Familien des Commerzienraths und die Herrn Aicha getrennt, bald erstreckte sich ihre persönliche Uneinigkeit auf ihre Handelsgeschäfte, Herr Aicha, der sich für den beleidigten Theil hielt, schlug eine Trennung vor, der Commerzienrath nahm sie trotzig an, man setzte sich auseinander, und Carl erhielt von seinem Vater neue Aufträge, welche diese Veränderung des Handels-Interesses nöthig gemacht hatte. Der junge Mann befand sich bei Empfang dieser Nachricht in Hamburg. Seit seiner Abreise waren jetzt beinahe drei Monate verflossen, und noch konnte er sich aus der Dumpfheit, in welche sein ganzes Wesen vergraben war, nicht heraus ringen. Alles um ihn her schien ihm unfreundlich, kalt, selbstsüchtig, er sich selbst um nichts besser, und noch linkisch, schwerfällig und unliebenswürdig oben ein. Gewohnheit und Nothwendigkeit, seinen Vater zu schonen, vermochten ihn, seine Handelsgeschäfte

noch mit einigem Fleiß zu treiben, aber dafür war auch der Handel für ihn von allem Verhaßten im Leben das Verhaßteste geworden. Er fand in ihm die Fesseln, die seinen Geist niedergedrückt hatten, in ihm die Ursache der nachtheiligen Lage, in der er gegen Armand, den Störer seines Friedens, gestanden war, in ihm die Lähmung, die ihn nun wie in einen Zauberkreis unter lauter Menschen bannte, die ihn überall in eben dem Ideenkreis einschränkten, in dem er sein Verderben hatte aufsprossen sehen. In jeder andern Klasse der bürgerlichen Gesellschaft sah er mehr Wege offen stehen, zur persönlichen Unabhängigkeit, oder persönlichem Einfluß. Nur seinem Gewerbe war das todte Geld, die Sorge es zu gewinnen, die Furcht es zu verlieren, zum ewigen Ziel gesteckt, zog es als bleiernes Gewicht an die niedere Erde; alle schmerzhafte Erinnerungen hingen mit diesem Gewerbe zusammen. Die Sehnsucht, es von sich zu schütteln, wuchs mit jedem Tage, aber die Möglichkeit dazu konnte er nur nach einem Zeitraum erwarten, während dem er wohl fühlte, daß Unmuth und Widerwille seine Kraft wie seine Jugend würden aufgerieben haben. Nach und nach bildete

sich der Entschluß in ihm, seine Kette zu zerbrechen, die Vergangenheit zu vertilgen, durch neue Kenntnisse, durch neue Ansichten der Welt und des Menschen, und dann als ein anderes Wesen zu der Bestimmung, der ihn sein Vater gewidmet hatte, wieder zurückzukehren. Das unüberwindlichste Hinderniß war der Zorn seines Vaters. Aber eben weil es unüberwindlich war, beschloß er, ihn zu ertragen. Er hatte von einem Großonkel ein unabhängiges Vermögen von mehreren Tausenden in seines Vaters Handel stecken; dieses aber ohne seines Vaters Wissen aus ihr heraus zu ziehen war unmöglich. Es wär' ihm ein leichtes gewesen, die Summe, welche er zu seinem Vorhaben drei Jahre unabhängig zu leben bedurfte, auf seinen Credit von seines Vaters Correspondenten in Hamburg aufzunehmen, aber Betrug sollte den Anfang seiner Freiheit nicht gründen. Sich arm und nur mit seinem Willen ausgerüstet in die Welt zu werfen, war bei seinem Zwecke unmöglich. Er wollte Wissenschaften in einem Alter erlernen, wo glücklicher geleitete Jünglinge ihre Lehrjahre vollendet haben. Er mußte verlorne Zeit *erkaufen*, das heißt, sich Hülfsmittel ver-

schaffen, welche nur Geld schenkt. Seine Seele war ein Chaos wechselnder Gefühle. Hannchen schwebte bald als zerstörende, bald als schaffende Gottheit darüber. Sie hatte ihm die Erkenntniß seiner Beschränktheit gegeben; wollte er denn für sie Kenntnisse suchen? für sie, die ihn verlassen, verschmäht hatte? Seine Wangen glühten in bitterer Erinnerung. Armand's gehaßtes Bild stand vor ihm auf. War er denn vollkommner wie du, er, der deinen Frieden störte? Fragte er sich oft, wirst du durch die erworbnen Kenntnisse werden, wie er? Dann schien ihm alles verhaßt, was ihn Armand ähnlich machen konnte. Und was ihn besonnen machte, menschlich, milde, wie du ein roher Wilder warst, Gastfreundschaft, Bürgerpflicht, Schonung eines schwachen Weibes vergaßest — war das nicht Geistes-Bildung? Hier behielt wieder sein angeborner Edelmuth die Oberhand, und hätte sich nicht Hannchens Andenken zwischen ihm und Armand mit bitterer Demüthigung gelagert, Armand wäre der Mann gewesen, an dessen Hand er seinen neuen Weg anzutreten gewünscht hätte.

Mitten in diesem Sinnen und Zweifeln bekam er die Nachricht von der Trennung zwischen seines

Vaters und des Commerzienraths Handelsgeschäften. Als neue Besieglung, daß jedes bürgerliche Band, so wie das Band ihrer Herzen zwischen ihm und Hannchen zerrissen sey, empfieng er sie mit tiefem Schmerz, aber die weitern Verfügungen zeigten ihm unverhofft die Mittel, seine Freiheit zu erlangen. Sein geerbtes Kapital war zum Theil in ein Unternehmen gesteckt, das mit dem Commerzienrath gemeinschaftlich begonnen worden war. Jetzt übernahm dieser es allein, und der alte Aicha bot seinem Sohn an, einen Theil der zurückgezahlten Summe auf seine eigne Hand wuchern zu lassen, wozu ihm sein Aufenthalt in einer großen Seestadt so vortreffliche Gelegenheit darböte. Der gute Alte glaubte durch dieses große Interesse die Spuren von Unmuth, die er zuweilen in seines Sohnes Briefen bemerkte, ganz zu zerstreuen. Sechstausend Gulden als Eigenthum benutzen zu können! wie manches Jahr hatte er nicht arbeiten müssen, um über so eine Summe disponiren zu können! Jetzt stand Carl nicht länger an, er machte einen jungen Mann von vorzüglichen Kenntnissen, von geprüfter Rechtschaffenheit, der um einen Platz verlegen war, mit sei-

ner Lage und seinen Absichten bekannt, er unterrichtete ihn von allen seinen Geschäften, er stellte ihn seines Vaters Correspondenten als seinen Nachfolger vor, kassirte seine sechstausend Gulden ein, und gieng, nach einer norddeutschen Universität ab. Von hier aus schrieb er seinem Vater seinen Entschluß, und bat ihn mit Liebe und Ehrfurcht, ihm seinen Platz in seinem Herzen, in seinem Hause, in seinen Geschäften offen zu erhalten. Von seiner Fessel befreit, fand er den Muth zu versprechen, daß er nach drei Jahren zurückkehren würde, eifriger, und gewiß eben so tüchtig, ihm die Last seiner Arbeiten zu erleichtern. Seine nächste Sorge war nun Unterricht, Bildung. Unbeholfner und Kenntniß-durstiger zugleich war wohl nie ein Jüngling an dem Quell der Kenntnisse angelangt. Da er seinen Entschluß ohne Rathgeber ausgeführt hatte, würde die mühsam erlangte Freiheit ihm vielleicht gar keine Früchte getragen haben, hätte ihm nicht das Ungefähr einen Hausgenossen zugeführt, der sein Führer geworden wäre. Carl hatte seine Wohnung, seiner Stimmung gemäß, in einem stillen Theile der Stadt gesucht. Seine Wirthsleute wiesen ihm einen Kosttisch an, wo

mehrere Jünglinge speisten. Carl fand sich in seinem fünf und zwanzigsten Jahre ein bischen gedemüthigt, unter lauter jüngern Leuten Anfänger zu seyn. Stumm setzte er sich neben einen noch leeren Sitz, als ein Mann mit einer fremden Physiognomie, der aber ein halbes Dutzend Jahre älter war, wie er, eintrat, den leeren Platz einnahm, und von der Tisch-Gesellschaft als ein alter Bekannter behandelt wurde. Aus einigen Reden mußte Carl schließen, der Herr in gesetzten Jahren sey auch Student. Diese Entdeckung gab ihm plötzlich eine Haltung. Ohne sich in's Gespräch zu mischen, fühlte er sich unbefangener wie vorher. Da nun auch seine Figur und Kleidung einen Mann aussprachen, der zur guten Gesellschaft gehörte, ließ ihn das jüngere Geschlecht ohne Störung seinen Weg gehen. Nach Tisch verließ er das Zimmer mit dem gesetzten Unbekannten, ihrer beider Weg schien derselbe zu seyn, stillschweigend giengen sie hintereinander her, und traten zusammen in das Haus, wo Carl eingemiethet hatte. Der Unbekannte hatte so wenig auf ihn geachtet, und sah auch jetzt so zerstreut aus, daß Carl nicht beherzt wurde, ihn anzureden; wie sie aber die

Treppe hintereinander aufstiegen, und der Unbekannte eine Thüre der seinen gegenüber aufschloß, sagte Carl mit einer Art froher Ueberraschung: „Mein Herr, Ihre Nachbarschaft freut mich — ich durfte nicht hoffen, so nahe bei mir einen Gefährten zu finden, den Alter und Ernst mir näher bringen können.“ Des Unbekannten Gesicht nahm den Ausdruck gutherziger Heiterkeit an, er antwortete mit der Versicherung: daß ihm seine Bekanntschaft lieb seyn würde, wenn ihre Studien die geringste Uebereinstimmung hätten. Das war nun bei Carl sehr leicht, und sehr schwer, da er noch gar kein Studium hatte. Doch die Bahn zur Bekanntschaft war gebrochen, man ließ den Kaffee in das kleine Gärtchen am Hause bringen, die beiden Leute setzten sich in eine ärmliche Hollunderlaube, deren erste Blättchen eben sproßten, und dort nahm Carls Schicksal sehr wunderlich eine bestimmte Wendung.

Der Unbekannte war ein Ungar, Jasinsky, der Sohn eines bemittelten Edelmanns. Ein sehr gelehrter Hauskaplan hatte ihm eine Menge historischer Kenntnisse ohne allen Geschmack, alte Sprachen ohne allen Geist eingepfropft; das Bedürf-

niß seiner väterlichen Güter hatte ihn, den Virgil und Homer in der Hand, auf manche praktische Kenntnisse im landwirthschaftlichen Fache geführt. So war des jungen Mannes Kopf sehr voll, aber um so weniger klar, weil eine lebhafte, obgleich schwerfällige Einbildungskraft sich zu ungeordneten Kenntnissen gesellte. Ein paar Jahre, die er auf einer vaterländischen Universität verlebte, brachten ihn um nichts weiter; er lernte neue Dinge, aber die schon erworbenen Kenntnisse zu ordnen, Begriffe daraus herzuleiten, lernte er nicht, sondern kam mit vielen Büchern und einem ungeheuer gefüllten Gedächtniß wieder nach Hause. Der gute Jasinsky merkte an der Dumpfheit, die troz allem Studiren in seinem Kopfe mehr zu, als abnahm, daß es ihm doch an etwas wesentlichem fehlen möchte, und der Wunsch, nach dem Beispiele einiger seiner Landsleute — eine protestantische Universität zu besuchen, ward so lebhaft in ihm, daß er ihn endlich seinem Vater vortrug. Diesen freute die Gelehrsamkeit seines einzigen Sohnes von ganzem Herzen, allein die Weisheit, die er unter Irrgläubigen holen konnte, hatte ihm sein Caplan mit Schauder ansehen lehren, sein Wunsch

als Gutsherr und Hausvater nahm eine ganz andere Richtung, als den landesherrlichen Verordnungen zum Troz, seinen Erben unter die Ketzer zu senden. Des Vaters Wille und des Beichtvaters geistliche Führung behielten die Oberhand. Jasinsky mußte auf seinen Gütern bleiben, und um ihm den Zwang zu versüßen, gab man ihm nach der Väter Weise eine Frau. Wahrscheinlich hätte sich der gute junge Mann mit seinen Büchern, seiner Gattin, und dem Anbau seines schönen Landes ohne weitere Anregung von Außen, endlich befriedigen lassen, allein sein Schicksal sollte erfüllt werden. Unter den armen Mainzer Gefangnen, welche im Anfange des Revolutionskriegs nach Ungarn geschleppt wurden, hatte einer das Glück, auf Jasinsky's Gütern nieder zu fallen, und unter die Todten gerechnet ward er von dem Treiber des Haufens zurück gelassen. Der Wirth der kleinen Schenke, wo er liegen blieb, wagte ein Glas Branntwein an den Sterbenden, der durch dieses Stärkungsmittel neu belebt ward. Er schlich an das Schloßthor, man nahm ihn mitleidig auf wie jeden Dürftigen, denn Jasinsky theilte mit seinen biedern Landsleuten die Tugenden der Gast-

freundschaft und Güte. Des armen Deutschen Herz entfaltete sich im Sonnenschein des Mitleids. Der junge Jasinsky gieng vorüber, und der Deutsche dankte ihm in schönem Latein für die Erquikkung, die ihm die Dienerschaft gewährt hatte. Unser junger Gelehrter hörte nach der ersten Periode, daß dieses kein Mönchs-Latein sey, er ließ sich in ein Gespräch ein, und endeckte in dem elenden Fremdling einen Schüler Heynens und Voßens, den das wunderbare Schicksal von den Ufern der Leine an der Drave verschlagen hatte. Achtungsvoll führte er ihn in das Wohnhaus, ließ ihm ein Bad bereiten, reichte ihm Kleider dar, dann führte er ihn bei seinem Vater ein, wo ihn eine gedeckte Tafel erwartete. Der Deutsche glaubte sich in die Zeiten versetzt, wo „die heilige Macht des Alkinoos" dem Dulder Odyßeus die gastfreundliche Hand bot. Der Arme hatte die Menschheit in ihrer rührenden Einfalt noch nie wirklich erblickt, so lange er sie auch in seinen Büchern studirt hatte; jetzt nach den Schrecken des Kriegs, in welchen Umstände und jugendliche Ueberspannung ihn verflocht, nach dem Jammer des fürchterlichen Zuges von den Ufern des Rheins bis an

die Drave, schienen ihm diese gastfreie Ungarn jenen göttlichen Gestalten der Vorzeit zu gleichen, die er, vom Geiste der Alten durchdrungen, stets angestaunt hatte. Nach einigen gewechselten Gesprächen gewann der Fremde die Herzen der ganzen Familie. Gutmüthig löschte sein Leiden in jedem einzelnen Mitglied aus besondern Gründen den Flecken, in der Franken-Armee gedient zu haben, aus. Der unglückliche Glaubensbruder — denn der Fremdling war ein katholischer Rheinländer, der hülflose Ausländer ward bald ein Mitglied der kleinen Familie, deren einfache Lebensweise Gastfreundschaft so leicht machte. Jetzt hatte Jasinsky den Mann gefunden, der seinen Durst nach Kenntnissen stillen konnte. Der Fremdling hatte würklich seine günstige Lage nahe an der Quelle liberaler Kenntnisse benutzt, er war ein kenntnißreicher selbstdenkender Mann. Sein Umgang und Unterricht nützte Jasinsky viel um seine Kenntnisse zu ordnen, aber zu wenig an Selbstdenken gewöhnt, fühlte er die Lücken nur um wieder lernen zu wollen, und so kam es, daß er nur noch sehnlicher nach dem Auslande verlangte. In eben dem Grade, wie Jasinsky sich durch die Ge-

lehrsamkeit von dem thätigen Leben abziehen ließ, gieng der Rheinländer mehr in das thätige Leben ein. Er war Sohn eines Gutsbesitzers, Feld- und Weinbau waren ihm nicht fremd, er nahm auf Jasinsky's Gütern Theil an diesen Geschäften, er ward nützlich, sein Vaterland war ihm verleidet, er gewann die Gunst einer armen Verwandtin von der Familie seines Wohlthäters, und ward aus einem deutschen Philologen ein ungarischer Guts-Verwalter, ohne seinen frühern Göttern untreu zu werden, denn nach vollendeten Geschäften schwärmte er mit dem jungen Jasinsky in die goldnen Zeiten der Vorwelt.

Nach einigen Jahren starb Jasinsky's Vater, und jetzt ließ sich der lernbegierige junge Mann von keiner Rücksicht mehr halten; er übergab seine Geschäfte dem vertrauten deutschen Freunde und neuen Verwandten, empfahl ihm auch sein junges Weib, und fand nach eben geschloßnem Frieden einen Vorwand, auf ein paar Jahre das Ausland zu besuchen.

Einen angemessenern Gesellschafter hätte Carl nicht finden können, als diesen braven Ungar. Sogar ihr Schicksal hatte Aehnlichkeit. Beide führte

reiner Durst nach Wissen hier zusammen, nur in einem Stücke begriff Carl seinen neuen Freund nicht. Die Fassung, mit welcher er sein junges Weib verlassen hatte, mit welcher er jetzt fern von ihr lebte, erregte seine Verwunderung, selbst sein Mißfallen. Er war um der Liebe willen zum Wissen berufen, da hingegen Jasinsky um der Liebe willen dem Wissen hätte entsagen sollen. Durch eine sonderbare Täuschung seiner Fantasie dachte er nun Hannchen und Euphrosine — so hieß Jasinskys Gattin, immer zusammen; er hörte von diesem, daß seine Frau in ihren Briefen Trauer, Sehnsucht, Klage über seine abentheuerliche Abwesenheit ausdrückte, und ihm unmerklich bildete sich der schmeichelhafte Gedanke, Hannchen leide von ähnlichem Schmerz. Jasinsky ließ sich durch keinen Brief seiner Frau in seinem eisernen Fleiße stören, Carl ward durch jeden Gedanken an Hannchen zu neuem Fleiße angespornt. Jasinsky war sein Lehrer geworden, und bei keiner seiner Anstrengungen lernte der gute Mann selbst so viel als bei diesem Unterricht. Alte Sprachen zu erlernen war eine Aufgabe, vor welcher Carl schauderte, und die sein Freund selbst nicht billigen

konnte; er begnügte sich, ihm seine Kenntnisse in der Völker- und Länderkunde mitzutheilen, und hier ward sein Kopf hell, indem er Carls Kopf ausstattete. Denn zum Erstenmal suchte er Standpunkte, um gewisse Felder der Geschichte seinen Schüler übersehen zu machen, und erblickte aus dieser höhern Stellung nur Umrisse, die ihm in die chronologischen Einzelnheiten verloren, bisher unbemerkt geblieben waren. Schöne Literatur ist ein Gegenstand, welcher auf einer nordischen Universität bald zum unentbehrlichen Bedürfniß wird. Carl brachte ein weiches Herz zu ihr, er fand Lehrer, Gesellschafter, welche ihn zum Geschmack anleiteten, und bald hob sich unter dem wohlthätigen Zufluß von nützlichen Begriffen sein verschüchterter Geist, sein gekränktes Gemüth empor. Der Aufenthalt in Göttingen ward ihm so lieb, daß er ihn auf Jasinsky's Bitte um sechs Monate über das von ihm dazu bestimmte Jahr verlängerte, und dann durch manche Rücksicht geleitet ihn nach seinem Vaterlande begleitete. Bis Wien hätte ihn sein Reiseplan immer geführt, jetzt fieng er seine Wanderungen in Deutschland nur da an, wo er sie hatte endigen wollen, er versprach sich

keine geringe Bereicherung seiner Lebensansichten davon, einige Zeit in einem Familienzirkel am Ufer des Marusch zu verleben. Zu seinem Erstaunen schien die nahe Wiedervereinigung mit seiner Gattin Jasinsky's Gedanken wenig zu beschäftigen. Sich in allen Städten, wo sie durchreisten, Bekanntschaft mit Gelehrten, Adressen von Buchhändlern zu verschaffen, war seine Sorge, allenthalben jede Bibliothek zu durchsuchen, der Gegenstand seiner Sehnsucht. Hätte Carl nicht seiner eigenen Beschreibung nach Euphrosinen für liebenswürdig halten müssen, hätte ihm nicht manches, was ihm ihr Gatte aus ihren Briefen vorlas, bewiesen, daß sie voll Geist und Gefühl war, er hätte sie müssen für ein Wesen halten, unfähig Liebe zu erwerben. Wie erstaunte er daher, als bei ihrer Ankunft ihm ein Geschöpf entgegen kam, in welchem weibliche Grazie mit einfachem Ernst vereinigt war. Griechische Züge und Wuchs, eine Bescheidenheit, die bei den patriarchalischen Sitten der Gegend, wenn sie sich gegen ihren Mann, ihren Gast äußerte, an Demuth gränzte — nicht den Glanz der ersten Jugend, aber die ewige Jugend der reinen Weiblichkeit über ihr ganzes Wesen ausgegossen — so war das Weib

das Jasinsky drei Jahre lang verließ, um die Classiker zu exponiren. Sie empfieng ihren Mann mit Ehrerbietung, mehr wie eine Tochter, als eine Gattin, Jasinsky war gerührt, ja entzückt, aber mehr über die Rückkehr zu dem Heerd seiner Väter, als in die Arme seiner Frau. Seine erste Sorge war die Nachfrage nach seinen Bücher-Kisten, die lange vor ihm angelangt seyn mußten. Die Einrichtung seiner Bibliothek nahm ihn nun ganz hin, ungern müßigte er sich ab, die Anordnung zur nahen Weinlese zu machen. Ehrerbiethig holte Euphrosine seine Befehle dazu ein, der deutsche Verwalter besorgte dasselbe Geschäft auf einem entfernten Gute, und man hatte auf Jasinsky's Rückkehr gerechnet, um auf dem gewöhnlichen Familiensitz die Aufsicht zu führen. Carl war entzückt über die schöne Gegend, über die frohe Aussicht der reichen Ausbeute des Herbstes, er half Euphrosinen, so viel seine Unkunde der Sprache zuließ, in ihren häuslichen Geschäften, er unterhielt sich mit ihr — denn sie hatte von dem deutschen Verwalter seit ihres Mannes Abwesenheit deutsch zu lernen versucht. — Die Eigenheiten dieses Landes, die unter guten Menschen so leicht eine höhere Cultur könnten ver-

gessen machen, gaben ihm eine ganz neue, ganz poetische Stimmung. Die Wichtigkeit des Gegenstandes zog doch endlich Jasinsky von seinen Büchern in das Gewühl der Weinlese hinein, das eigenthümliche dieses vaterländischen Schauspiels knüpfte ihn wieder an seine alten Sitten, er schloß sich wieder an den Kreis seiner Nachbarn, er stellte sich an die Spitze seiner Hofleute und nahm mit gütigem Dank die unterthänige Bewillkommnung seiner Unterthanen an. Wenn aber die Tagesgeschäfte beendigt waren, wenn sich die Familie um den großen Kamin versammelte, dann schlich Jasinsky in sein Studier-Zimmer, und Carln fiel die Obliegenheit zu, Euphrosinen zu unterhalten. Das Geschäft war sehr süß — und sehr gefährlich! Indeß Gäste und Hausgenossen bei Wein und Kartenspiel sich ergötzten, spielte Euphrosine die Harfe und begleitete sie mit ihrer holden Stimme. Sie lehrte Carln ihre hungarischen Liedchen verstehen, und Carl half ihr die Lieblings-Dichter seines Vaterlandes lesen. Die Weichheit des Herzens, die Unschuld der Sitten in diesem reizenden Weibe fesselten ihn immer gewaltiger. In der Einsamkeit ihres schönen Vaterlandes, unter den Augen

einer häuslichen Mutter erzogen, war sie von der unbefangenen Kindheit in den Ehestand übergetreten, weder ihr biederer rauher Vater, noch ihr ruhiger, nur für seine Bücher lebender Gemahl, hatten ihr eine andre Wirklichkeit wünschen lehren, als die sie umgab. Mutter war sie bis dahin nicht geworden, und wie die sich selbst entwickelnden Bedürfnisse ihres Herzens Wehmuth über ihr Schicksal in ihr erweckten, ohne ihre Entbehrung ihr deutlich zu machen, nannte sie diese Wehmuth: Sehnsucht nach Mutterfreude. Jasinsky's Entfernung machte ihr Leben trauriger, weil sie dadurch mancher liebenden Pflicht überhoben ward; denn dem zarten Herzen des Weibes dient erfüllte Pflicht oft statt Befriedigung seiner Wünsche. Um die leeren Stunden auszufüllen, welche sie während ihres Gatten Entfernung nicht der Gesellschaft zu widmen genöthigt war, lernte sie deutsch lesen, und machte sich eine Freude daraus, Jasinsky bei seiner Rückkehr in einer Sprache zu unterhalten, welche ihm mußte geläufig worden seyn. Der deutsche Verwalter und ehmalige fränkische Kriegsgefangne hatte sich manches deutsche Buch verschafft, hier fand Euphrosine in einigen unsrer schön-

sten Schriften die ganze Tonleiter von Gefühlen, welche in ihrem einsamen Gemüth wie die Töne einer Aeolsharfe bis jetzt nur in verfließenden Accorden von unsichtbaren Lüften berührt, erklungen waren. Hätte Jasinsky statt der Auszüge aus einigen hundert Schriftstellern einen Hauch der Liebe mitgebracht zum Einklang ihres Herzens, sie wäre ein glückliches Weib geworden; allein er kam gutmüthig, pflichtgedenkend aber unfühlend wie ehemals zurück, und Euphrosine nannte nun ihr Schicksal: ewiges Alleinseyn!

Diesem Weibe lehrte Carl Egmonts Liebe zu Klärchen verstehen, er legte ihr die Worte aus, in welchen Karlos den Kampf der schrecklichsten Leidenschaft ausdrückt, und Euphrosinens empfängliches Gemüth glühte im neuen Genusse des Lebens. Wie bald der Gegenstand, welchen der Dichter beschrieb, sich mit dem Gefühl, welches der Gastfreund ihr einflößte, vermischte, bemerkte sie nicht; Carl nicht, wie bald er mit seiner Helden Leidenschaft sein eignes Gefühl ausdrückte. Nur dann erst ward er betroffen, wie die Weinlese vorbei war, die Herbsttage sich zu Ende neigten, und der nahende Winter ihn erinnerte, daß er

diese Zeit zu seinem Aufenthalt in Wien bestimmt hatte. Aber nicht seinen Schmerz, seine Freundin zu verlassen, gestand ihm sein selbst betrügendes Herz, er maß ihn nur dem Zustand dieser Frau bei, die er unter einem ungebildeten Volke, in der Gesellschaft roher Nachbarn, an der Seite eines Gatten zurückließ, dem sie keinen Vorwurf machen konnte, und der ihr dennoch keine Glückseligkeit gab. Bei diesem Gedanken verweilte er und fieng an, seinen Freund mit Unmuth zu betrachten. An einem Tage, wo er spielend mit Euphrosinen die letzten Trauben von einem Geländer am Hausgarten herunterschnitt, indeß Jasinsky tiefsinnig über die Uebersetzung einer Stelle des Catulls nachdachte, sagte Carl, der lange nach einer Gelegenheit trachtete, seiner Abreise zu erwähnen: „Sehen Sie, meine Freundin, diese glühend rothen Blätter! der Herbst will meinen Abschied aus diesem theuern Hause mit festlichen Farben feyern.“ Euphrosine erblaßte und schwieg. Carl würde weniger verlegen gewesen seyn, hätte sie ihm nur ein Wort, wenn auch ein gleichgültiges, gesagt; er sah sich nach Jasinsky um, in der Hoffnung, er würde seine Rede gehört haben,

aber indeß dieser jede Sylbe, welche Catull Ariadnens Herz zerreissendem Schmerz in den Mund legt, zergliederte, sah er nicht, daß über seines Weibes blasse Wangen langsame Thränen auf das purpurne Weinlaub herabtröpfelten. Carl erblickte die Thränen und erstarrte. O wie blind herrscht das Schicksal über uns, oder wie despotisch, sagte er zu sich selbst, indem er einen einsamen Weg in die Obstgärten einschlug. Hannchen, hättest du Euphrosinen's Herz gehabt! oder wäre mein Busen ruhig gewesen, wie der Busen dieses fühllosen Mannes! zwei Menschen hätten ihren Himmel gefunden auf Erden, die jetzt verurtheilt sind, in ewiger Entsagung zu leben. Nie, nie kann eine zweite Liebe mich beglücken, und ewig ist Euphrosinen's Herz zur Vereinzelung verurtheilt! —

Heute zum erstenmale befremdete es ihn, daß er seiner Freundin nie seine unglückliche Liebe entdeckt hatte. So unzähligemale hatte er Hannchens Andenken in ihrer Gegenwart herbei gerufen, kein Strahl zarten Gefühls hatte in ihrem Auge geglänzt, daß nicht ein Seufzer seiner Brust entstiegen wäre, in dem er die Klage auszudrücken glaubte: Ach hätte Hannchen so empfunden! Heute

nahm er sich vor, sie von seiner traurigen Vergangenheit zu unterhalten, er ahndete Trost darin für sie und für sich, wenn sie wissen würde, daß aus ganz verschiednen Gründen ihr Schicksal dennoch verwandt sey.

Später als gewöhnlich trat er in das Wohnzimmer und zu seiner Befremdung fand er Jasinsky noch daselbst. Mit seiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit kam er ihm entgegen, und erklärte, daß seine Abreise, von welcher ihm Euphrosine gesprochen habe, aus mehr als einem Grunde vor dem neuen Jahre gar nicht statt finden könnte. So lange die Geschäfte des Landbaus ihn außer dem Hause gehalten, hätte er keine Ansprüche an seine Gesellschaft gemacht, jetzt freue er sich erst, manchen literarischen Schatz mit ihm zu genießen und manches von der Geschichte des Landes mit ihm durchzugehen, wozu ihm seine Bibliothek Hülfsquellen gäbe. Außerdem müßte er, zur vollkommnen Kenntniß des Landes, ihre Jagden, ihre Winterarbeiten und Freuden kennen lernen, um so mehr, da er erst während des Carneval Wien in seiner Herrlichkeit zu erblicken rechnen dürfe. Carls Herz schlug ängstlich, Euphrosinen's Wangen glühten,

Carl fieng nur die letzten Strahlen eines Blickes auf, den sie von ihm abzog, aber in dem niedergeschlagnen Auge lag ein Ausdruck, der sein Herz entzündete, — — er fiel seinem Freunde in die Arme, und versprach sein Weggehn zu verschieben. Wie dieser jetzt ruhig auf sein Zimmer gieng, kreuzten sich stürmische Gefühle in Carls Brust. Er schien eine Kette um seinen Nacken gelegt zu haben, und wenn er die Ursache dieses Gefühls der Knechtschaft verfolgte, so fand er immer die Folianten vor sich, die Jasinsky mit ihm zu lesen gedroht hatte, so zählte er die Stunden, die er sonst mit Euphrosinen verlebte, und in denen er nun mit Jasinsky studiren sollte. Sein Nachdenken ward ihm zur Last, Euphrosinen's Stille ward ihm peinlich, er holte ihre Harfe und bat sie um Gesang. Statt zu singen, griff sie einzelne Accorde, die sie durch traurige Töne verband, bis sich ihre träumenden Empfindungen in die Worte aus einer Ballade zu vereinen schienen, die Carl ihr gelehrt hatte *).

Harrend von des Morgens Lichte,
Bis zu Abends Schein,
Stille Hoffnung im Gesichte,
Saß er da allein. —

*) Anm. Schiller's Ritter Toggenburg.

Diese Worte schnitten tief in Carls Herz. Was in Euphrosinen's ihrem vorgieng, beobachtete er nicht, denn er floh die Ueberzeugung, das theure Bild, welches er ersehnte, sey Euphrosinen's Antlitz, und studirte sich in jene ein, daß ihm Hannchen auf ewig Entsagung alles Liebens-Glückes auferlegt hätte. Toggenburg hatte Unrecht, rief er, es gab noch ein Glück nach der Fehlschlagung, die ihn aus seinem Vaterlande trieb . . . . Euphrosine, deren Gesang sich nach den oben erwähnten Zeilen wieder in trauernde Töne verloren hatte, sah ihn, die Hand auf den Saiten haltend, bestürzt an. Er hatte Unrecht! wiederholte Carl, Freundschaft hätte ihn trösten können, wie sie mich tröstet. Ein theilnehmendes Herz, wie ich in Ihnen finden werde — er ergriff die eine ihrer Hände, die von den Saiten auf ihren Schoos gesunken war, — Sie müssen die Geschichte meiner Vergangenheit hören, um die Höhe meiner Empfindung zu ermessen, die mich hier ankettet, hier an dieses gastfreie Haus, an Ihr sanftes stilles Herz. — Euphrosine hatte nicht Fassung, um den Sinn seiner Rede zu verstehen, sie empfand nur den Ausdruck von Leidenschaft in ihr, — noch hatte kein Mann so mit ihr

gesprochen. — Carl fieng seine Erzählung an. Er malte seine Liebe, Hannchens Untreue, wie er es nannte, mit Farben, welche die Wirklichkeit nicht gehabt hatte. Er schilderte die Vorliebe eines ungebildeten Jünglings, dessen Wünschen kein Hinderniß im Wege gestanden hatte, wie eine Leidenschaft, seine Freiwerberei wie einen Roman, seine Behaglichkeit, wie Entzücken der Liebe. Er war nicht falsch, er malte nur eine Morgen-Landschaft von Claude Lorrain mit Correggio's dunkeln Flammen-Farben, denn die leichten Empfindungen, die ihn damals beschäftigten, waren nun zu kämpfenden Kräften herangewachsen. Euphrosine hörte mit glühenden Wangen zu, mit niedergeschlagnem Blick. Hannchens Untreue blieb Carln noch unerklärbar, er sagte daher weniger von ihr, als von seinem Schmerz, und wie er von Armand sprach, erhielt seine Rede den Zauber edler Wahrheit, denn der wackre Jüngling fand seine Rechtfertigung nur in seines Gegners Ueberlegenheit. Bei der Darstellung von Hannchens Liebe mußte Euphrosine ihre Theilnahme verbergen, aber über Carls Unglück durfte sie weinen, sie durfte ihm ihre Hand lassen, wie er sagte: gedemüthigt, gekränkt, verkannt habe ich

hier zuerst wieder Zuversicht zu mir selbst gefunden. Ich bin nicht mehr der müßige, weibische Jüngling, der neben Armand in Schatten treten mußte. Liebe ist willkührlich, und auch jetzt würde ich der Zurückgesetzte seyn, wie damals, denn Hannchens Herz war wohl nicht für mich geschaffen und ich will lernen, ihm zu entsagen. Bis jetzt glaubte ich, mit ihm auch jedem Glücke — Sie gaben mir wieder Zuversicht ... Euphrosine, lassen Sie uns Freunde, Geschwister seyn! — Jasinsky's Gattin war von Gefühlen überwältigt, die sie noch nie gekannt hatte, sie wurden ihr unter einem Namen dargestellt, der ihre Pflichten nicht verletzte; ihr Haupt sank auf die Schulter des Bittenden, der ihre Hände an seine Brust zog, er umschloß sie lange und innig. — So sollen zwei Unglückliche sich trösten, sagte endlich Euphrosine, indem sie sich sanft von ihm losmachte.

Nun war der gefährliche Bund geschlossen, denn nach diesem einzigen Geständniß von Unglück war Carl zum Vertrauten und Tröster eingeweiht.

Wie die Länder des Nordens keinen Frühling kennen, sondern die belebende Sonne aus der überwältigten Eisrinde die Blumen herausruft,

ehe man ihren Keim sich entwickeln sah, so loderte, von Carls Schwärmerei entzündet, Euphrosinen's Seele in Liebe, ehe sie ihr Entstehen geahndet hatte. Carls Stimme, seine Umarmung hatten für sie eine neue Schöpfung entfaltet. Unter dem verrätherischen Namen der Freundschaft pflegten diese beiden Selbstbetrüger eine Leidenschaft, in der sie lautre Tugend, reine Glückseligkeit sahen. Um Jasinsky zu betrügen, bedurfte es wenig Kunst; Betrug ward den beiden Schuldigen jetzt zur Pflicht. Sie beweinten das Schicksal, welches Jasinsky die Seligkeit versagt hatte, die gefühlvollen Herzen geschenkt ist, sie sannen darauf, dem von der reichen Natur so ärmlich Bedachten, seine kümmerlichen Genüsse in reichem Maaße zu geben. Mit pünktlichem Eifer half ihm Carl Auszüge aus dicken Folianten verfertigen; geduldig ließ er sich manchen Band Ungarischer Geschichte ins Deutsche übersetzen; seine Gefälligkeit war unerschöpflich, indeß seine Gedanken, an Euphrosinen gefesselt, weit von ihren gelehrten Nachforschungen abschweiften. Selbst zu sehr mit seinem Gegenstande beschäftigt, merkte Jasinsky seines Freundes Zerstreuung nicht, lange entgieng ihm sogar Euphro-

sinen's verdoppelte Bemühung, ihm gefällig zu seyn. Ihm ahndete nicht, daß sein unglückliches Weib mit der ängstlichen Sorgfalt, ihm zu gefallen, die Sünde zu versöhnen suchte, nach der ihre glühende Sehnsucht strebte, und die Carls Selbstbetrug nur nothdürftig aufschob. Doch die Stunde der Erkenntniß sollte kommen, und Carls selbstgefällige Sicherheit in ihrer Blöße dastehen. Schon einigemal schien Euphrosinen's Bemühung, durch Musik und Gespräch ihrem Gatten zu gefallen, ihn länger als gewöhnlich, in ihrer Gesellschaft aufzuhalten. Carl bot seiner Freundin in ihrer Bemühung die Hand, indeß die Glut seines Busens, die Heftigkeit, die er mit Mühe bezwang, ihn kaum den Augenblick erwarten ließ — den einzigen im Tage, wo er mit Euphrosine allein seyn sollte. Kam er endlich, so ward er mit Vorwürfen begonnen, die seine Unbilligkeit ihr machte, weil sie zu liebenswürdig gewesen war, sie wurden mit Thränen beantwortet, und die Versöhnung, welche nie fehlte, ward mit blinder Thorheit ein neues Freundschaftsband genannt.

Der Winter war indeß eingetreten, heftige Stürme schränkten die Bewohner des Schlosses

auf ihre Hausgesellschaft ein. Euphrosine hatte die Schwäche, sich vor heftigen Winden zu fürchten, und in vergangnen Zeiten waren das Augenblicke gewesen, wo sie Jasinsky's Mangel an Theilnahme wehmüthig empfunden hatte. Sie war es sich wohl bewußt, daß ihre Furcht kindisch sey, aber sie fühlte sich berechtigt, männliche Nachsicht für ihre weibliche Schwäche zu fordern. Carl hatte ihr die Süßigkeit der Furcht in der Nähe des schützenden Geliebten kennen lehren, er hatte sie mehreremale hinweg demonstrirt und hinweg gescherzt. An einem Abend, wo Jasinsky, mit einem merklich zunehmenden Antheil an Euphrosinen, weit über die gewöhnliche Zeit der beiden Freunde einsame Stunden verschoben hatte; fanden sie sich endlich allein, durch die lange Erwartung leidenschaftlicher, wie jemals. Sie vernahmen nicht den Sturm, der wüthend um die hohen Mauern brauste, der die alten Wetterfahnen knarren machte; sie hatten ihre glühenden Herzen verwundet, und verschwendeten nun alles phantastische Geschwätz überspannter Empfindung, um sich von ihrer Versöhnung zu überzeugen.

Ein fürchterlicher Windstoß, welcher einen Flü-

gel des Fensters hereinwarf, schreckte die schwärmende Euphrosine aus der Trunkenheit ihres Gefühls, und in demselben Augenblick trat Jasinsky in die Thüre des Zimmers. Der Sturm, der zum offnen Fenster hereintobte, verlöschte das Licht, was er trug, und die, welche im Zimmer waren; nur die niedre Flamme des Kamins erleuchtete Euphrosinen allein, welche in heftigen Zuckungen am Boden lag. Die Finsterniß, die Verwirrung, welche der Sturm, Euphrosinen's Zufall, Jasinsky's Schrecken verursachte, entzog Carls Gemüthszustand seinem beleidigten Freund. Euphrosinen's Anfall gieng bald vorüber, er ward dem Schrecken über das hereingestürzte Fenster zugeschrieben, und Jasinsky machte sich bittere Vorwürfe, nicht früher zu ihr gekommen zu seyn, da er ihren Abscheu vor dem Sturmwind gekannt hätte. Mochte in diesem wunderbaren Manne die Natur erst jetzt die Fähigkeit zu lieben entwickelt haben, mochten Euphrosinen's traurige Bemühungen ihm zu gefallen Gefühle in ihm erweckt haben, welche aus eignem Antrieb stets geschwiegen hätten, mochte er endlich von Carln haben gelernt liebenswürdig seyn — genug, er schien von diesem Zeitpunkt an

erst das Glück Gatte, eines liebenswürdigen Weibes zu seyn, kennen gelernt zu haben, und während der Tage, wo Euphrosine das Bett hütete, ließ er ihr nicht die Zeit, sich nach mehr Sorgfalt, mehr Aufmerksamkeit zu sehnen. Die wenigen Stunden, welche Carl unter diesen Umständen bey seinen Freunden zubringen konnte, waren für ihn eine Folter, er sah in Euphrosinen's Blicken mehr Scheue gegen sich, mehr Trauer als Beschämung. Sie nahm ihres Mannes Aufmerksamkeit mit einer sinnenden Weichheit auf, die Jasinsky für Schwäche der Krankheit hielt, die aber in Carls Auge den Ausdruck der Reue, der liebenden Rückkehr zu seinem Nebenbuhler hatte. Die Heftigkeit, die in seinem Busen arbeitete, vollendete, was seine Beschämung, Gastfreundschaft und Freundestreue verrathen zu haben, schon begonnen hatten. Sein elender Selbstbetrug ward ihm klar. Er gestand sich, mit Ansprüchen an höhere Tugend ganz die Rolle gespielt zu haben, in welcher er Armand Schuld gegeben hatte, sein Glück zu zerstören; er sah ein, daß er beinahe zum Werkzeug des Schicksals geworden war, in Jasinsky die Vernachläßigung gegen seine Frau zu strafen, durch welche er

einst Hannchens Liebe verlor. Und was hatte ihn auf diesem Wege bis zum Rande des Abgrundes geführt, als die weichliche Tugend, mit der er vermieden hatte, seine Gefühle bei dem rechten Namen zu nennen? Er schauderte vor der Anerkennung: du liebst deines Freundes Weib, du begehrst deines Gastfreunds Gattinn. Denn die Liebe und das Begehren war da, aber er hatte ihnen den Namen von Freundschaft, von Trost, von Verschönerung einer rauhen Lebensbahn, durch vereinigtes Leid gegeben. Vor der kühnen Anerkennung der Liebe und des Begehrens wäre der redliche Mann, der Gesetze ehrende Bürger geflohen; von dem Trugbilde einer schlaffen Tugend ließ sich der moralische Weichling bis zur Vollendung der Schuld hingängeln. Von Leidenschaft hingerissen, hätte er fallen, aber mit Kraft wieder aufstehen können, von Selbsttäuschung verführt, sank er entnervt in eine Pflichtvergessenheit, die er bis zur Lasterthat noch mit gefühlvollen Namen herausgepuzt hätte. Carl haßte sich selbst, er gieng wie ein Dieb in dem gastfreien Hause umher, wie ein Dieb, der jeden Augenblick fürchtet, daß man den Mangel des entwandten Gutes entdecken wird.

In diesem peinlichen Augenblicke luden ihn benachbarte Edelleute zu einer großen Jagd in einem entlegnen bergigten Distrikt ein. Fürs erste mußte ihm jedes Mittel, den Eindruck des vergangnen Augenblicks zu schwächen, willkommen seyn; diese Jagd entfernte ihn auf einige Tage, und nach seiner Rückkehr mußte ihm Euphrosinen's wieder hergestellte Gesundheit Mittel zu einer Erklärung mit ihr geben, die er eben so sehr scheute, wie herbei wünschte. Mit dem demüthigenden Gefühl des bösen Gewissens gieng er fort, mit der demüthigenden Furcht vor der Folge seiner Thorheit kam er wieder. Er fand Jasinsky's Gattinn wieder hergestellt, aber dennoch mit dem Ausdruck des Leidens. Ihr Betragen gegen Carl, so wie die Verhältnisse zwischen den beiden Eheleuten, hatten sich aber seit seiner Abwesenheit sehr geändert. Jasinsky schien das Bedürfniß, seine Frau Antheil an seinen Freuden nehmen zu lassen, oder ihr irgend ein Interesse einzuflößen, welches er theilen könnte, immer lebhafter zu fühlen. Er hatte Euphrosinen den Vorschlag gethan, sich mit ihr in der deutschen Sprache zu üben. Höchst angenehm überrascht fand er sie viel unterrichteter darinn, als er

erwartet hatte. Ein Zufall brachte einen geographischen Zweifel auf, über welchen Euphrosine einige Fragen that. Jasinsky ergriff sehr bereitwillig ihren Vorschlag, ihr Unterricht in der Erdkunde zu geben, und die Sache wurde mit Eifer unternommen. Euphrosine schien seit jenem unglücklichen Abend zu einer Geistesreife gelangt zu seyn, welche wie durch den Schlag einer Zauberruthe an die Stelle ihrer gefährlichen Schwärmerei getreten war. Die holde Demuth, welche Carln bei ihrer ersten Bekanntschaft so angezogen hatte, war jetzt zu einer besonnenen Bemühung geworden, ihrem Gatten zu gefallen. Auf Jasinsky würkte die Neigung, welche sich so spät in ihm entwickelte, eine treuherzige Gefälligkeit, einen gutmüthigen Wunsch, seinem Weibe alles, auch sein liebstes mitzutheilen, welcher bei seiner Einfachheit oft zwischen kindlicher Linkheit und graziöser Kindlichkeit mitten inne stand. Er kam bei seinem Unterricht aus den ersten Grundzügen der Wissenschaft, in die gelehrtesten Erörterungen, aber sich bewußt, daß er die Aufmerksamkeit seiner Schülerinn überspannte, und dennoch unfähig einem einfachen Geschichtsgang zu folgen, suchte er sich damit zu helfen,

daß er seine abstrakten Ideen in die gewöhnlichsten Redensarten einkleidete, und seine kühne Muthmaßungen durch die trivialsten Vergleiche darstellte. Euphrosine hörte mit sanftem Lächeln zu, und überraschte ihn durch die Leichtigkeit, mit welcher sie seinen Ideen folgte. Leider vermehrte die Wahrnehmung dieses glücklichen Verhältnisses Carls peinlichen Zustand nur noch mit den Qualen einer Eifersucht, die er dennoch als den höchsten Grad seiner Thorheit verabscheute. Sein Aufenthalt auf Jasinsky's Gütern ward ihm unleidlich, sein Wunsch, sich mit Euphrosinen zu verständigen, blieb unerfüllt, denn sie vermied ihn mit sehr ruhiger Beharrlichkeit. Briefe aus Deutschland, welche er gerade in diesen Tagen empfieng, gaben ihm einen Vorwand, seine Abreise zu beschleunigen. Euphrosine blieb diesesmal bei der Ankündigung seines Vorhabens so stumm wie das erstemal. Jasinsky untersuchte eben so gutmüthig, wie vormals, die Nothwendigkeit, seinen Freund reisen zu lassen, fügte sich aber dann in seine Ursachen, und hielt sich nur bei dem Dank auf, den er ihm für seinen Aufenthalt schuldig sey. Unsre ganze Bekanntschaft,

sagte er, ist zu einer Kette wohlthätiger Wirkungen für mich geworden. Schon auf der Universität habe ich manche helle Idee dem Bemühen zu danken gehabt, ihnen Kenntnisse beizubringen. Mein Kopf war wie ein chinesisches Gemälde, ohne Schatten und Perspektive. Die Nothwendigkeit, Ihnen die Gegenstände deutlich zu machen, brachte erst Leben in die Darstellung. Hier in meinem Hause haben Sie mir — wohl meistens ohne es zu wollen — ein ganz neues Leben bereitet. Ich lebte wie ein Wilder unter dem schönen Baum des häuslichen Glückes, ohne seinen Schatten benutzen, seine Zweige mir zum Obdach biegen, seine süßen Früchte mir für jede Jahreszeit schmackhaft erhalten zu können. Ihre Art, mit meinem herrlichen Weibe umzugehen, lehrte mich zuerst, daß Weiber mehr als unsre Haushälterinnen, oder Hauskreuze seyn können. Ich wußte das Ding nur nicht anzufangen. Ich stand oft vor meiner Euphrosine, wie ein Unmusikalischer vor einem schönen Instrument steht, welches er in der Hand des Künstlers reizende Töne hervorbringen hört; für ihn selbst bleibt es aber ein stummes Holz. — Und auch, daß Sie durch Ihre Be-

mühung das theure Weib zu mancher Fertigkeit anführten, die sie mir jetzt zu einer so lieben Gefährtinn macht, das danke ich Ihnen.

Der gute Mann hätte noch lange ununterbrochen fortschwatzen können, Carl glühte vor Beschämung, er stand wie ein elender Betrüger vor diesem treuherzigen Manne. Euphrosine war mit flammender Röthe bald zu Anfang der Rede aufgestanden, und machte sich etwas im Zimmer zu thun, jetzt hielt sie Jasinsky, da sie in seiner Nähe vorbeigieng, mit einem Arme umschlingend zurück, und fuhr zu reden fort: aber die Natur, mein Freund, hat auch diesen Zeitpunkt mit dem höchsten Glücke bezeichnet — schon seit der Weinlese habe ich die Hoffnung, Vater zu werden. Zürne nicht, mein holdes Weib, setzte er hinzu, als Euphrosine mit ausbrechenden Thränen an seine Brust sank, unser Freund mußte diese frohe Aussicht noch mit sich fort nehmen.

Der Ausdruck, mit welchem Carl seinem Freund seine Theilnahme und seinen Dank bewieß, war so peinlich gezwungen, daß es Jasinsky's unerschütterliche Zuversicht bedurfte, um nicht dadurch befremdet zu werden. Euphrosine, welche neben ih-

rem Manne stehen geblieben war, sah ihn mehr ernst als traurig an, und dieser Blick, den er als Verachtung empfand, machte ihm sein Bleiben so unerträglich, daß er eine Bewegung, machte das Zimmer zu verlassen. Bleiben Sie, rief Jasinsky, ich habe noch eine halbe Stunde Arbeit, dann komme ich und lese euch den Anfang von meiner Uebersetzung des zweiten Buchs meines Landbaus vor *) — Sie müssen noch so viel Ungarisch lernen, wie möglich, mein lieber Freund; glauben Sie mir, da die alten Sprachen Ihnen fehlen, können Sie den Geist der Alten in keiner Sprache so lebendig ahnden, wie in der unsern. Euphrosine, richte dich ein, daß uns dann niemand mehr stört. — Nach diesen Worten gieng der freundliche Mann mit geschäftigem Kopfnicken aus dem Zimmer.

Carl hatte nicht lange Zeit, seine quälende Lage zu empfinden, denn Euphrosine nahm besonnen, aber mit glühendem Angesichte das Wort: Ich muß mit Ihnen sprechen, sagte sie, weil ich mich Ihnen in meiner Sprache nicht schriftlich verständ-

*) Anmerk. Virgils Gedicht.

lich machen kann — lieber ist's mir auch, wenn von dem, was ich Ihnen sagen muß, keine Spur bleibt, als der leise Ton meiner Rede. Sie wird an diesen Mauern verhallen, wie die thörichten Seufzer verhallt sind, die mir hier ein Schicksal entriß, dessen höchstes Schrecken Gottes Barmherzigkeit von mir abwendete. — Ich habe gefehlt, und was an der Vollziehung des Schrecklichsten abgeht, was mir die Qual erspart, Jasinsky's Vaterfreude, meine Mutterwürde zu verabscheun, ist kein Verdienst meiner Tugend — hier wollte sie Carl unterbrechen — sie machte eine verbietende Bewegung mit der einen Hand, indeß sie mit der andern ihre strömenden Augen, ihre glühende Stirne bedeckte. Still! rief sie. Daß ich nicht in den Fall kam, die Rüge der Gesetze auf mich zu laden, wenn meine That bekannt wurde, versöhnt mein Gewissen nicht, es reinigt nicht mein beflecktes Bewußtseyn. Daß ich an jenem Abend noch nicht wußte, daß ich Mutter werden sollte — das kann mich mir selbst erträglicher machen. Daß an jenem Abend .... Gott durch seinen Diener, den Sturm, mich rettete — das werde ich ihm danken, so oft ich mein Kind und Jasinsky's treue

Augen erblicke. Ich war ein armes, liebebedürftiges Weib! — Darum führte mich Gott allverzeihend vom Irrwege zur beglückenden Pflicht zurück. Er wußte, daß ich die Sünde nicht kannte, denn ich entfloh ihr, wie sie mir ihr schreckliches Angesicht zeigte, in dem Augenblick, wie das strafbare Entzücken in das Schrecken des Todes übergieng, das auf des Sturmwinds Fittig herbeieilte. Meine ewige Trauer über meinen Irrthum wird ein ewiges Söhnopfer seyn. Der Dank, mit dem ich meines guten Gatten Liebe empfange, sey der Beweis, daß Gott mein Opfer angenehm ist... Liebe nur kann Liebe versöhnen .... Diese letzten Worte sagte sie langsam, nachdenkend, und hielt dann, wie in Gedanken verloren, inne. Carl hatte mit wechselnder Empfindung zugehört, zuerst mit brennender Reue, dann mit wirklicher Beruhigung, bei dem letzten Theil von Euphrosinens Rede aber war er schon wieder auf dem Punkte, mit einer schönen Empfindung die Strenge seiner mahnenden Vernunft zu betrügen; er rief, mit sich selbst täuschender Lebhaftigkeit: So könnte jetzt eine schöne Wirklichkeit an die Stelle des traurigen Selbstbetrugs treten, der mich Un-

glücklichen zum Verräther an meinem Freund machte? .... Euphrosine zog die Hand zurück, die er fassen wollte, ihr Gesicht sprach jetzt mehr Unwillen als Schaam aus: Nein, sprach sie, ich bin ein schwaches Weib, ich kann den Mann nicht mit Ruhe ansehen, der meiner Schwäche Stütze zu seyn sich hinzu drängte, und mich mit der Last seiner Ohnmacht in Staub zog. Sie waren von Gott bestimmt, der Stärkere zu seyn. Ich fasse jetzt, warum Hannchen Sie .... sie suchte hier ein Wort .... betrübte ....

Hier empörte sich Carls Stolz, er hob drohend die Augen zu ihr empor, sie bemerkte es unerschüttert; zürnen Sie nicht, sagte sie, so zu sprechen war ich Ihnen schuldig .... Wenn Sie einst stärker sind, werden Sie mir verzeihen — diese Härte und meine vorige Schwachheit. — Hier verließ sie sanft weinend das Zimmer.

Zum Glücke war Jasinsky mit seiner Uebersetzung des Virgil so beschäftigt, daß er über Vorlesen und Commentiren eben so wenig an diesem Abend noch in den wenigen bis zu Aicha's Abreise übrigen Tagen weder seines Freundes Zerstreutheit, noch seine dazwischen eintretende Hef-

tigkeit, wahrnahm. Der Tag der Abreise kam, die Ungarische Gastfreundschaft sorgte noch auf eine lange Zukunft für den scheidenden Freund, indem Euphrosine einen großen Vorrath von Speisen nach Landessitte dem Gepäck des Reisenden zufügte. Sie trieb das Geschäft mit unbefangener Güte, so wie sie seit ihrer letzten Erklärung zwar immer ernst, aber ganz ohne Verlegenheit sich bezeigt hatte.

Nach fromm hergebrachtem Gebrauch berief der Schloß-Caplan kurz vor Carls Abfahrt die ganze Familie zur Messe, um für den scheidenden Gastfreund zu beten. Wie man sich auf das Bethpult niederließ, bemerkte Carl, daß Euphrosine, die neben ihm kniete, heftig bewegt war. Sie betete inbrünstig, wendete sich dann zu ihm, und sagte mit unverholnen Thränen: hier an dieser Stelle, wo ich meine Ruhe wieder besiegelte, werde ich oft für sie beten, jede Oktave Ihrer Abreise um diese Stunde begegnen Sie meiner Seele vor Gottes Thron. Ich habe für Sie zu beten, denn Sie sündigten durch mich. — Mit lauter Stimme sprach hier der Priester die Absolution, und Euphrosine beugte ihr von Thränen überfloßnes Gesicht auf das Pult nieder.

Carl war nun auf einem einsamen Wege sich und den Bildern der Vergangenheit überlassen. Es blieb lange eine riesenmäßige trübe Wolke, die sein Herz und seinen Geist erdrückte. Was hatte ihm bis jetzt sein Leben genützt? Eine geschmacklose Kindheit, deren wenige helle Punkte ihm jetzt nur deutlich machten, wie sorglos die zarte Pflanze gewartet ward; ein leeres Knabenalter, in dem jedes aufkeimende Selbstgefühl ihm nur durch eine pedantische Strafe, oder eine gelungene Schülerposse erinnerlich ward, — seine Jünglings-Jahre? — in entnervenden Träumen, in abspannender Ruhe, oder Geist beschränkender Geschäftigkeit verlebt; seine größte Tugend? — Nüchternheit; sein höchstes Wirken? — Gelderwerb; — die einzigen Spuren des Daseyns von dem Blüthenalter seines Lebens, ein Haufen Handelsbücher, ein elend zusammengescharrtes Kapital. — Er verschränkte seine Arme fest, und drückte sich in eine Ecke seines Wagens, als fühlte er sich des Raumes nicht werth, den er einnahm. — Und nun — ward ich Mann? — so rief er beinahe laut, wie ihn die Beschränkung seiner Seele und seiner Stellung fast erstarrt hatte. Ward ich es? liebte ich nicht wie ein

Knabe? vermochte ich gegen einen Mann zu stehen? vermochte ich es im Herzen des Weibes, das ich liebte, und .... hier sah er sich wieder als Armands Gegner, und seines polternden Sekundanten, Steffens Bild spuckte wie ein ekelhafter Geome neben der ruhigen stolzen Gestalt des verhaßten Nebenbuhlers herum. Seine Fantasie eilte mit Abscheu von diesem Zeitpunkte zu seiner Abreise nach Hamburg zu seinem Entschluß den Handel auf einige Jahre zu verlassen, und hier richtete sich allmählig seine Seele auf. Was er damals beschloß, was er seitdem lernte, die Aussicht, auf derselben Fleißesbahn zu dem Ziel, was er sich vorsteckte, gelangen zu können, zeigte ihn den Erfolg eines festen Willens. Der Spiegel, den er sich vorhielt, hellte sich auf, seine unsichre schwankende Gestalt bekam schärfere Umrisse. Er blickte fröhlicher hinein, als Jasinsky's Gestalt sich neben der seinen entwickelte, sie führte Euphrosinens Bild mit sich, und er bedeckte seine Stirne mit beiden Händen, als könnte er so die Augen seiner Seele erblinden.

Trübe und menschenscheu kam er in Wien an. Der alte Aicha, der ihm jeden Beweiß väterlicher Liebe entzogen hatte, sorgte dennoch mit rechtlichem

Eifer für die Ehre seines Namens, und hatte ihm deswegen Empfehlungsschreiben an einige sehr gute Häuser zugeschickt. Auch Jasinsky hatte ihm Briefe an mehrere seiner in Wien wohnenden Landsleute gegeben. Er gab aber keinen dieser Briefe ab. Ohne Bekannte, ohne Theilnahme trieb er sich an öffentlichen Orten herum, las zwecklos auf deu Bibliotheken, verlachte sich selbst, wenn ihn seine Theilnahme im Theater zu einer unwillkührlichen Rührung hingerissen hatte, und beschränkte seine Bemühung dahin, seiner Vernunft, wie er seinen Unmuth nannte, stets die Herrschaft über sein Gefühl zu erhalten, denn aus der Schwäche, jene von diesem haben umstricken zu lassen, war, nach seiner Ansicht, die Quelle seiner Irrthümer entsprungen.

In diesem müßigen Umherschweifen war er mehreremale in den Gemälde-Sammlungen gewesen. Er hatte den Genuß, welchen die Künste jedem empfindenden Wesen gewähren, noch nie in Regeln und nach Gesetzen eingetheilt. Seinen Sinn dafür dankte er so wie alle seine Empfänglichkeit nur der Natur. Ohne sich von der Ursache Rechenschaft zu geben, war das Anschauen der Gemälde der Zeitvertreib, bei dem er am liebsten verweilte. Diese

Schöpfungen des Pinsels griffen nie so tief in sein weiches, wundes Herz, daß sie seine verstörte Vernunft aufschreckten — und das war ihm lieb.

Eines Tages fand er ein Gemälde auf der Staffelei und vor ihm einen jungen Künstler sitzen, der an einer Kopie zu arbeiten schien. Das Original hatte er noch nie erblickt, wie er hernach erfuhr, war es so eben erst wieder in den Saal gebracht worden, indem man etwas an den Rahmen verändert hatte. Es stellte einen rüstigen Greis vor, der mit einem Ausdruck seelenvoller und dennoch ganz menschlich froher Extase einen mit Rosen bekränzten Becher empor hielt. Arm in Arm verschlungen saß vor ihm ein liebendes Paar mit Weinlaub im Haare, den Blick Freude glänzend auf ihn gerichtet, neben ihm sah man einen Jüngling und ein Mädchen, die in schwebendem Schritt und mit singendem Munde, gleichsam in liebendem Taumel einer aus des andern Armen sichtbar entwunden, den begeisterten Greis mit einer Rosenkette umschlingen zu wollen schienen. Ein heiterer Lichtstrahl leuchtete von dem Bilde in Carls Seele. Eine leise Erinnerung froher Jugendspiele flatterte durch sie hin, und ihm war, als hätte er einmal irgendwo so

frohe Menschen gesehen, als wäre er einmal froh gewesen, wie sie. Erst nach langem Anschaun gieng er zu der Copie über, vor welcher der Künstler, den Pinsel in der Hand, nachsinnend saß. Sein erster Blick fiel auf den Kopf des sitzenden Mädchens, und ein lauter Ausruf wollte sich aus seinem Munde drängen, denn Hannchens Züge waren in diesem Mädchen unverkennbar. — Hannchens, so wie sie in den Tagen der Liebe, der unbefangenen Freude gelächelt hatte! Es zog ihn unwiderstehlich, den Maler zu fragen, woher er diese sinnenden und doch funkelnden Augen genommen, diesen reinen Mund, dieses vertrauende Anschmiegen an des Jünglings Schulter? Ja, das fehlte dem Original des Gemäldes! Seines Mädchens Auge war leichtsinnig froh, ihr Mund erinnerte mehr an Kunst als an Liebe, ihr vorgestreckter Hals verrieth mehr Neugier wie Genuß des frohen Anblicks, den der umkränzte Greis ihr gewährte. Ihre Veränderung ist sehr glücklich, mein Herr, sagte Carl, um ein Gespräch, das seine Wißbegier befriedigen konnte, anzuknüpfen, zum Künstler. Indem ich Ihr Gemälde betrachte, fühl' ich die Mängel des Vorbildes. An der Ant-

wort des Fremden hörte Carl, daß er ein Ausländer sey, ein Wort, das er sprach, indem er mit seinem Pinsel ein Weinblatt berührte, das des Mädchens Schläfe beschattete, verrieth ihm den Ungar, und jetzt fiel es ihm ein, daß ihm Jasinsky einen Brief an einen jungen Landsmann gegeben, der sich der Malerei gewidmet hatte, und vor kurzem erst aus Italien nach Wien zurückgekehrt seyn sollte. Die Begierde, zu wissen, welcher Zufall Hannchens Züge auf diese Leinwand brachte, machte ihn dieses Zusammentreffen segnen. Er that eifrig einige Fragen, welche seine Vermuthung, daß er mit Jasinsky's Landsmann zu thun habe, bestätigten, und des jungen Künstlers jovialische Laune machte die nähere Bekanntschaft gar leicht. Sobald es die Umstände nur erlaubten, kam Carl wieder auf das Reben umkränzte Mädchen zurück. — Aber entsprangen diese lieblichen Züge bloß in Ihrer Fantasie? fragte er den Maler, in ihnen athmet ein Leben, das von Leben genommen zu seyn scheint. — Dazu, antwortete Raddak, der junge Künstler, bedürfte es nun wohl kein lebendes Original, sonst wehe meiner Kunst! aber diese Züge gehören wirklich einer kleinen verzweifelten

Here, die ich einmal irgendwo angeschaut habe. Er beschäftigte dabei humoristisch seinen Pinsel an des Mädchens Busengewande. Und wo? wo war sie? — Mein lieber Herr, antwortete Raddak langsam, und lehnte sich, Carln halb forschend, halb spottend ansehend, in seinen Stuhl zurück — das wird Ihnen wenig fruchten, denn .... wenn etwas zu hoffen gewesen wäre, so hätte ich's unternommen. — Nur eine Antwort auf meine Frage! wo war sie? bat Carl. — Im Töplitzer Bade, mit einer Gräfinn von Sylli, aber leider auch mit einem Grafen **, aber so wie das Bild sah sie nicht aus, so hätte sie ausgesehen, wenn .... ich Graf gewesen wäre — denn der Teufel soll mich holen, wenn ich diese Vestalin nicht zu einer Schülerin Anakreons gemacht hätte. Sie liebte ihn also nicht? rief Carl, dem der Busen brannte. — Wer sagt das? aber er wußte das Mädchen nicht zu lieben — was so ein liederliches Glückskind Liebe nennt. — Pah! was geht das mich an! ich armer Teufel bin reicher als diese Schooskinder des Schicksals — mir gehören alle hübsche Mädchen der Erde, und ich mache aus ihnen, was ich will.

Bestimmtere Nachrichten konnte Carl nicht erhalten. Aber der Name, die Züge ließen ihm Hannchen nicht verkennen. Wie sie in der Gräfinn Gesellschaft kam, begriff er nicht, doch erinnerte er sich, daß Hannchens Onkel einer Gräfinn Geschäftsmann war, und so errieth er die Veranlassung, welche sie mit dieser Dame zusammen gebracht hatte, denn daß Hannchen zu ihrem Onkel geschickt war, wußte er. Naddak hatte Hannchen nur gesehen. Als ein unbekannter junger Künstler hatte er wenige Tage in Töplitz zugebracht, Gönner, die er dort zu finden gehofft hatte, waren abgereist, er eilte ihnen nach, und nahm in seiner Fantasie das Bild von Hannchens Reizen mit sich fort.

Der leichtherzige Mensch wußte nicht, welchen Keim von Ruhe er in Carls Gemüthe jetzt zerknickte. Einen Keim, der in dem Streit von Selbstverachtung und Glauben an Tugend in seiner Seele seit einigen Tagen entstanden war. Er hatte nicht Böses gewollt, er hatte seiner Schwäche nicht fröhnen wollen, und hatte dennoch der Schwäche unterlegen, und war dennoch dem Bösesten — so nahe gekommen. — Und Hannchen? Hannchen,

die er so streng verurtheilte, that das nicht. Sie war schwach, aber sie blieb edel. Aber sie war schwach, also würde sie Schwäche verzeihen. Ungewohnt sich selbst zu ergründen, stellte sich jetzt im Nebel der Zukunft seine Heimath und Hannchen dar, und auf diesen Nebel fieng er an, sein mattes Auge zu heften, als Raddaks Entdeckung einen neuen Sturm in ihm aufregte. Was alles in ihm vorgieng, unterschied er nicht. Die einzige feste Idee war des Grafen Liebe, dieser fügte Carl Hannchens Untreue hinzu, und sein so lange von Dumpfheit umlagertes Gefühl brach endlich in einer entschiedenen Empfindung, in Eifersucht, die er Haß nannte, aus. Raddak bemerkte seines neuen Bekannten zunehmende Unruhe, er entriß ihm in der Stimmung dieses Augenblicks leicht sein Geheimniß, und both seine Waffen, Lachen, Wein und Schönheit auf, um seinen Unmuth zu bekämpfen. Um sich selbst zu entfliehen, ließ sich Carl von ihm in einen kleinen Zirkel einführen, wo die Fantasie auf so leichten Flügeln schwebte, daß sie, selbst wenn sie sich zur Sinnlichkeit herabließ, so leicht eintauchte, wie die Schwalbe im Fluge ihre Fittige in der kräuselnden See netzt.

So von aller conventionellen Form entbunden hatte Carl die Freude noch nie gesehen. Bald schien nach einem paar Gläsern italienischen Weins sein ganzes Wesen leichter über das drückende Leben zu schweben. Die Gesellschaft war in dem Hause eines italiänischen Malers versammelt, seine Frau und Schwester — die letzte gehörte zur Oper — waren schön und nicht mehr ans Nachdenken gewöhnt, als die herbe Noth ihnen von Zeit zu Zeit aufzwang; ein paar junge Deutsche, die in unserm heutigen Sinn der Kunst nachzogen, waren die Beförderer der Lust, eben so oft, indem man über sie, als indem man mit ihnen, lachte. So hingerissen von innrem Grimm, und äußrem Taumel, sah sich Carl unversehens aus seiner gewöhnten Unbehülflichkeit sowohl, als aus seinem langen Unmuth herausgerissen. Er wagte es, in die laute Freude zu stimmen, und es gelang ihm besser, wie er selbst es sich zutraute; ja in Vergleich der kraftlosen Abspannung, in welcher er eine Zeit her gelebt hatte, fühlte er eine neue Lebenskraft in sich entstehen. Die Gesellschaft, unter welcher er sich befand, nannte er bei einem viel härtern Namen, als sie verdiente. In einem Hause von alter

deutscher Zucht erzogen hatte er in einer glückli= chen Geistesbeschränkung seine Fantasie in günsti= ger Mittelmäßigkeit von Glücksumständen, seine Sitten rein erhalten, daher verband er auch mit dem Leichtsinn des lustigen Völkchens, unter wel= ches er da gerathen war, sehr nachtheilige Begriffe. Im Gewirre von Gesang und Possen wollte des= halb Mißtrauen: wohin ihn dieses führe? in ihm laut werden. Muthlos warf er es von sich mit dem Entschluß — dem traurigen Entschluß, ein Leben, das ihn bei dem Bestreben nach Tugend unwerth geworden war, durch Genuß wieder zu steigern. Zum Glück für Carls Zukunft war bei diesen Menschen die Kunst würklich nur in das Leben übergegangen, weil aber das zusammenge= setzte Leben keine andre Ideale kennt, als die der Kunst, sah es je zuweilen ein bischen grotesk, wenn nicht gar karrikaturmäßig aus. Was mensch= liches mit unterlief, nahmen sie sich wenig zu Her= zen, trugen es auch eben so wenig zur Schau, so wie ihr Gutes nie die Würde der Tugend erlangte, stieg auch ihre Thorheit nie zur Häßlichkeit der Sünde. Unbesorgt, wie weit der neue Bekannte mit gehen wollte, zogen sie jeden in ihren bunten

Reigen, ohne zu fragen, ob's ihm gut sey, nahmen nur dann eigentlich Notiz von ihm, wenn er weder zum Lachen noch zum Bezahlen nicht taugte. Diese lustige Bande drehte jetzt Carln mit sich fort. Heute war es ein Punsch bei den schönen Weibern, morgen gieng es auf irgend einen Tanzplatz, wo Maske und Fastnachts-Freiheit die Tanzlust erhöhte, dann gefiel man sich in Aufführung von Sprichwörtern und improvisirten Dramen, man deklamirte Verse oder schlug im Blinzelmäuschen Stühle und Tische entzwei. Neben dem tollen Leben gewann Carl an Kunstkenntniß, er lernte von Raddak manches über ihre Geschichte, das seiner Freude am Lesen wieder eine bestimmte Richtung mittheilte. Wohl ward's Carln nicht, denn er hatte seine Bestimmung aus den Augen verloren, aber er gewann in dieser lebhaften Reibung der Lebensgeister in seinem Aeußern an Gelenkigkeit und Fassung, und dadurch an würklich männlichem Sinn, der so oft von dem Bewußtseyn des Aeußern abhängt. Er ward gelenk, fest, muthig, denn bei Tanz, Reiten, Fechten lachten seine Begleiter so lang, bis er das Rechte getroffen hatte. Seine Stimme bildete sich, bei häufi-

ger Nothwendigkeit bald Opern-Rollen, bald Tragödie, bald Harlekinaden zu überhören, oft selbst Theil an ihnen nehmen zu müssen, aus. Er ward würklich ein liebenswürdiger Mann, seine Lebensart war ohne Zweifel außer den Regeln strenger Weisheit, aber Stolz und Tugendsinn von seiner Seite, so wie Kunstsinn und Weltklugheit von Seite des lustigen Bundes verhinderten ihn, je zum Wüstling herabzusinken.

Das Frühjahr rückte heran, und Carl mußte nun auf die Fortsetzung seiner Reise denken. Seinem Plane gemäß wollte er Italien besuchen, zuletzt Paris, und dann den westlichen Theil von Deutschland. Raddak lag ihm lebhaft an, Italien jetzt bei Seite zu setzen, und mit ihm nach Paris zu gehen. Er stellte ihm ihr dortiges Beisammenseyn so herzlich vor, Carl fühlte sich schon ahnend in der Welt von einer Stadt so allein, daß er sehr um einen Rath verlegen war. In dieser Ungewißheit schrieb er an Jasinsky, mit dem er stets in Briefwechsel stand, und der ihn mit weitschweifiger Gutmüthigkeit nie ohne beruhigende Nachrichten von sich und seinem zunehmenden häuslichen Glücke gelassen hatte. „Ich versichre Sie,

„schrieb er erst neulich, wenn ich ein so hölzernes „Bild, so ein Eiszapfen von einem Manne geblie„ben wäre, ich hätte die schönsten Stellen im Vir„gil gar nicht übersetzen können. Wie hätte ich „gewußt auszudrücken, wie Orfeus sang:

„Dich, du süßes Weib, Dich bang am einsamen Ufer,
„Dich mit kommendem Tag, und ach mit scheidendem —

„Und wie hätten mich die Geheimnisse der Natur „begeistert, sehe ich nicht dem Heiligsten: Vater „zu seyn, entgegen." ......

Diese Aeußerungen erregten immer in Carl einen sehr peinlichen Streit zwischen Beschämung und Freude, daß er die Strafe seiner Thorheit allein trage; aber sie machten es ihm auch zu einem wahren Bedürfniß, dem treuen Gemüthe seines Freundes Beweise seiner Achtung und seines Vertrauens zu geben. Jasinsky, der seinen Landsleuten mit warmer Vorliebe ergeben war, gab Raddaks Vorschlag den unbedingtesten Beifall; er schickte Carln eine genaue Bezeichnung aller Orte, welche ihre Aufmerksamkeit verdienten, eine ganze Liste von Aufträgen für alle Bibliotheken, aller Städte auf ihrem Wege, so daß es Carls Schuld

war, wenn er bei so vielem Nachschlagen und Exzerpiren kein grundgelehrter Mann ward.

Mit den ersten Frühlingstagen nahm Carl von seiner fröhlichen Bande einen fröhlichen Abschied, und machte sich mit seinem genialischen Freunde nach Frankreich auf den Weg. Ihr Ziel war Paris, aber sie waren übereingekommen, durch die westliche Schweiz über Lyon nach Marseille, und dann durch das westliche Frankreich in die Hauptstadt zu gehen. Da ihr Verlangen eben sowohl nach dem Genuß der Natur als der Kunst trachtete, hatte sich ihr Plan mit Jasinsky's Vorschlägen vereinigen lassen. Dieser hatte ihnen einen Weg vorgeschrieben, auf dem sie seinem Zwecke wahrscheinlich viel näher gekommen wären, hätten sie denselben wie ein Maulwurf unter der Erde gemacht, als in dem Sonnenlicht auf offener Straße. Vom Eingang der Schweiz an war diesem Manne der Vorwelt der ganze Weg nur eine Reise unter Trümmern gewesen. Er schickte sie von August-Vindelicorum über Aventicum nach Lugdunum, Eradonum, Nemansus nach Massilia, und wenn sie mit dem alten Gemäuer fertig wären, bat er sie, an Orten wie Uzetia, Paurum und Po-

tium Laurentii der Ketzer- und Reformations-Geschichte aufs fleißigste nachzuforschen. Raddak fand in diesem Manne, welcher die Welt nur unter einer Gestalt, die sie längst nicht mehr trägt, mit Theilnahme und in deutlichen Umrissen sehen konnte, einen unerschöpflichen Gegenstand von Lachen. An manchen Orten suchte er sein Vergnügen darin, sich in Jasinsky's Seele die römische Vorwelt als ein Schauspiel aufzuführen. Zu dem Ende theilte er die Rollen nach Gutdünken aus, und beharrte einen ganzen Tag bald in dem ernsten Karakter eines Imperators, bald in der Ausgelassenheit übermüthiger römischer Jugend, bald in der stoischen Fassung eines Seneka. Da ihre Reisegeschichte zu der Erzählung von Carls Schicksal gar nicht noth thut, wollen wir sie ungestört bis nach Nimes kommen lassen. Der erhabne Geist der Alterthümer, die an diesem Ort unser Zeitalter beschämen, flößte Raddaks Leichtsinn eine stille Ehrerbietung ein, Carls Seele, durch Umgang mit der Kunst nun schon erweitert, fühlte sich erhoben, und schwebte über diesen Denkmalen der Vergangenheit in einer reineren Lebensluft, als er noch je geathmet hatte. Lange konnte Raddak diese vernünftige Stimmung

nicht ertragen, er schlug Carln am zweiten oder dritten Tag schon vor, da sie um des Abzeichnens willen ohnehin den ganzen Tag über im Freien leben mußten, in dieser Nähe von Lucius und Cajus großen Denkmal die Rolle dieser Römer zu übernehmen. Er rufte dem zu Folge am Feierabend Carln und seine übrigen Gesellschafter, auch junge Künstler, die sich allenthalben zu ihnen gesellten, auf, den grünen Rasen vor den erhabenen Trümmern zu einer Renn- und Ringbahn zu machen. Obgleich am Ende Aprils, war die Luft dennoch heiß, das Spiel ward lange und mit Feuer getrieben, so daß sie endlich alle ermattet hinsanken. Jetzt that Raddak den Vorschlag, durch Abwaschen aus dem geräumigen Becken eines nahgelegenen Springbrunnens sich zu kühlen. Die Eingebornen, welche ihrem Toben zugesehen hatten, riethen es ihnen ab, alle gaben den vernünftigen Vorstellungen Gehör, nur Raddak folgte seinem Kopf, und zog, wie immer, Carln nach sich. Sie eilten dahin und netzten sich jubelnd mit der perlenden Fluth. Raddak bekam eine Ohnmacht, die Carln schnell wieder aus dem Becken heraustrieb, er brachte den unvorsichtigen Freund zu sich selbst, welcher sogleich mit lautem

Gelächter in ein Weinhaus eilte, um seine Lebensgeister zu stärken. Carl fühlte sich ermüdet, und brachte den Abend auf seinem Zimmer zu. Wie bestürzt war er aber, schon beim Schlafengehn seine rechte Seite steif, am andern Morgen aber völlig gelähmt zu finden. Er hielt es für eine gewöhnliche Erkältung, und wollte ihr gewöhnliche Mittel entgegen setzen, es erfolgte aber keine Besserung, er mußte unter heftigen Schmerzen seine Reise bis Marseille fortsetzen — hier überfiel ihn ein Fieber, und er lag sechs Wochen lang ohne Besinnung oder auf einer Folterbank von Leiden. Jetzt bewies Raddak, daß ihn sein Leichtsinn nur in guten Tagen beherrschte. Mit einer Sorgfalt, einer Geduld, die dem armen Leidenden Fremde und Vereinzelung nicht bemerken machte, weihte er sich ganz seiner Pflege. Der ausgelaßne Jüngling war zum strengen Wirth geworden, denn seine Mittel waren gering, und Carls Hülfsquellen ihm nicht bekannt, und Carls Geistesabwesenheit machte es unmöglich, Nachweisung über seine ökonomische Lage von ihm zu erhalten. Strenge Wirthschaft reichte aber seiner Ansicht nach nicht hin, er mußte ihrer kleinen Baarschaft Zuschuß verschaffen. Neben der Pflege

seines Freundes arbeitete er, den die Kunst sonst so stolz machte, für eine Tapetenfabrik, wo bei den kostbareren Zimmerbekleidungen der Pinsel häufig angewendet ward. Carl ahnete in seinem traurigen Zustande diese großmüthige Aufopferung nicht; seinen matten Augen entzog man das Licht, und sah er in hellen Augenblicken Raddak mit dem Pinsel beschäftigt, so glaubte er ihn im Zeichnen begriffen. Wie die Wuth der Krankheit nachließ und Carl sich seiner bewußt nach dem Bestand seiner Casse fragte, bat ihn Raddak, außer Sorgen zu seyn, wenn er auch keine Mittel hätte, frische Remissen zu beziehen. Bis nach Hause kannst du immer kommen, dazu reicht es. Nicht möglich, rief Carl, und du — du solltest dich um meinetwillen versäumt haben? — laß du das gut seyn — komme, du sollst einmal Freude haben, so — nun rückte er erst den Wandschirm fort, dann zog er einen dichten Vorhang von dem Fenster zur Seite seines Bettes auf, in Zwischenräumen, freundlich des Kranken Auge beobachtend, ob das Licht es nicht verletze — dann öffnete er die Fenster, wo die Aussicht über die Wellen des blauen Meeres in das Unendliche hinausführte. Da, du Armer! rief er, und richtete

ihn in seinen Armen auf, da athme Leben, Unendlichkeit, — Ruhe! — Er ward von dem Gefühle, einem, den er so lange dem Tod geweiht geglaubt hatte, wieder das Leben ahnen zu lassen, innig gerührt, und lehnte still sein Gesicht an Carls Kopfkissen. Carl heftete entzückt seinen Blick in die weite Welt. Still, wie Kranke thun, genoß er, blickte dann im Zimmer umher, in welchem er sechs Wochen litt, ohne es zu kennen. — Was für bunte Fratzen machst du da? fragte er befremdet, wie er Raddaks Arbeit sah, ein Stück Tapete, die über den Tisch herab hieng. Fratze du selbst! du Vandale, rief der gute Ungar, und legte den Kranken schnell zurück; Raphael malte kupferne Teller, und der Kenner ahnet in ihnen den himmlischen Genius, der das Ideal der Engel allein begriffen hat — sieh meine Tapeten! wer vor diesen steht und nicht ausruft: Ein Raphael spricht aus diesen Gestalten, der ist ein Hurone.

Erst viel später erfuhr Carl, daß es der Genius der Freundschaft, nicht der Kunst war, der seinen Freund zu dieser Arbeit vermocht hatte. Wie es seine Kräfte erlaubten, fieng er an zu rechnen, und sah offenbar, daß sein Freund sich

für ihn mußte entblößt haben. Er machte ihm dankbar Vorwürfe, und bat ihn Erstattung anzunehmen; du hast mir deine Mittel, deine Kunst zu erlernen, geopfert, sagte er dringend. Mit nichten, ich habe Reisegeld bis Paris, dort finde ich Hülfe. — Aber du hast doch hier um meinetwillen dein Geld verzehrt, du hast, ich bin überzeugt, meine Baarschaft gespart auf deine Kosten. — Nun so warte, bis ich einmal sechs Wochen im Fieber liege, dann spar du für mich. — Nein, Raddak, das ist nicht Recht, du hältst mich für bedürftig, sieh, ich habe Hülfsquellen — er zeigte ihm einen ansehnlichen Wechsel auf Paris — ich kann ihn hier leicht zu Gelde machen. — Nun Gottlob, du guter Mensch! rief hier Raddak entzückt, so mußt du mir gleich nach Barrege. Die Doktors wollten dich hin haben, sie sagten, dein Arm blieb sonst ewig steif, und mir blutete das Herz, deine Kasse leer, die meine erschöpft zu sehen — ich glaubte, weil du's mit deinem Vater verschüttet hast, und in Wien mit uns armen Teufeln so viel nüchterne Spässe triebst, du wärst auf der Neige. Nun packe ich dich gleich auf, es ist die höchste Zeit.

Jetzt ahndete Carl den Zusammenhang von Raddaks Handlungsart, er fühlte reines Entzücken, so viel treue Liebe, so viel Aufopferung eingeflößt zu haben. Sein Herz, von muthloser Selbstsucht so lange eingeschrumpft, entfaltete sich wieder im Bewußtseyn geliebt zu werden; mehr wie Arznei stärkte dieses seine Aussicht ins neu geschenkte Leben. Die Reise nach Barrege=ward ward beschlossen, allein er mußte sie ohne seinen Schutzengel machen, die Kunst rief diesen nach Paris; aber dort erwartete ihn dann nach ein paar Monaten die Freude, geheilt und gestärkt seinen Freund zu umarmen. Jetzt beschleunigte Raddak die Reise=Angelegenheit mit komischer Rührigkeit. Er trieb sich in allen Gasthöfen umher, phisionomisirte und psychologisirte, um Carln einen treuen Bedienten zu finden, denn Carl konnte von seinem rechten Arm auf keinen Dienst rechnen, und Raddak hatte ihn mit seiner unendlichen Sorgfalt nicht gewöhnt, die Linke zu brauchen. Endlich war alles berichtigt, alles beendigt, er umfaßte seinen Freund mit einer Fröhlichkeit, die seine hellen Thränen Lügen straften. — Nun geleite dich Gott, du gute Seele! rief er, einen treuen Freund hast du, so

lang du lebst, geb Gott, du findest auch ein treu=es Mädel — denn das fehlt dir! Er sagte das, als wär es nur der Ausbruch einer längst gehegten Idee, die er nicht mehr verheelen wollte, und schob den Abreisenden in den Wagen hinein, dem er mit herzlichem Winken nachsah.

In heiterer Stimmung hatte Carl noch nie gereist. Seine Genesungszeit hatte etwas sehr Wohlthätiges gehabt für sein moralisches Wesen. Mit der leidenschaftlosen Ruhe, welche Erschöpfung uns giebt, die von der Entfernung von äußern Anregungen, in welcher der Genesende lebt, so wohlthätig unterhalten wird, hatte er den Himmel und die Gegend von Marseille genossen. Ihr Hausherr, ein braver Bürger, war von Raddaks treuer Sorge für seinen Bruder — denn für Geschwister hielt man sie — und Carls Leiden zu besonderer Theilnahme gereitzt worden. Er räumte dem Genesenden ein Gartenhäuschen ein, das unter Orangen, Reben und Maulbeerbäumen die Aussicht über Haven und Meer hatte. In dieser Stille war Carls Gemüth geläutert worden; Sinnensturm, Selbstsucht, Eitelkeit lagen ermattet, wie seine Kräfte, und sein Geist sah heller die

Bedeutung der Vergangenheit ein. Selbst die Unbrauchbarkeit seines Armes war nicht bitter für ihn, er hoffte, und nachdem er so vieles litt, nachdem er im Leiden so viel wohlthätige Erleichterung aus der Freundschaft Hand empfieng, sah er sich auch im ärgsten Falle, wenn er lahm bleiben mußte, nach Mitteln zur Lebensfreude um.

Seine kleine häusliche Einrichtung war in Barrege bald gemacht, sie war sehr beschränkt, aber sie gewährte ihm alle Bequemlichkeit, welche der Arzt für die Wiederherstellung seiner Gesundheit gefordert hatte. Er hätte gern die übrigen Badegäste vermieden, aber seine Oekonomie forderte, daß er den Mittagstisch mit einem Theile derselben theilte, und seine Schwäche hinderte ihn, weiter als auf die gewöhnlichen Spaziergänge zu gehen. Dort saß er denn freilich in den entferntesten Winkel unter irgend einem schattigen Baume mit einem Buche in der Hand, oder mit Reißblei, bemüht, seine linke Hand zum Schreiben zu gewöhnen, damit er sich, blieb ihm der Gebrauch seiner Rechten versagt, ein Hülfsmittel vorbereitet hätte. Nach ein paar Tagen bemerkte er eine schöne Frau, die durch Kleidung und Anstand un-

ter die vornehmeren Gäste des Badeorts zu gehören schien. Sie setzte sich auf eine nahe Bank, nahm einer sie begleitenden Wärterin ein liebliches Kind ab, das durch eine holde Zudringlichkeit bezeugte, daß seiner Mutter Brust es noch nähre, und sah einem Knaben von acht bis neun Jahren zu, der sich am nahen Bache mit Steinschleudern belustigte. Die Frau war schön genug, um den Blick auf sich zu ziehen, aber Carln zog mehr als ihre Schönheit ein wehmüthiger Zug an, der auf ihrem sonst so lebhaften Gesichte entstand, wenn sie den Knaben betrachtete. Versuch einmal einen Stein in deine andre Hand zu nehmen, rief sie ihm zu. Der Knabe hob einen Stein auf, legte ihn in die andre Hand, aus der er aber gleich wieder herabrollte. Sie faßt ihn nicht! rief er sorglos, und spielte fort. Jetzt nahm Carl wahr, daß das Kind mit der linken Hand die Steine warf, indeß sein rechter Arm unthätig an seiner Seite hieng. Die Uebereinstimmung ihres Unglücks machte ihn sehr weich, er folgte dem muntern Knaben mit den Augen, wie er aber im Spiele seinem Sitz sehr nahe kam, wendete er aus Zartgefühl den Blick von ihm ab, und nahm sein Reißblei wieder

vor. Der Knabe hob nahe bei Carln einen Kiesel auf, und wie er beim Aufrichten seines Kopfes den Fremden zeichnen sah, blickte er kindisch neugierig auf sein Papier. Vielleicht befremdeten ihn die krummen Buchstaben, seine Pantomime verrieth aber bald, daß er entdeckt hatte, daß der Fremde mit der linken Hand zeichnete; eben wollte ihn Carl anreden, als die Mutter ihm zurief. Wie ein Reh eilte er zu ihr, glitt aber auf den Kieseln und stürzte vor der Mutter nieder. Carl sprang ihm nach, so schnell seine Kräfte es erlaubten, und hob mit seinem linken Arm den Kleinen auf, der auf die rechte Seite gefallen sich wenig helfen konnte. Die Mutter drückte ihren Schrecken über ihres Sohnes Unfall mit einer so sanften Mäßigung aus, daß sie dadurch sichtbar seinen Muth, den Schmerz zu ertragen, aufrufte. Mit einfacher Höflichkeit bezeigte sie Carln Dank für seine Bemühung, und fügte eine verbindliche Erkundigung, die Wirkung des Bades betreffend, hinzu. Der Herr ist einarmig, wie ich, rief der Kleine mit Unbefangenheit, aber er schreibt mit der Linken, das will ich nun auch thun — dann schreib ich Papa, daß er mir ein Pferd kauft.

Diese Rede zog einige Entschuldigungen herbei, und bald entstand ein Gespräch, welches Carl mit angehendem Wohlgefallen fortsetzte. Die Dame ward von ihren Leuten Madame de Sevre genannt, und der Bediente, welcher den Kleinen begleitete, wenn seine Mutter nicht bei ihm war, nannte ihren Gemahl den Herrn Obersten. Diese Umstände, die Carl ohnehin erst später erfuhr, waren ihm sehr gleichgültig. Ihn zog der Reitz der Häuslichkeit, der Mutterliebe, der weiblichen Theilnahme an. Er suchte Madame de Sevre den folgenden Tag auf, und fand sie wieder an einem einsamen Platz. Da sie Spielraum für ihren Sohn suchte, war das natürlich. Sie schien vergnügt Carln wieder zu sehen; der kleine Lamoral bewillkommte ihn wie einen alten Bekannten. Er forderte ihn auf mit ihm zu schreiben, und Carl übte sich mit ihm im Steinschleudern. Wie sie ermüdet zur Mutter zurückkamen, ruhte ihr Auge mit Wohlgefallen auf ihnen. Der kleine Mann hatte seinen lebenden Arm in Carls erstarrten gelegt, indeß Carl mit seiner einzigen Hand ihm das dunkle Haar von der Stirne strich. Guter Gott, rief die Mutter, und hob ihren Blick

gen Himmel, für welchen von euch beiden wäre das Schicksal wohl am härtesten, wenn es unwiderruflich wäre? Was meinst du, gute Mutter? fragte der Kleine ängstlich, indem er seinen Freund losließ. Armer Lamoral! rief sie, faßte seine empfindungslose Hand und küßte sie, indem Thränen über ihre Wangen rollten. Oho! ist's nur das, meine holde Mamma! mein neuer Freund hat ja auch nur einen Arm. Sieh da, wir brauchen ja immer nur so zu machen, so haben wir zwei. Er sprang auf ihn zu, umschlang ihn, und hielt schüttelnd Carls Rechte mit der seinen. „O Weisheit, du sprichst wie eine Taube," fiel Carln aus seinem vaterländischen Dichter ein, und entzückt drückte er den Knaben an die Brust.

Bald ward er in der Familie einheimisch. Sein Aufenthalt fieng an sehr wohlthätig auf ihn zu wirken. Seine Kräfte kehrten zurück, sein Arm gewann einen gewissen Grad von Biegsamkeit, und seine Seele behielt ein Gleichgewicht, welches der heitere Umgang seiner neuen Bekanntschaft, noch mehr aber seine Beschäftigung mit Lamoral täglich befestigte. Der Knabe sprach mit der wärmsten Liebe von seinem Vater, dessen Ankunft man zu-

nächst entgegen sah; alle seine Freuden, alle seine Beschäftigungen hatten Bezug auf ihn. Bis dahin schien er seine eigentliche Freude aufzuheben, dann schien sie erst eigentlich ihren Werth erhalten zu sollen. Carl gab ihm Unterricht im Deutschen, der Knabe sagte, daß der Vater die Sprache kenne und liebe, er sey in Deutschland gewesen, er! bei Hohenlinden und überall. Er liebt Ihre Nation, setzte er weise hinzu, als verstünde er, was es heißt, eine Nation nicht lieben, er wird sich recht freuen, daß mein Freund ein Deutscher ist.

Endlich kam der gewünschte Tag der Ankunft. Die kleine Gesellschaft war wegen eines Gewitter-Regens in dem Zimmer versammelt. Carl und Lamoral lernten deutsch, Frau von Gevre saß arbeitend neben ihres Kindes Bettchen, ein paar ihrer Landsleute spielten Schach. Plötzlich trat ein Mann in Uniform ein. Frau von Gevre, die der Thür zunächst saß, indeß Carl ihr den Rücken zukehrte, flog an seinen Hals, mit Freudengeschrei warf Lamoral den kleinen Tisch um, an dem sie gesessen hatten, so daß Carl mit diesem Vorfall beschäftigt erst dann den Eintretenden ins

Gesicht fassen konnte, wie er zwischen Frau von Gevre und Lamoral auf ihn zutrat. Herr Aicha, rief der Offizier mit fröhlicher Ueberraschung, entzog seine Hand dem anschmiegenden Sohne, und bot sie dem versteinerten Carl — denn versteinert war dieser, als er in Lamorals Vater seinen Nebenbuhler Armand erblickte. Sie hier unter diesen theuren Menschen zu finden, fieng Armand wieder an — das sagt mir viel Liebes, Beruhigendes .... Der Knabe ergriff indeß die Hand seines Vaters, die Carls Rechte gefaßt hatte, und die Starrheit, welche seinen Druck nicht erwiederte, für Kälte hielt; nicht die Hand, lieber Vater, rief das Kind, die kann nicht lieb haben, da! da ist seine Herzenshand — Aicha! rief Armand erstaunt, Sie sind meines Sohnes neuer Freund, von dem mir seine Mutter so viel hat schreiben müssen? — hier öffnete er seine Arme, und Carl sank überwältigt an seine Brust.

Daß Frau von Gevre seinen Namen nie genannt hatte, war sehr natürlich, da er der einzige Deutsche in Barrège war, und sie ihn halb aus Scherz, halb aus dem ihren Landsleuten eignen Unvermögen, fremde Namen auszusprechen,

lieber den deutschen Herrn, als Herrn Aicha genannt hatten. Lamoral machte sich eine Freude daraus, ihn Charles zu nennen, welches sich Carl erbeten hatte, und Lamoral sehr merkwürdig fand, da sein Schwesterchen Charlotte hieß. Indeß Armand, den wir nun nach dem Namen, welchen sein Vater ehedem von einem Gute angenommen, Herr von Gevre nennen wollen, seine schlafende Tochter betrachtete, und seine Landsleute begrüßte, hatte Carl Zeit, sich von seiner Ueberraschung zu erholen, so daß er mit Heiterkeit an dem Gespräche Theil nahm, in welchem de Gevre auf seiner Gattinn neugierige Fragen: woher sich ihre Bekanntschaft schreibe? auf eine Art antwortete, die eben so großmüthig als zart war, und Carls Stelle in seiner Familie als die eines sehr geehrten Freundes bestimmte.

Sie sind allein hier? fragte er am ersten Abend, indem sie sich zum Abendessen niederließen. Carl bejahte es. Gevre schien einen Augenblick betroffen. Und welcher unglückliche Zufall zog Ihnen Ihr Uebel zu? Carl erzählte es, und sprach mit warmem Enthusiasmus von seinem Freunde Radsdak. Das ist schön, o das ist schön, tönte aus

jedem Munde bei der rührenden Geschichte. — Lamoral, sey einst so treu in der Freundschaft, wie dieser edle Ungar, rief die Mutter dem Knaben zu, der mit hellen Thränen an Carls Blicken hieng. Das Kind, das bei dieser Aufforderung nur seinen gegenwärtigen Freund vor Augen hatte, lehnte seinen Kopf, wie er neben ihm saß, an ihn — ach! sagte er bewegt, ich hätte ja nur einen Arm, für dich zu arbeiten! Die Mutter brach in Thränen aus, ihr Gemahl beruhigte sie mit einem Zureden, in welchem Ernst und Güte auf das weiseste gemischt waren. Wie der Kleine nach Tische entfernt wurde, sagte de Gevre zu Carln: ich fürchte, mein guter Knabe hat Recht in der Ansicht seiner Verstümmlung. Sein Uebel entstand nicht wie das Ihre, und seiner großen Jugend fehlte es an Kräften, ihm Widerstand zu leisten. Die Aerzte versprachen mir nur das Wachsthum des Armes wieder herzustellen, ihm Muskelkraft zu geben verzweifelt ihre Kunst. Carl fragte bescheiden, warum man den Kleinen nicht früher gewöhnt hätte, seine linke Hand zu brauchen? — Meine Gattinn ward von ihrem hoffenden Mutterherzen geschmeichelt, und von traurigen Um-

ständen verhindert, die Sache früh mit Ernst zu behandeln. Erst seit er mir Sohn ward, stellte ich seine Gesundheit her, machte den muthigen Knaben aus ihm, den Sie kennen. Diese wenigen Worte hoben eine große Last von Carls Herzen. Seine innige Achtung für Frau von Gevre, oder seine Meinung von ihres Mannes Redlichkeit, welcher sich in Deutschland stets für nicht verheurathet ausgegeben hatte, war seit seiner Wiedererkennung sehr ins Gedränge gekommen. Jetzt rührte ihn das zärtliche Verhältniß zwischen Sohn und Stiefvater um so mehr. Wie? er ist nicht Ihr Kind? rief er überrascht — ein feines Lächeln spielte um de Gevres Mund, indem er Carln scharf ansah; haben Sie das nicht gewußt? — Lamoral hatte es mir nie gesagt. — Es war ihm vielleicht unbekannt, oder er hat es vergessen. Meine Frau — und er entfernte sich sprechend mit Carln in ein Nebenzimmer — war seit ihrem sechszehnten Jahre an den Sohn eines Mannes verheirathet, der, obschon meines Vaters Bruder, durch traurige Parteisucht verblendet, mich meines ganzen Eigenthums beraubte — ja mehr that.... Aber ich habe die blutigen Erinnerun-

gen verbannt. — Der Mann ward von seinem Gewissen ereilt, er gab mir mein väterliches Vermögen zurück und starb, eben so fühllos, seinen Sohn und dessen Weib in Armuth zurücklassend, wie er mich in Armuth gestürzt hatte. Sein Sohn hatte meiner Gattinn Hand dem Willen ihrer Eltern zu danken, ihre unargwöhnische Jugend hatte ihr kein Mißtrauen in den Karakter dessen, den ihre Familie ihr zum Gatten aufdrang, erlaubt. Nachdem sie mit ihm manchen Schreckensauftritt jener Zeit erlebt hatte, fiel auch er in Verdacht, und entfloh. Sie blieb mit ihrem Kinde, das damals jährig war, allein, hülflos, in der wuthzerrißnen Stadt, in Nantes, zurück. In diesen Zeitraum fiel Lamorals Unglück, dessen Veranlassung seiner armen Mutter fast das Leben gekostet hatte. Sie lebte in einem elenden Zimmer von ihrer Hände Arbeit, wo dieser Gewinn nicht zureichte, von ..... Almosen frommer Priester, welche die Werkzeuge mildthätiger Menschen waren, die sich verbergen mußten, indeß diese wahren Boten des Friedens oft in die Larve ihrer wüthenden Tyrannen verkappt, das allgemeine Elend milderten. Lamoral war an einem Kinderaus-

schlag krank, die Winterszeit war hart, da unterrichtete man seine arme Mutter, daß die Blutrichter sie suchten. . . . . Doch die Berührung jener Zeit zerreißt das Herz. — Mein Weib wollte ihr Kind nicht zurücklassen, sie entfloh mit ihm allein in der Nacht, das sterbende Kind in ihren zarten Armen, sie verbarg sich bei einem Bauer. Lamorals Leben ward erhalten, aber der Krankheitsstoff hatte seinen Arm gelähmt. Frau von Gevre zog sich nach Gevre, welches meine Eltern schon von ihren Vorfahren geerbt hatten, zurück. Dort war sie gewesen, wie mein grausamer Onkel es an sich gerissen hatte, dort hatte man sie geliebt, obschon sie die Schwiegertochter eines Wüthrichs war. Dort fand ich sie bei meiner Rückkehr in meine Vaterstadt. Dieses Weib, das zum Ueberfluß erzogen war, diese zarte Gestalt in Bauerstracht gehüllt, an dem Brunnenbecken ihres Kindes ärmliche Wäsche reinigend — und von allen geliebt, gesegnet, denn sie war wohlthätiger geworden durch ihr Herz, als Reiche durch verschwenderische Spenden. In der Kirche sah ich sie zuerst, schlechter als die Landweiber um sie her, gekleidet, stand sie doch wie eine Königinn un-

ter ihnen; der Priester grüßte sie mit auszeichnender Ehrerbiethung. Von ihm hörte ich, wer sie war. Ich beobachtete sie, ich sprach mit ihr, ich hatte sie vorher nie gesehen. Wie weh that mir mein Wohlstand! hätte ich nicht können als Bettler in dieses Schloß kommen, und sie Herrschaft drin seyn, wenn nicht das Schicksal so und nicht anders gewaltet hätte! — Ich glich seine strengen Schlüsse aus, die Scheidung von ihrem unwürdigen Mann war leicht, da er sie seit mehreren Jahren verlassen hatte. Die edle Blume hob an meinem Busen ihr Haupt wieder auf, ihr Sohn ward mein Kind, ja ich weiß oft nicht, ob er es erst ward? er ist so ganz Theil meines Wesens, in der Knospe so ganz ich selbst, daß ich oft auf die sonderbarsten Träume gerathe..... Hier trat Frau von Gevre zu ihnen, er legte seinen Arm um sie, und fuhr fort: nicht wahr, meine Eugenie, du weißt nicht, ob du mich nicht schon in deinem sechszehnten Jahre liebtest? — Fantast, antwortete sie, mit einigem Ausdruck, deine mystischen Ahndungen verstehe ich nicht, aber wenn ich wieder sechszehn Jahr alt würde, liebte ich niemand als dich.

Carl ward Mitglied der Familie, und je näher er ihre Verhältnisse kennen lernte, je deutlicher erkannte er de Gevres Werth. Seine Freunde, seine Gattinn, sein Sohn, seine Bedienten, keines lobte ihn, aber in eines jeden Betragen drückte sich Achtung und Liebe aus. Und dennoch war er ganz noch der Mann, wie er ihn Hannchen gegenüber gesehen hatte; war eine Veränderung in ihm vorgegangen, so bestand sie in einem Schimmer von Milde und ernsterer Heiterkeit, die an die Stelle eines forschenden, fast spottenden Zuges getreten war. Carl wünschte jetzt mit ihm von der Vergangenheit zu sprechen, er fühlte sich unbehaglich bei dem Stillschweigen, das er noch nicht über diesen Gegenstand gebrochen hatte, und fand dennoch nicht den Uebergang, der eine Erläuterung herbei geführt hätte. So vergiengen die ersten Tage. Dann trat de Gevre eines Morgens in Carls Zimmer, als dieser eben einen mühselig geschriebenen Brief an seinen Freund Raddak zusammenlegen wollte. „Lassen Sie mich Ihr Sekretär seyn, mein Freund,“ sagte Gevre, indem er das Blatt schnell faltete, ohne die Augen darauf zu richten, und die Feder zur Aufschrift er-

griff. An? .... fragte er gleichgültig. Carl diktirte Naddaks Adresse, und noch die Feder in der Hand fieng de Gevre wieder an: und an Mademoiselle Well haben Sie keinen Brief zu befördern? — Carl veränderte die Farbe und schwieg überrascht. Mein Freund, nahm Herr von Gevre wieder das Wort, Ihre Verhältnisse scheinen mir eine Veränderung erlitten zu haben.... Großer Gott, wenn ich .... er war aufgestanden und gieng unruhig im Zimmer umher. — Indeß ich glücklich bin, indeß ich fast es zu verdienen glaubte! — Aicha! Schenken Sie mir Ihr Vertrauen! — Carl faßte seine dargebotene Hand mit Wärme, seyn sie ruhig, genießen Sie Ihr Glück. Sie waren Werkzeug in den Händen des Schicksals. — Sie sind von Nancy getrennt? — Ich glaube jetzt, es war nicht Ihr Wille, sagte Carl zögernd und schmerzlich, nicht weil er zweifelte, sondern weil sein Herz blutete. — Nein, bei Gott, das war es nicht! aber mein Leichtsinn hat es verschuldet! ich war ein harter Mensch, der sich nicht die Mühe gab, eure Herzen zu berechnen. Sagen Sie mir — um mich mit mir selbst zu versöhnen — sagen Sie mir alles!

Carl wollte nur wenig sagen, aber er hatte es mit einem Menschen zu thun, der mit treuem Wohlwollen ihn umfassen wollte. Indem er mit Sorge und Theilnahme seine ganze Geschichte herausfragte, ward seine Erzählung zum erläuternden Gespräch. De Gevre übersah auf einem höhern Standpunkte stehend Carls Schicksale und Lage; indem er ihm zeigte, daß Erfahrung und Leiden ihn gebildet hatten, verlor die Erinnerung den bittern Nachgeschmack von Schmerz. De Gevre hatte Recht, wenn er fand, daß Carl nicht vergeblich seine Bahn durchwandelt war. Er war zum Manne geworden in Betragen und Denkart. Was ihm noch fehlte, war bestimmter Ausdruck seines eigenen Selbstes, gleichsam Formuln für seinen Willen vor dem Richtstuhl seiner Vernunft. De Gevre erkannte diesen Mangel, seiner Ansicht nach lag er in einem Mißverhältniß zwischen der Entwicklung des Gefühls gegen die Ausbildung des Geistes, welches vielleicht nie von Innen heraus gehoben werden könnte. Ihm von außen her abzuhelfen schien ihm das sicherste Mittel: — eine beglückende Liebe.

Nach allem, was ihm Carl über Hannchen ge-

sagt hatte, nach allen Eindrücken, welche er von ihrem Charakter behalten hatte, hielt er Raddaks Erzählung von ihrem Aufenthalt in Töplitz für nicht hinreichend, Zweifel an ihrer Tugend zu erregen. Dann ward es ihm leicht, Carln seinen schwankenden Zustand von Erinnerung und Sehnsucht zu entreißen. Nach seinen Begriffen waren Carls Empfindungen in Rücksicht auf Weiber jetzt den Kreis durchlaufen. Hannchen verdankte er das erste, süßeste Gefühl, das Neigung zum Weibe durch Sittlichkeit ausgeprägt dem Jünglinge gewährt. Euphrosine hatte ihn den höchsten Schmerz der Leidenschaft empfinden machen, er hatte in dem leichtsinnigen Kreise, in welchem Raddak ihn einführte, Genuß ohne Liebe kennen lernen, er verband für Frau von Gevre die lebhafteste Theilnahme mit dem ruhigsten Wohlwollen. Der Kreis der Empfindungen, welche das Weib dem Manne einflößt, war also durchlaufen; was de Gevre seinem Freunde nun noch wünschen konnte, war eine geliebte, liebenswürdige Gattinn, keine neue Leidenschaft; die zweite spricht der ersten stets diese Würde ab, und dem, der sie zu empfinden vorgiebt, die Würde des Mannes. In Hannchen ver-

einigten sich alle Anlagen, Carls Glück für die Zukunft zu sichern. War sie noch frei, so forderte die Ehre, daß Carl untersuchte, ob sie seiner noch würdig sey, ob er noch fähig sey, sie zu beglücken. Und in Carls Seele forderte es mehr wie die Ehre. Ihr Bild war im Hintergrund seines Herzens stets lebendig geblieben, alle andre Gestalten waren auf dieses Bild aufgetragen worden, ohne es zu verwischen. Daß Carl mit einer sonderbaren Beharrlichkeit kein Mittel gesucht hatte, Nachricht von ihr zu erlangen, lag ganz in der Schwäche, die sich nur durch Starrheit aufrecht hält. Er hatte keinen Verkehr mit seiner Vaterstadt fortgesetzt, der Briefwechsel mit seinem Vater, der von seiner Seite einen summarischen Bericht seiner äußern Begebenheiten enthielt, ward von diesem nur durch einen Rapport-Zettel des Buchhalters beantwortet. Der alte Aicha hatte in seinem Zorn beschlossen, seinem Sohn, so lange er nicht im Handel arbeitete, nicht zu schreiben. Fast ward ihm der Zorn schwer, denn Carls Briefe enthielten oft über diese Hauptangelegenheit seines Lebens so schöne Details, daß er im Lesekabinet und auf der Börse sich seines Sohnes rühmte, aber den-

noch seinem Gelübde getreu blieb. Durch diesen Buchhalter nun wußte er weiter nichts, als daß der Commerzienrath kränkle, daß er seinen Handel beschränke, und in dem letzten Briefe hatte der ehrliche Buchhalter, der in dem Hause grau geworden war, als Postscript geschrieben: Auch verlautet, daß Jungfer Johanne Well mit einer wahren Gottesfurcht ihre Pflichten gegen den kranken Vater, und, wie man sagt, durch zerschiedene Familienvorfälle, üblen Humors gehaltene Frau Mamma, erfülle."

Alle Fragen, welche Carl seinem Freund über Hannchens jetzige Lage beantworten mußte, waren ihm so peinlich, störten sein moralisches Gleichgewicht so merklich, daß er, unmuthig zu reden, de Gevre den Brief, der die letzte Nachricht aus seiner Vaterstadt enthielt, selbst zu lesen überließ. So gern dieser über den Styl gelacht hätte, so wichtig war ihm das fromme Zeugniß des alten Dieners. Er brach ab und nahm sich vor, seine Wünsche nicht eher zu äußern, bis er einige Grundlagen hätte, auf die er ihre Erfüllung bauen könnte.

Die gewöhnliche Badezeit gieng indeß zu Ende, Carls Arm war zwar nicht ganz hergestellt, aber

er konnte ihn zu vielen Bewegungen wieder gebrauchen, und die Aerzte machten ihm Hoffnung, daß eine zweite Badekur im folgenden Jahre die Heilung vollenden würde. Leider war dieser Trost Lamoral versagt! seine Gesundheit war blühender, wie je, ja sein Arm hatte sein Wachsthum wieder gewonnen, und schien dem andern in kurzem an Umfange gleich zu kommen, aber er war eine todte Masse, die von keinem Willen belebt werden konnte. Seine Mutter bekämpfte ihren Schmerz, sie richtete ihren Muth an ihres Gemahls Stärke und des glücklichen Knaben Leichtsinn auf. Der Vater behandelte sein Schicksal jetzt als unwiderruflich, und hatte vom ersten Tag an, da er bei seiner Familie eintraf, seinen Unterricht im Zeichnen und Schreiben mit Ernste eingerichtet. Da das Kind nie mit der rechten Hand geschrieben hatte, lernte er nicht viel mühseliger als andere Kinder, welche eben so spät anfangen. So jung er war, führte er ihn spielweise zum Fechten an, und kaufte sogleich zu des Kindes unbeschreiblichem Entzücken ein kleines Biscayisches Pferd, welches er noch vor seiner Abreise mit einer Geschicklichkeit führte, die sogar seiner Mutter alle Sorge

um seine Sicherheit benahm. Diese weise Behandlungsart milderte die Bitterkeit seines Schicksals in anderer Augen, und machte sie ihm selbst fast unmerklich.

Ohne Abrede darüber zu nehmen, hatte sich die Zuversicht, daß Carl seines Freundes Familie nach Nantes begleiten würde, ganz festgesetzt; in Carl war dieser Entschluß bald stärker, bald schwächer geworden. Bei de Sevres Ankunft hatte er sehr geschwankt, aber der nähere Umgang mit ihm hatte die Aussicht länger mit ihm zu leben zu einem Bedürfniß gemacht. Wie seiner Freunde Abreise eintraf, stand er also nicht länger an, ihre Erwartung: daß er für den Herbst ihr Gast werden möge, zu erfüllen. Ihre Reise nach Nantes war ein Nebenstück zu Sternes unvergeßlichem Tagebuch. Weil sie überall ein Herz mitbrachten, erkannten sie überall das Herz in den Menschen, die ihnen begegneten. Wohlthun, Scherz, ernste Ansichten des Lebens, frohe Entschlüsse über seine Anwendung wechselten ab, und da sie den Eigensinn nicht hatten, die flüchtige Freude zur bleibenden Begleiterinn zu machen, schwebte sie wie ein bunter Schmetterling stets in Kreisen um sie her.

Während Carl in Nantes die Fabriken besuchte, schrieb Herr von Gevre zufolge der Wünsche, die er für seines Freundes Glückseligkeit hegte, folgenden Brief an den Arzt, den er in der Familie des Commerzienraths als einen Freund des Hauses hatte kennen lernen.

Mein Herr!

„Die dankbare Erinnerung, welche ich von den Abenden in dem Hause des Herrn Commerzienraths Well erhalten habe, Abende, die Ihr lehrreiches Gespräch um so vieles verschönerte, berechtigt mich freilich nicht zu der Hoffnung, daß mein Andenken auch bei Ihnen nicht erloschen sey. Allein theilnehmend und gütig, wie ich Sie damals zu kennen die Ehre hatte, sind Sie gewiß geblieben, und darum schmeichle ich mir, daß Sie diese Zeilen nachsichtig empfangen, und die Nachfrage, welche sie enthalten, gütig beantworten werden.

Freundschaftliche Theilnahme an dem Schicksal meines Freundes Carl Aicha hatte mich jede Gelegenheit, von ihm und seiner Braut Nachricht zu erhalten, mit Eifer ergreifen lassen. Seit mehreren Monaten fehlen sie mir ganz. Ich wünsche

sehnlich, und aus Gründen, in die Ihr vortrefflicher Charakter fröhlich einstimmen wird, genau zu wissen, ob der Vater den Aufenthalt seines Sohnes weiß, aber vorzüglich, welches die Lage und die Gesinnungen des vortrefflichen jungen Frauenzimmers sey, die meines jungen Freundes ganze Liebe besaß.

Ich wage es, Sie um eine so umfassende Antwort wie möglich zu ersuchen. Welches sie auch sey, so wird der Dank, den ich Ihnen dafür abstatten werde, zugleich die Ursachen erklären, welche mich veranlaßten, Ihnen das Andenken zurückzurufen,

Mein Herr, Ihres ꝛc. ꝛc."

Mit Ungeduld erwartete de Gevre die Antwort, denn sie mußte seine weitere Schritte bestimmen. Er wartete lange vergebens, auch Carl war ungeduldig, Briefe aus seinem Vaterhause zu erhalten, denn nach diesem Krais, in welchem sein Gemüth sich jetzt so glücklich bewegte, war ihm kein Gedanke lieber, als in seine Pflichten als Sohn und Bürger wieder einzutreten. Bescheiden übersah er den kleinen Kreis von Erfahrungen, den er durchlaufen war, aber sie schienen ihm hin-

reichend, um für seine Zukunft wenig von äußern Umständen, aber viel von sich selbst für seinen Frieden zu fordern. So theilnehmend er die lärmende Thätigkeit in dem handelsreichen Nantes mit ansah, so erhaben die Aussicht über Land und Meer auf dem Landgute Gevres war, wohin sich die Familie nach einem vierzehntägigen Aufenthalt in der Stadt begeben hatte, so dachte er sich dennoch gern seines Vaters dunkles Comtoir, den großen Kirchplatz seiner Stadt mit alten Linden besetzt, die kleinen lustigen Garten-Häuser, und den Fluß mit rudernden Kähnen. Endlich kamen Briefe. Carl las den seinen für sich, er war bald damit fertig, gieng aber dann tiefsinnig in der Allee spazieren, an deren Eingang die Familie beim Frühstück versammelt war. Herr von Gevre schien einen sehr langen Brief zu lesen, während er in ein kleines Boskett gieng, das neben der Allee hinlief. Dieser Brief enthielt folgende Antwort des Arztes:

Mein lieber Herr!

Ihr Brief war ganz so eingerichtet, daß ich Ihnen was ich wollte darauf antworten kann, und dieser Freiheit will ich mich auch bedienen. Zu-

vörderst aber grüß ich Sie mit recht herzlicher Freude im Andenken an manche frohe Stunde, und im Bewußtseyn, daß da unten am Atlanter Meere mein Name als der eines Biedermanns von einem Biedermann genannt wird.

Sie haben, mein lieber Herr, in einem gewissen Hause allhier sehr viel Uebels gestiftet, nach meiner Ansicht aber ist viel Gutes daraus gekommen.

Das erste haben Sie nicht thun wollen, und das letzte ist nicht Ihr Verdienst. Zum Trost kann es Ihnen aber gereichen, denn Uebels gestiftet zu haben, selbst wenn wir es nicht wollten, lagert sich wie eine Wolke über unser Leben, durch die jeder Strahl der Freudensonne nur stechend dringen kann. Die Absicht Ihrer Erkundigung begreife ich nicht ganz, aber ich halte es für sehr nothwendig, ihr Genüge zu leisten; denn so mittelbar Ihr Vergehen auch war, so wohlthätig wird Ihnen die Erkenntniß seyn, selbst wenn sie weh thut.

Von dem jungen Herrn Aicha wissen Sie hoffentlich mehr, als Sie sagen, denn sonst hätten Sie dringender nach ihm gefragt, oder Ihre Theilnahme an des jungen Frauenzimmers Schicksal

würde zweideutig. Da ich gerne sehr offenherzig bin, sage ich Ihnen ungescheut, daß es mir bekannt ist, daß Herrn Aicha's Vater heute seine Briefe an seinen Sohn nach Nantes adressirt; da Ihr Brief nun eben daher datirt ist, vermuthe ich, des Herrn Carl Aicha dortige Anwesenheit stehet mit Ihrer Anfrage in Verbindung, und dann segne Gott Ihre Frage und meine Antwort.

In der Beantwortung dieser muß ich nun wohl etwas weitläuftig seyn, denn mir ist bekannt, daß Herr Carl Aicha seit seiner Abreise keine Nachricht von dem Hause des Herrn Commerzienraths erhielt; anfangs war sein Herr Vater über den Heirathsbruch zornig, nachher erbitterte ihn seines Sohnes Entschluß, sich dem Studieren zu ergeben, und er gelobte, ihm bis zu seiner Rückkehr nicht zu schreiben, weshalb der alte Buchhalter nur das Nothwendige zu besorgen den Auftrag hatte. Doch dieses wissen Sie vielleicht schon. Ich werde mich nun einzig auf diejenigen Umstände, welche mein liebes Pathchen und gegenwärtige Mündel, Hannchen Well, angehen, beschränken.

Nach Ihrer, und gleich darauf erfolgten Abreise des Herrn Carl Aicha, suchte das liebe Kind

dem Unmuth ihrer Eltern mit vieler Sanftmuth zu begegnen; da ich ihr Betragen keineswegs billigen konnte, so wollte ich dem Schicksal, das ihre Belehrung beabsichtigte, nicht vorgreifen, indem ich durch Eindringen in ihre Herzensangelegenheiten sie zu trösten gesucht hätte. Aber wo der Freund sich in gehöriger Entfernung hielt, ward der Arzt genöthigt nahe zu treten. Dem guten Kinde war die Lektion zu schwer gewesen, ein gekränktes Herz, der Eltern Mißfallen und der Vettern und Basen böser Leumund konnte sie nicht tragen. Wie der Frühling kam, stand das Kind unter meinen Rosensträuchen, als hätte ein Wurm an ihrer Wurzel genagt. — Lieber Herr, ich kann die Rosenhecke nie wieder ansehen, ohne mir des Mädchens blasse Wangen zu denken, wie sie neben den rothen Knospen aussahen! — Gott sey Dank, daß ich keine Kinder habe, es hätte ja mein Kind auch treffen können. — Nun, ich machte es den Eltern begreiflich, daß das Kind fort müßte, damit neue Gegenstände die alten Gedanken aus dem armen Köpfchen vertrieben; und sie schickten sie zu einem Oheim in eine schöne Gegend, wo reine gesunde Luft und die Entfernung vom

alten Gram ihr wohlthun mußte. Was eine gute Pflanze ist, die braucht nur Luft und Sonne, so gedeiht sie, moralisch und physisch genommen, das bewährt sich. Die sechs oder wie viel Monate, die das Mädchen abwesend war, haben ihr Gemüthe gereift, daß ich oft mit Freuden sie ansehe. Da führte der Zufall die alte Gräfinn von Sylli zu ihr, die Besitzerinn von Ebersdorf, wo der Oheim Beamter ist; Hannchen gefiel ihr, sie muß, nach des Mädchens Zeugniß und der Wirkung welche ihr Umgang auf sie gehabt hat, eine vortreffliche Dame seyn. Sie brachte die meiste Zeit bei ihr zu, begleitete sie auch in das Töplitzer Bad. Da sah nun mein Mündel ein bischen Welt und Menschen, lernte auch die Männer von mehr Seiten kennen, als in unserm beschränkten Städtchen hätte geschehen können. Wenn das treue Kind nicht ihre Liebe zu ihrem Bräutigam so fest im Herzen gehalten hätte, würde es ihr vielleicht gefährlicher gewesen seyn, denn ihre Schönheit und Lieblichkeit blieben nicht unbemerkt, besonders gefiel sie dem Sohn der Gräfinn, der den Vortheil, mit so einem schönen Mädchen nahe beisammen zu leben, wohl nach seiner Art benützt hätte, wenn

es auch die ihre gewesen wäre. Sie sollte nach meinem Willen noch länger auf dem Lande bleiben, aber der alte Well, der schon eine Zeitlang fatal ausgesehen hatte, fieng an zu kränkeln, da mußte sie nach Hause kommen. Das Kind war wieder blühend gesund, aber wie eine Rose nicht mehr, es war etwas an sie gekommen, das an eine himmlische Blume, die nicht welkt, erinnerte. Freundlich, stark, ergeben — das stand in dem zarten Gesicht. Die Leidenszeiten giengen an, denn der alte Well hatte wenig gesunde Tage mehr, und die Mutter trug die bösen sehr unwillig. Hannchen drückte der Kummer nie nieder, ihr innres Gemüth war heiter, und — das weiß ich als Arzt — dann wird der Körper unverwüstlich. Ein frommes Gemüth will ich zehn Jahre gegen den Keim der Zerstörung schützen, die garstige Leidenschaften in wenigen Monaten entwickelt hätten. Ich war so oft um das Mädchen, daß ich ihr Herz erforschte, ohne daß sie mir's anvertraute, denn einem alten Mann, wie mir, Liebesgeschichten anzuvertrauen, wäre immer läppisch. Das Kind bewahrte des jungen Aicha Andenken mit Wehmuth, weil sie sich anklagt, ihn aus seiner

Laufbahn gerissen zu haben. Sie gedenkt Ihrer mit Wohlwollen und Dank, weil Sie das Werkzeug waren, ihre Seelenkräfte zu entwickeln. Sie sehen, mein Herr, daß ich die jungen Leute zur selben Zeit wohl durchschaute. Aber wir Alten sollten nicht jedesmal, wenn wir hell sehen, Licht! Licht! rufen. Das Licht, was ich einem Andern aufstecke, ist ihm oft kein Licht, er muß es denn selbst finden. Nun, Hannchen hatte es gefunden, und es ist wohl des Preises von ein paar Thränchen werth.

Der alte Well kränkelte fort, die Handlung gieng schlecht. Der Herr Aicha hatte mehr Thätigkeit hinein gebracht, als man es glaubte, seit er sich von ihr trennte, ward es klar, daß ein solch Traktätchen schreiben, wie das, welches dem Commerzienrath seinen Titel brachte, noch keinen spekulativen Kopf macht. So giengs vom Schlechten zum Schlimmeren fort, bis der Alte an einer offenbaren Zehrung im Bette darnieder lag. Hannchen war schon bis dahin der Friedensengel gewesen, der in der Eltern Gemüthe die bösen Leidenschaften beschwichtigt hatte, und ihnen selbst immer deren Anblick mit heiterer Güte wieder ent-

zog. Nun ward sie aber ein Balsam für die kranken Herzen, der dem Schmerz den Stachel nahm. Well war in gesunden Tagen ein guter ordentlicher Mann, seit er kränkelte, hatten seine Schwächen zugenommen, aber wie er so da lag, ihm das Engelkind allein umschwebte, und mit seinen Fittigen überall deckte, ward der Mann so fromm und glücklich, daß sein Tod wohl die heiterste Stunde seines Lebens gewesen seyn mag. Und so die Mutter mit ihm. Wie alle die Mittel zu trösten, zu erheben, von der Welt los zu fesseln, und jede Wohlthat im Leben dennoch lieb zu machen, in den jungen Kopf gekommen sind, das fasse ich nicht. Ich bin ein alter Praktikus und habe die Arten, das Sterben erträglich zu machen, alle durchmachen sehen — aber so eine Krankenpflege, die arbeitet dem Arzt in die Hand — sehen Sie, bis zum letzten Tröpfchen Lebensöhl hielt sie das Lämpchen rein von Sorge und Unmuth, und da stieg das Flämmchen sichtlich aufwärts, kein widriger Dampf erinnerte, daß sie irdischen Ursprungs sey. Sehen Sie, mein lieber Herr, ich habe es schon oft bemerkt, es ist ein sonderbares Ding um die Bildung eines weiblichen

Herzens. Sie entwickelt sich in sich selbst, als sey überall der rechte Boden für diese schöne Pflanze, wenn nur nicht gewaltsam an ihr gezerrt und geschnitzelt wird. Wir hingegen, wir müssen versetzt und beschnitten und bewahrt werden — kurz, uns muß alles von Weitem herkommen, was die guten Weiber in sich selbst finden. — Doch um das haben Sie mich nicht gefragt.

Der Alte starb also, und ich nebst einem hiesigen Handelsherrn ward des Kindes Vormund. Leider hatten wir nicht viel Ehre von unserm Geschäfte, denn nachdem wir sechs Wochen lang arbeiteten und rechneten, mußten wir uns endlich als insolvent erklären. Der Wittwe bleibt kaum ihr Eingebrachtes, und das ist sehr wenig. Jetzt wiederhole ich, was ich im Anfang meines Briefes sagte: Sie haben Uebels gestiftet, aber es ist großes Gutes daraus gekommen. Ohne Sie wären alle diese Trübsale, so weit sie vom physischen Gange der Natur unabhängig waren, nicht erfolgt, aber dann wäre auch Hannchen nicht das herrliche Geschöpfe Gottes geworden, das in sich den Frieden der Tugend trägt. Sie hat Mittel gefunden, der Mutter Zustand angenehmer zu machen, als

er in den Tagen des Wohlstandes war. Ich hatte ihr aus dem Gang der Geschäfte vom ersten Augenblick an kein Geheimniß gemacht, sie hatte also alles eingeleitet, um eine gänzliche Veränderung der äußern Lage der Mutter erträglich zu machen. Ja da müßte ich in viele Umstände eingehen, die zu weitläuftig sind. Das schöne väterliche Haus, die Güter und Gärten mußten verkauft werden. Da hat sie ein paar Zimmerchen gemiethet, die hat sie ausgeputzt — mit nichts, mit so viel wie nichts, wenn von Kosten die Rede ist. Aber sie sehen aus, als sollten sie die Prunkstuben unsrer prahlenden Kaufmanns-Damen verdunkeln. In ihren Wohnstübchen fällt die Morgensonne auf eine schöne Zeichnung, die sie nach einem Gemälde oder Kupferstich bei der Gräfinn machte; sie stellt die Wittwe vor, die ihr Schärflein den Armen giebt. Das Weib sieht so beschämt und demüthig und selig verklärt aus, und Christus daneben hat weder den heiligen Schein noch den honigsüßen Ausdruck, der ihn sonst so kenntlich macht, er sieht aus, als danke er fröhlich seinem Gott, daß es so gute Menschen gebe, wie diese schöne Wittwe. Dieses Bild, sagte sie zu mir, giebt Muth, wenn mir

einfällt, wie wenig Gutes ich thun kann. Die liebe edle Seele!

Ja, so steht es mit dem braven Kinde. Sie hätte in den letzten zwei Jahren zweimal heirathen können, und daß sie das ausschlug, thut mir weh. Der zweite Antrag gieng nach des Vaters Tod durch meine Hände. Ich redete ihr sehr zu, sie sagte mir sehr heiter: daß nicht ein thörichter Begriff von Treue gegen ihre erste Liebe sie abhielt, sondern ein wundes Herz, mit dem sie einen braven Mann nicht beglücken zu können hoffen dürfte. Dagegen läßt sich nichts sagen. In gewissem Sinn waren die beiden Freyer ihrer auch nicht werth.

Hiemit endigt mein Bericht. Mich alten Mann werden Sie nicht im Verdacht der Schwärmerei halten; was ich Vortheilhaftes von dem Mädchen sagte, ist, wenn Sie sich meiner Art noch erinnern, viel weniger, als sie verdient.

Eine Menge Gedanken, die ich noch hinzusetzen möchte, unterdrücke ich. Vielleicht verstehen wir beide uns besser, wie wir's gegen einander äußern, dann sind sie unnöthig. Der Himmel gebe Ihnen in allem Guten, was Sie vornehmen, Gedeihen, das wünscht von Herzen Ihr ꝛc. ꝛc.

De Sevre hatte den Brief in langen Zwischenräumen, die ein sehr ernstes Nachdenken ausfüllte, gelesen. Bei dessen Schluß ward sein Gefühl sehr lebendig. Ich hatte nicht wollen Uebels stiften, sagte er zu sich selbst, aber ich stiftete es. Diesen und jenen Umstand anders genommen, und ich veranlaßte eine unglückliche Ehe, und alle Demoralisation, und alles Herzeleid, das daraus folgt. Oder ich trenne die jungen Leute, wie ich jetzt that, und ein oder der andere Umstand geändert, so ward Carl ein Wüstling und Nancy ein verwahrlostes Mädchen. — Aber welchen Umstand denn anders? Hieng die Erhaltung ihrer beider Tugend von den Umständen ab? also von Zufällen? — Was ist denn Tugend? — Oder von den Eigenschaften ihres Gemüths, die ihnen eigen waren? die mich in dieses Verhältniß mit Nancy brachten? die mich vermochten, so gegen sie zu reden, so gegen ihn zu handeln? — Dann läge in ihnen die Ursache zu den Folgen, die meine Dazwischenkunft in ihrem Schicksal hervorbrachte. Ihre wär das Verdienst, und ich verdiente keinen Vorwurf, ich wär ein gleichgültiges Werkzeug zu ihrer Entwicklung gewesen. Aber ich wirkte mit

mit bewußtem Willen? ich war vor mir selbst kein unwillkürliches Werkzeug — ich that also Unrecht! — Ihre Thränen kommen über mich.

Diese Gedanken beschäftigten lange, und beschäftigten, seit der Zufall ihn wieder mit Carln zusammen geführt hatte, zum tausendsten Male de Gevres Gemüth. Sie machten ihn für die Zukunft sehr vorsichtig in dem Antheil, den er nehmen durfte, um seines Freundes Schicksal zu entwickeln. Die einzige Einwirkung, die er sich jetzt erlaubte, war sein Entschluß, Carln zu einer beschleunigten Rückkehr in seine Vaterstadt zu bewegen. Dann schien ihm seine Wiedervereinigung mit Hannchen nach dem Gange, welchen die Denkart beider jungen Leute genommen hatte, unfehlbar. Carl unterbrach sein Nachdenken, indem er ihn in dem Bosket aufsuchte. Nach drei Monaten habe ich endlich Briefe aus meiner Vaterstadt, sagte er mit einem Ausdruck von Verlegenheit und Unruhe. De Gevre war durch den Gegenstand, welcher ihn so eben beschäftigt hatte, sehr weich, er bot Carln die Hand und behielt sie, ihn sanft näher ziehend, in der seinen. Gute Nachrichten, mein lieber Charles, unser lieber Charles! —

Denn eben kam Lamoral gesprungen, und suchte mit seinem einen Arm beide Männer zu umarmen. — Nancy's Vater ist todt, sagte Carl, Nancy ist arm, verlassen. — Hier überwältigte ihn sein Gefühl, er warf sich an de Gevres Busen. Lamoral brach in einen Ausruf des Schreckens aus, wie er seines Freundes Thränen sah; er heftete einen dringenden Blick auf seinen Vater, aber seinen Wink verstehend faßte er sich, drückte Carls Hand mit aller Kraft und sagte zuversichtlich: der Vater wird dir helfen, Charles, frage du ihn. Dann gieng er langsam fort, um der Männer Gespräch nicht zu stören.

Dieses kurze Zwischenspiel hatte de Gevres Ansicht ganz verändert. Wenn er Carln verschwieg, daß ihm Nancy's Schicksal mit den rührendsten Umständen bekannt sey, mischte er sich dann nicht durch Unthätigkeit, so wie damals durch Theilnahme, in sein Schicksal? Sein lebhaftes Gefühl fand sich schnell mit seinem Verstande ab; ich kenne Nancy's Schicksal, rief er, und drückte Carln fest an seine Brust, hier lesen Sie, zürnen Sie dem Freund, wenn er es verdient, aber eilen Sie, glücklich zu seyn! Er gab ihm des Arztes Brief

und wendete sich dann schnell in eine Seiten-allee.

Nach einer halben Stunde begegneten sich beide Freunde, denn sie suchten sich beide. In Carls Gesicht lag Wehmuth, Heiterkeit, Zuversicht, aber die Hast seiner Worte und Bewegungen verrieth die Empfindungen, welche er durchgegangen war, und die ihn noch erschütterten. Was er, eh ihm de Gevre des Arztes Brief mittheilte, von Nancy's Schicksal wußte, rührte von einer trocknen Anzeige des alten Buchhalters her, der ihm meldete: der alte Well sey todt, die Vormünder seiner Hinterlassenen hätten sich bankerott erklärt, und die Wittwe befinde sich nebst der Tochter in sehr dürftigen Umständen. Mit heftigem Schmerz ergriff ihn der Vorwurf, daß er das drückende Schicksal dieser beiden Menschen verschuldet habe, daß Hannchen durch seinen beschränkten Sinn jetzt ihre Jugend in Dürftigkeit verblühen sähe. Vergeblich zog sein Herz ihn zu ihr hin, er sah sich ganz von ihr entfremdet, und keine Wiedererstattung, die nicht drückend seyn mußte, für die Entfremdete, Verarmte. Die Erzählung des Arztes stellte ihm plötzlich alles in einem andern Lichte

dar. Hannchen, so wie er sie schilderte, das Urbild von Güte und Großmuth, war ihm nicht mehr fremd, sich ihr zu nahen, zu ihren Füßen alle seine Schwächen zu gestehen, ihr ein stilles, begnügsames Herz anzubieten, und die Unbilligkeit des Schicksals zu vergüten, indem er das Glück seiner Zukunft sicherte, fühlte er sich plötzlich den Muth; freudig rief er seinem Freunde entgegen: Ich gehe nach Deutschland, ich gehe, ein Glück zu suchen, das ich vielleicht nicht verdiene, nach dem zu streben ich aber dennoch Zuversicht habe. — Und Sie werden es finden, antwortete de Gevre mit freudiger Bestimmtheit, denn Sie bedurften nur den jetzt eingenommenen Standpunkt, es zu erkennen.

Hand in Hand giengen die Freunde zu Frau von Gevre, und meldeten ihr Carls Entschluß. Sie war ihres Mannes Vertraute gewesen, sie wußte schon den Inhalt des Briefs, der jetzt seinen Entschluß bestimmte, und ohne sich näher zu erklären, drückte ihr in Thränen glänzender Blick ihre Theilnahme und ihre Bekümmerniß über seine nahe Abreise aus. — Lamoral hörte still zu, saß still neben seinem Liebling, sein dunkles Auge

flammte, seine Wangen glühten. Weinen wollte er nicht. Wie eine Pause in dem Gespräche statt fand, stand er auf, stellte sich, die abgestorbne Hand im Busen, fest vor Carln hin, und fragte mit gefaßtem Ton: Du wirst also glücklich seyn, fern von uns? — Er wird es! rief der Vater — Wir wollen für ihn beten! die Mutter. — Ich will es versuchen, mein Lamoral, sagte Carl tief bewegt, und schloß den edeln Knaben fest an sich. Der Kleine erwiederte die Liebkosung nicht, sondern fragte weiter: und wenn es nicht geht, kommst du wieder? — Dann komm ich wieder, antwortete Carl und reichte dem Kinde die Hand. Du hörest es, Vater, Mutter, er kommt dann wieder. Mit festem Blick schüttelte er Carls Hand, und gieng dann gefaßt an seine gewohnten Geschäfte.

Carls Abschied aus dieser Familie muß gefühlt werden, ohne daß wir seine nach seiner Freunde Empfindungen schildern. Auch über das Mißvergnügen des guten Raddaks eilen wir hin. — Er hatte seines Freundes Ankunft zu Ende des Herbstes mit Sicherheit entgegen gesehen, er stellte sich die Freude vor, ihn erträglich hergestellt an allem Genuß, den das unermeßliche Paris seinem

leichten Sinn und seinem Künstlergeschmack bot, Theil nehmen zu sehen, als er die Nachricht seiner Abreise auf dem kürzesten Wege nach Deutschland erfuhr. Carl fühlte mit warmem Herzen allen Dank, den Raddaks treue Freundschaft verdiente, aber der Vertraute seiner innigsten Gefühle, seiner jetzigen Hoffnungen konnte er nicht seyn, jetzt nicht mehr. Sein Geist war nun zu einer Reife gelangt, wo er alles Gute mit Liebe umfieng, aber sein Heiligstes, und das war sein Band an Nancy, nicht mehr dem Mißverstand aussetzen konnte.

Carls Vater konnte der Freude, den einzigen lang entbehrten Sohn wieder zu sehen, nicht widerstehen. Sie entriß ihm plötzlich die Brille des Vorurtheils, durch welche er sich vorgenommen hatte, jede Veränderung an ihm zu betrachten. Er mußte gestehen, dieser ruhige, sanfte, einfache, feste Mensch, der so bereitwillig in jedes Gespräch eingehe, der von einem jeden lernen zu wollen schien, und doch über alles etwas Neues, Gescheutes zu sagen wußte, der sey ein ganz anderer Mann als der ehemalige, der bald faul, bald faselicht, bei ernsthaften Dingen stumm, bei geringfügigen streit-

süchtig, ihm immer Anlaß gegeben hatte, die Verkehrtheit der heutigen Jugend zu beklagen. Wenn er ihm seine Tabaksdose holte, oder der alten Base den Strickkorb ungebeten brachte, und ihr von schönen Kirchen, oder den reformirten Gemeinden in der Provence erzählte, oder den Obstdörren bei Marseille — dann sah er ihn mit vergnügten Augen an, und dachte: so waren die jungen Leute zu meiner Zeit! Das Alter ehren, die Schwäche schonen — so ist heut zu Tage keiner wie mein Carl! — Carl trat sogleich mit einer Einsicht in seinen Geschäftskreis wieder ein, der dem guten Alten bewies, daß die verfloßnen Jahre und das verreiste Geld in der Zukunft seinem Handel wuchern würden. Was weiter mit Carln geschah, ist zu einfach, um weitläuftig erzählt zu werden, und zu schön und rührend, um in dürrem Abriß Genüge zu thun. Nicht Leidenschaft, sondern ein Gefühl, das auf das Bewußtseyn von Hannchens Werth gegründet war, lehrte ihn die Vereinigung mit ihr, als die Erfüllung ihrer beider Schicksals, anzusehen. Daher bekämpfte er auch seine Sehnsucht, sogleich in den ersten Tagen seiner Rückkehr zu ihr zu fliegen. Auch wollte

er sich vorher erst in seines Vaters Achtung und Vertraun so festsetzen, daß er von seinem Widerspruch nichts mehr zu befürchten habe. Eine reiche Schwiegertochter war ehemals sein Augenmerk gewesen; er mußte ihm beweisen, durch seine Betriebsamkeit den Mangel an Eingebrachtem ersetzen zu können. Doch bald nahm er wahr, daß dieser alte Mann nicht so unempfindlich gegen seine alten Verhältnisse war, wie er sich und andern wollte glauben machen. Schon bei des alten Wells Tode that ihm das Herz weh; er konnte sich nicht verheelen, durch seinen Rücktritt aus ihrem Handelsverband seinen Wohlstand niedergeworfen zu haben, wie aber die Wittwe arm ward, war sein Unwille gesättigt, er wollte sich durch Mitleid mit den Ueberlebenden, und billiges Urtheil über den Todten, Reue ersparen. Gern ließ er sich nun von dem Arzt, von dem alten Buchhalter, Hannchens Verdienste rühmen. Recht, sagte er, recht, das bringt Segen. Der Eltern Gebet für die Kinder ist wie der Frühlingsregen für die Saat. Fehlt der, so hilft kein Sonnenschein und Thau. Carl war angenehm überrascht, wie er diese Aeußerung erfuhr. Er sah ihren Zusammenhang voll-

kommen ein, und baute darauf seine Hoffnung, seines Vaters Zufriedenheit mit seinem Glück zu vereinen.

Es waren nun schon verschiedene Tage seit seiner Rückkehr verflossen, er glaubte jetzt seine Lage übersehen, seines Vaters Stimmung berechnen zu können, und setzte den nächsten Tag zu seinem ersten Besuch bei Hannchen fest. Er wollte ohne alle Mittelsperson sich an ihr Herz wenden, selbst des redlichen alten Arztes Theilnahme war er ausgewichen, so deutlich er von dem treuherzigen Wohlwollen, welches er ihm bei seinem ersten Wiedersehen bezeigte, hoffen konnte, von ihm bei Hannchen vertreten zu werden. Seitdem sah er ihn nur einmal, und fand sein Betragen verändert, er schien ihn mißtrauisch zu beobachten, und dieses befremdete Carln nicht, denn er konnte seine Gründe, warum er Hannchen noch nicht aufsuchte, nicht errathen. Carls Brust hob sich ahndungsvoll bei der nahen Entwicklung seines Schicksals, er verließ sein Haus bei der eintretenden Dämmerung, um auf einsamem Spaziergang seinen Gefühlen nachzuhängen. Es war ein schöner Spätherbst, ein blauer Nebel hatte sich gegen Sonnen-

untergang niedergelassen, und breitete sich wie eine leichte Decke allmählig von den Hügeln ins Thal herab. Auf allen Wegen begegnete er Bürgersleuten und Taglöhnern, die ihr Gartengewächs für den Winter-Vorrath in die Stadt brachten. Manches gewohnte Gesicht, manche Gestalt früher Jahre gieng an ihm freundlich grüßend vorüber. Einzeln stieg auf den Feldern hie und da ein rothes Flämmchen auf, wo Feuer zum Verbrennen von dürren Pflanzen angezündet waren, der Rauch senkte sich mit dem Nebel vermischt auf die Fluren, und die feuchte Luft führte Carln einen Geruch zu, der seine frühere Kindheit in lebendiger Erinnerung aufrief. Still und wehmüthig gieng er neben neuen Umzäunungen hin. Ein Gemeindsplaz war erst seit seiner Abwesenheit zu Gärten vertheilt worden. Sonst gieng da ein Weg durch nach einem Wäldchen, wo er oft als Knabe am Ufer des Flusses Kiesel geschleudert hatte. Er trat in eine Umzäunung, um diese Richtung durch die abgeräumten Gärten zu verfolgen. Im Hintergrunde des Gartens standen zwei Frauenzimmer, die einem Mann zusahen, der Gartengewächs auf einen Karren lud. Der Mann schien alt und konnte

es nicht allein bewerkstelligen, eines der Frauenzimmer suchte ihm zu helfen. Der Auftritt gieng stillschweigend vor sich, der Abend war schon so gesunken, daß Carl kein Gesicht unterschied, aber schnell hinzueilte, um statt des wohlgekleideten Frauenzimmers dem Taglöhner Handleistung zu thun. Diese sagte ihm einige Worte, die er nicht verstand, denn er vernahm nur ihre Stimme. Es war Hannchen. Herr Aicha! Sie hier! rief zugleich ihre Gesellschafterinn, in welcher er die Commerzienräthinn erkannte, deren Stimme aber ein plötzliches lautes Weinen unterbrach. Daß Carl sie beim ersten Wiedersehn unter Umständen fand, welche die Veränderung ihrer Lage so deutlich bezeichneten, überwältigte die Fassung der armen Frau. Ihre Thränen zogen die beiden jungen Leute von sich selbst ab, und machte den ersten Augenblick ihres Wiedersehens zu einem gemeinschaftlichen Ausdruck des Wohlwollens für die gute Mutter, deren Schmerz sie beide verstanden. Ohne des Weges, der sie manches Jahr getrennt hatte, zu gedenken, standen sie als Geschwister neben einander, und trösteten die weinende Mutter. Zwar zitterte Hannchens Stimme, zwar

verstummte Carls Mund, indem ihre Hände sich berührten, wie sie beide liebkosend der Weinenden Hand fassen wollten, aber die Form, in der sich ihre Empfindung aussprechen sollte, war gefunden. Carl führte die Mutter nach Hause, Hannchen gieng nicht an seiner Seite, sie sprach nicht, sie schien sogar das Gesicht abzuwenden, denn sehen konnte er sie in der Dämmerung nicht mehr. Die Mutter sagte vieles mit Herzensergießung, wie das Alter thut, wenn die Erinnerung der Vergangenheit in ihm erweckt wird. Von ihres Gatten Tod, von dem stillen Glück, das sie ihrer Tochter jetzt danke, und indem Hannchen hier ein paar liebe kindlich bescheidne Worte aussprach, hörte Carl an ihrer Stimme, wie weich ihr Herz sey. Sie kamen bei der Commerzienräthinn Wohnung an, Carl stieg ungefragt mit ihnen die Treppe herauf, und betrat das Zimmer, welches er aus des Arztes Brief an de Sevre schon zu kennen glaubte. Er war jetzt in einiger Verlegenheit: ob er seinen Besuch für heute abbrechen sollte? allein sein Herz schrieb ihm seinen Weg vor, und er blieb. Auch die Mutter war befangener, sie gerieth aber bald in Erzählung ihre Geschäfte be-

treffend. Hannchen war sogleich nach ihrer Nachhausekunft von der Hausmagd abgerufen worden, er sah an einigen Gängen, die sie durchs Zimmer that, an Schlüsseln, die sie holte, daß sie wirklich Hausgeschäfte hatte. Nun kam sie herein, setzte ein Tischchen an den Sofa, nahm Arbeit, und bald hatte sich mit der Mutter und Carl eine kleine Gruppe gebildet, die es zu vergessen schien, daß es ihnen neu war, zusammen zu seyn. Die Commerzienräthinn fragte nach Carls Reisen. Er erzählte viel, erzählte mit Wärme und vielfachem Sinn, denn der Gegenstand beschäftigte ihn, und die Beziehung, die jedes Wort auf den jetzigen Augenblick hatte, ward immer lebhafter in ihm. Er fühlte, daß diese Erzählung ihm selbst ausspreche, was er geworden war, seit der Zeit, die zwischen ihm lag, und dem theuern Geschöpf an seiner Seite. Er fühlte aber auch, daß in dem, was er verschwieg, so viel mehr lag, als in dem, was er erzählte. Hannchen hörte stillschweigend, aber mit unverholener Theilnahme zu, und im Fortgang des Gesprächs wendete sich ihr Blick oft flüchtig, aber mit geistvoller Freude auf Carln. Aber Ihr Arm, lieber Herr Aicha, unterbrach die

Mutter, eine Beschreibung, die Carl von der Ankunft eines Algierer Schiffs im Haven von Marseille machte, in Marseille ist Ihr Arm krank geworden? — In Nimes. — Aber in Marseille sind Sie vom Seebad geheilt? — Nein in Barrege. Hier überraschte ihn de Sevres Bild, und mit ihm seine Wünsche und Hoffnungen. Unwillkührlich richteten sich seine Augen mit der ganzen Zärtlichkeit, die sein Herz bewährte, auf das theure Mädchen, er begegnete ihrem Blick, den jetzt Mitleid mit den Leiden, die ihm sein Arm verursacht hatte, belebte. Carls Fassung war dahin, er stand auf, gieng durch das Zimmer, und blieb, ohne daran zu denken, vor der Zeichnung der Wittwe stehen, die ihr Schärflein den Armen giebt. Eine plötzliche Spannung seiner Gefühle ergriff ihn, er kehrte zu Hannchen zurück, sank vor ihr auf die Knie und rief durchdrungen: Wie Sie die Meine seyn wollten, war ich Ihrer nicht werth, wie Sie mich verwarfen, ward ich sehr elend, aber die Zeit ist nicht ganz vergeblich für meine Beßrung verflossen, — wollen Sie — wollen Sie ein geläutertes Herz als Ihr Eigenthum erkennen? — Hannchen hatte keine Worte. — Ge-

ben Sie meinem Leben wieder einen genügenden Werth! bat er durchdrungen, und hielt das Gesicht auf ihre Hand gebeugt. Die Mutter sah erstaunt zu, Hannchen weinte sanft. Die kurze Stille war wie der Augenblick, welcher dem Sonnenaufgang vorhergeht. Ahndung des belebenden Lichtes! — Ist das keine Ueberraschung Ihres weichen Herzens? fragte Hannchen mit einem unaussprechlichen Ausdruck, der den Worten jeden Vorwurf benahm. — Es ist erlangtes Ziel, nach dem ich strebe, seit meine Thorheit mich von hier forttrieb, das ich mit Sehnsucht verfolge, seit Armand, der meine Vernunft zuerst verwirrte, mir die helle Ansicht meiner selbst verschafft hat. — Armand? rief Hannchen, und fand keine Worte mehr zu fragen — Armand zeigte mir vor drei Jahren, daß ich Ihrer nicht werth sey, ich verließ ihn vor vier Wochen, und er bewies mir, daß ich Muth haben müsse, von Ihnen mein Glück zu erbitten, Ihnen mein armes ... ganzes, ganzes Herz darzubringen.

Sie waren vereint, und der Mutter Gebet segnete den Bund. Der alte Aicha ward überrascht, wie Carl ihn um seinen Beifall zu seiner Heirath

bat. Aber zwei Gründe wirkten auf ihn: Sein Gewissen, das ihm Härte gegen seinen alten Freund, Hannchens Vater, vorwarf, und die Achtung, die sich Carl bei ihm erworben hatte. Seine Zustimmung ward nicht großmüthig, aber willig gegeben, wie er aber Hannchen wieder sah, wie sie mit einer Kindlichkeit, die mehr Liebe für Carln ausdrückte wie tausend an ihm verschwendete Liebkosungen, um seinen Segen bat, lobte er Gott fröhlich, und sah wohlgemuth in sein graues Alter hinab, das nun von Kindern und Enkeln umgaukelt werden sollte.

Hannchen und Carl sind glücklich. Jeder neuer Zug, dem sie sich aus dem Gemälde ihrer Vergangenheit anvertraun, fesselt ihre Herzen fester an einander, sie erkennen in jedem nur Annäherung zu dem Ziel, das sie jetzt erreicht haben. Gütig hat das Schicksal Carln die traurigste Folge seines Treuebruchs gegen den guten Jasinsky durch Euphrosinens schnelle Rückkehr zur Tugend erspart, denn seine Briefe entwerfen ein rührendes Gemälde häuslichen Glückes.

De Sevre findet erst jetzt sein Bewußtseyn ganz mit seinen Grundsätzen im Einklang, seit

seines Freundes Frieden gesichert ward. Lamoral schreibt mit seiner linken Hand, daß ihm sein Vater versprochen habe, in Aicha's Comptoir seine ersten Handelskenntnisse erlernen zu dürfen. Hannchen drückt mit Freudenthränen ihres Carls kranke Hand an ihre Brust, weil sie es war, die ihn zuerst mit dem holden Knaben bekannt machte, der, ein liebliches Werkzeug des Schicksals, die erste Veranlassung seiner Rückkehr zu ihr ward. Raddak war der erste Zeuge ihres Glücks aus der Zahl der entfernten Freunde, er genoß begeistert das wohlthätige Schauspiel, und bei seiner Abreise hieng er Hannchens Zeichnung von der wohlthätigen Wittwe gegenüber, das Bild des mildesten Weisen, wie er ausruft: Wahrlich ich sage euch: es ist mehr Freude im Himmel über einem Sünder, der Buße thut, als über neun und neunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.

Mehr Glück als Verstand,

eine

Erzählung in Briefen.

Von F. L. Huber.

Ich möchte wohl wissen, sagte Natalie B., wie man es aufgenommen hätte, wenn dem Verfasser von Werthers Leiden eingefallen wäre, in der neuen Ausgabe Werthern mit dem Leben davon kommen zu lassen —

Hilf Himmel, welcher Gedanke! rief Clemens.

Warum? fragte Natalie — Ein Dichter kann sich ja mit der Zeit über das Schicksal seines Helden eines anderen besonnen haben.

Schwerlich, meinte Rudolf, sobald es ein rechter Dichter und ein rechter Held ist. Der Held, den der Dichter nach einem Dutzend Jahren in einer

neuen Ausgabe eben so gut leben lassen könnte, als er ihn sterben ließ — möchte mit genauer Noth zur neuen Ausgabe gelangt seyn. Sagt nicht Diderot irgendwo: in einem guten Roman sey mehr Wahrheit als in der wahrsten Geschichte? Das mag die Ursache seyn, warum ein lebendig davon kommender Werther nicht weniger undenkbar wäre, als etwa ein Julius Cäsar, der das Kapitol mit heiler Haut verließe.

Natalie lachte: Da hätte ich also die poetischen Herren wieder vor den Kopf gestoßen, und thue wohl am besten, wenn ich meiner prosaischen Zunge diesen Abend Stillschweigen auflege.

Nicht doch, liebe Natalie, sagte Clemens — Wenn Sie gegen unsre poetischen Steckenpferde zu Felde ziehen, so müßten wir irgendwo gegen die Poesie in ihrem innern angestoßen haben, und es ist billig, daß wir unsre Strafe leiden. Lassen Sie sich also nicht stören; denken Sie sich Werthern frisch und gesund — wenn Sie wollen, auch von seiner Liebe geheilt —

Je nun! fiel Natalie ein — das hätte vielleicht so schwer nicht gehalten, wenn er sich nicht zur rechten Zeit erschossen hätte.

Herr B. sagte leise zu Clemens: Heute ist sie im Zuge zu blasphemiren!

Clemens fuhr fort: Warum hätte auch nicht allenfalls Lotte eben so gut Hauptperson seyn, und sterben können? — Oder gar Albert?

Hauptperson seyn, und sterben, ist zweierlei, sagte Natalie — Wenn ich mir Lotten mit bestimmteren Zügen, mit einer eigenen, andern Geltung denke, als die sie durch die Liebe des erhabnen Gecken erhält —

Das ist eine Schönheit des Gedichts! rief Rudolf.

Sage ich das Gegentheil? — Ich kann mir aber in dem gewöhnlichsten Weibe, sobald es nur möglich ist, daß sie Liebe errege und empfinde, eine Lotte denken. Hingegen ein Charakter, der mehr Außerordentliches, der eine kühnere Selbstständigkeit hätte, würde in Lottens Verhältniß —

Gewiß Werthern um Vieles anders modifiziren, fiel Clemens ein.

Ah, sagte Natalie, um Werthern bekümmre ich mich nun einmal am wenigsten — Aber Lotte, diese Lotte, was würde sie wohl anfangen? Wie würde es ihr ergehen?

Ich riethe wirklich, nahm Herr B. das Wort, daß wir dieser veränderten Lotte, meiner Frau zu Gefallen, auch einen andern Albert gäben, einen Albert ohne Zwar und Aber, der sich dazu schickte, wie Vetter Clemens vorschlug, allenfalls auch Hauptperson zu seyn —

O weh! seufzte die muthwillige Minette — Das gäbe in allewege einen langweiligen Roman!

Ei, ei, Minette! sagte der Major S., indem er drohend den Finger aufhob, und Minette ward roth. Der Major saß bei'm Schachbret; während sein Gegner sich viel Zeit nahm, einen Zug zu überlegen, hatte er zugehört, und war gegen das Ende der Unterredung aufmerksamer geworden. Er stand auf: Was geben Sie mir, Natalie, wenn ich Ihnen eine Lotte und einen Albert nach Ihrem Sinne schaffe?

Wie verstehen wir das, lieber Major? fragte Natalie.

Die jungen Leute lachten. Nun, sagte Rudolf, der Major wird doch nimmermehr einen Roman in petto haben —

Ich glaube wahrhaftig, antwortete der Major, ich könnte noch eher auf meine alten Tage einen

Roman spielen, als einen schreiben. Aber im vollen Ernste, ich zähle unter meine liebsten Freunde einen Mann und ein Weib, die eine Zeit in ihrem Leben hatten, wo er so ziemlich ein solcher Albert, und sie eine solche Lotte war, wie Sie jetzt Lust haben mochten sich zu denken. Von dieser Zeit habe ich sprechende Aktenstücke in Händen, die ich morgen mittheilen kann — Neugierig bin ich, was Natalie dazu sagen wird, und es ist Manches darinn, das den ledigen Personen von der Gesellschaft zu Nutz und Frommen gereichen kann —

Natalie und alle Uebrigen freuten sich auf den folgenden Tag. Ein Schach dem König! rief den Major zu seinem Spiele zurück, aber am andern Tage erschien er mit den versprochnen Papieren.

I.

Juliette von L. an Julius von H.

Was war Ihnen gestern Abends? — Sie haben mich gekränkt, in Verlegenheit gesetzt. Ich fürchte wirklich, als ich von meiner nahen Verbindung mit Herrn von T. sprach, etwas Unschickliches in meinem Tone gehabt zu haben. — Ich bin mir bewußt, daß ich ein wenig linkisch dabei aussehe: vielleicht

giebt mir das einen falschen Anstrich. Aber ich bitte Sie, machen Sie mich's nicht bereuen, daß ich natürlich und offen gegen Sie war, daß ich die Freiheit meiner Lage benuzte, um einen angenehmen Umgang zu genießen, ohne gleich durch Leidenschaft und Intrigue und Vorsicht gescheucht zu werden. Diesen Abend erwarte ich Sie zum Vorlesen — ich nehme keine Weigerung an, ich verlange das Opfer Ihrer Faulheit.

2.

Julius an Juliette.

Sie verlangen das Opfer meiner Faulheit, gnädiges Fräulein? — Sie verlangen mehr als das: was Sie verlangen, ist das Opfer meines ganzen Gefühls. Sind Sie wirklich so unbegreiflich, unbefangen? wissen Sie wirklich so wenig, was man in Ihrer Nähe empfindet? — Es war unbarmherzig, ja es war unvorsichtig, so mitten unter den Menschen mir das Geheimniß zu entdecken. Wenn nun das Gefühl, das mir das Herz zusammenzog, das mir's unmöglich machte, wieder Sinn in meine Reden zu bringen, laut ausgebrochen wäre, wenn ich die liebe Hand, die so leichtsinnig die Nelke an meine Brust steckte, ergriffen, und gerufen hätte:

Juliette, warum betrogen Sie mich? — Aber beruhigen Sie sich, mein Fräulein. Ich bin wieder zur Vernunft zurückgekehrt. Was mir bevorstand, wußte ich, eh' ich Sie sah. „Kennt sie nur erst!" sagte mehr als einmal Ihr alter Mentor zu mir. Und

„Wie
„Hat er so wahr gesagt: Kennt sie nur
erst!"

Als der Augenblick nun kam — Fräulein, ich brauchte es nicht zu wissen, daß Sie durch die Wünsche beider Familien dem Herrn von T. bestimmt waren; ich war ohnehin überzeugt, daß ich ohne Ansprüche vor Sie treten müßte. Arm, fremd, gelähmt an meinen schönsten Kräften, wäre ich ein Rasender, wäre ich Hochverräther an der Natur, wenn ich Sie anders anschaute, als der Maulwurf die Sonne, an der er einen Augenblick sein finsters Daseyn erwärmt, um dann zurückzukriechen in das enge dumpfe Loch, das ihn lebendig begräbt. Ihm fällt es nicht ein, sich mit dem Adler zu messen, der zu dem ewigen Glanze hinanstrebt! — So gönnen Sie mir dann immerhin den lichten Punkt in meiner armseligen Existenz, den mir ihre Nähe gewährt.

Noch einige Wochen, und Sie vergessen über der Ankunft Ihres glücklichen Bräutigams alle die andern Wettläufer, deren Hoffnungen er in den Staub tritt. Sie vergessen dann auch mich, der sich nicht einmal auf die Bahn wagte. Fallen Ihnen indessen Thränen ein, die Sie fließen sahen, und nicht zu trocknen vermochten, trübt je eine solche Erinnerung Ihr schönes Auge, so gedenken Sie auch der Seligkeit, die mich jedesmal durchdrang, wenn ich einen Blick in Ihr reines, offenes Herz that —

Ich werde kommen, und vorlesen; ich werde jeden Augenblick genießen, den Sie mir schenken wollen. Es liegt eine lange, leere Zukunft vor mir, in welcher mir nichts als Erinnerung übrig bleiben wird: desto unersättlicher muß ich mit der Gegenwart geizen.

3.

Juliette an Julius.

Ich bitte Sie, lassen Sie uns Bestimmtheit in ein Verhältniß bringen, dessen Fortsetzung, wenn es so bliebe, peinlich seyn würde. Ich dachte, Sie gestern Abends allein zu sprechen, und wollte Ihnen Vieles sagen. Am Ende ist es aber auch besser, ich schreibe; ich meyne kälter dabei zu bleiben. Ihr

Billet hat mich lebhaft bewegt. Ich that Ihnen weh? — Julius, das wollte ich nicht! Es geschah wider meinen Willen. Meine Absicht war überhaupt, daß eine beschlossene Sache gleichgültig gesagt, und dem ersten Anlauf von Verwunderung, Fragen, Glückwünschen, damit vorgebaut werden möchte; darum that mir die Tante den Gefallen, meine Heirath so gelegentlich kund zu thun. — Ich habe meine Hand ohne Liebe wie ohne Widerwillen hingegeben. Herrn von T. sah ich zweimal in Gesellschaft, wie mir nicht einfiel, daß ich ihm jemals näher angehören könnte. Ich kenne ihn so gut wie gar nicht. Er wird für einen sehr achtungswürdigen Mann gehalten; er hat Vermögen, er ist auf dem Wege, nützlich, ja sogar wichtig zu werden. Ein vorzüglich gebildeter Mann hat es mir geschienen; aber er hat, als wir zusammenkamen, weiter nicht auf mich geachtet, was auch ganz natürlich war, denn ich hatte damals etwas im Kopfe, dessen ich, da ich es für nichts Böses hielt, kein Hehl hatte. Es war gerade wie mein Vetter L. abreis'te — Sie haben ihn ja öfters in unserm Zirkel nennen gehört. Seine Liebe war mir immer lästig gewesen; aber seine männliche Ergebung und sein

tiefer Schmerz, als er von hier weggieng, rührten mich unendlich. Ich glaube in der That, ich hätte ihm endlich Liebe vorlügen, und mein Mitleiden selbst für Liebe halten können; wenigstens beschäftigte mich damals der Vetter L. so lebhaft, daß Herr von T. mir sogar Aufmerksamkeit hätte bezeugen können, ohne daß ich es gemerkt hätte.

Mein Vater that mir seinen Willen — nein, seine Wünsche, kund. Er gab mir Gründe an, die ich als gut erkennen mußte. Ich habe dich, sagte er, zu einem freien Geschöpf erzogen; unzählige kleine Rücksichten, die dein Geschlecht in der ersten Jugendzeit binden, habe ich dir erlassen. So wie ich dich deinen Geist ausbilden ließ, kannst du dich den Banden der Sitte ohne Täuschung unterziehen. Du weißt, was die Ehe von dir fordert; sieh zu, ob du es leisten kannst. Liebtest du den Herrn von T., so würde mir die Sache desto angenehmer seyn. Ich fände es aber thörig, zu warten, bis sich etwa ein Mann fände, den du liebtest, und der dein Freier würde, da sich jetzt ein in jeder Rücksicht so vorzüglicher Mann meldet, der ebenfalls ohne Leidenschaft dir seine Hand anbietet. —

Dagegen hatte ich nun schlechterdings nichts ein-

zuwenden. Auch wüßte ich nicht, was jemals dagegen eingewendet werden könnte. Zu der Erziehung, die mir mein Vater gegeben hat, mag der Grund in seiner Lebens- — vielleicht in seiner Ehe-Geschichte liegen. Meine Mutter starb so früh, daß ich keine eigentlich vernünftige Erinnerungen von ihr habe. Ich war einzige Tochter; man ließ die Tante kommen: sie machte die Honneurs vom Hause, und ich wurde ihr für allen weiblichen Unterricht übergeben; aber meinen Kopf bildete mein Vater, oder vielmehr er ließ ihn gewähren, und hielt nur die gewöhnliche Bildung von ihm ab. Ich las, hörte kluge Leute reden, las wieder, fieng an zu denken, zu empfinden. Warum mit meiner Empfindung die Furcht, durch sie in Gefahr zu gerathen, zugleich erwachte, weiß ich so eigentlich nicht. Mein Vater hatte keinen Theil daran: er sprach oft von der Heftigkeit meines Kopfs, nie von der meines Gefühls. Die vielen Romane, die ich las, und die vielen, die ich um mich her spielen sah, haben zusammen die Wirkung gehabt, daß ich nie selbst einen Roman spielen mochte. Jene interessirten mich so sehr, und diese, mit ihren Helden und Heldinnen, waren so alltäglich und abgeschmackt, daß ich einen

heiligen Abscheu vor allen Romanen in der Wirklichkeit bekam: Dazu kam auch die Unmöglichkeit, meinen Stolz zu Heimlichkeiten herabzulassen. Ohne Rendezvous und geheime Botschaften wäre es doch nicht abgelaufen: dazu konnte ich mich nicht entschließen!

Nun fanden sich Männer, die mich bewunderten, die mich liebten. Ich nahm mir fest vor, keinen zu lieben, und ich habe es gehalten. Lebhaft interessirten mich ein Paarmal Gefühle, die man für mich hatte; ich bestritt sie nicht, ich gab mich nicht für unempfindlich aus, aber es hätte auf Romane hinauslaufen müssen: einmal war es ein Mann, dessen Familie meines Vaters neuen Adel nicht anerkennen konnte; das anderemal machte das Vermögen ein unübersteigliches Hinderniß. Beim Vetter L. hatte es in meinem Herzen vollends keine Gefahr. Ueberhaupt aber, wenn man mir eine Leidenschaft zeigte, die ich erregt hatte, so hielt ich das für kein Wunder und für kein Unglück, und behandelte es mit Offenheit gegen den Mann, dem ich gefiel, und mit Vertrauen auf mich selbst. Mein Verstand arbeitete bei diesen Gelegenheiten zu lebhaft, um meiner Eitelkeit

zu großen Spielraum zu lassen. Ich überredete mich nicht leicht, daß es wirklich Leidenschaft wäre, was man für mich empfand, und wenn ich es dafür annahm, so fiel mir nie ein, diese Leidenschaften für etwas Ueberschwengliches, Ewiges zu halten: ich hielt sie — eben für das was sie waren.

So wenig Weib, über Bewunderung zu zürnen, war ich nicht, und wollte es nie seyn. Das aber wollte ich: daß der Mann, dem ich gefiele, selbst dabei gewönne; daß ihm alles Gute um so mehr gefiele. Diesen Willen glaube ich nie dem Verlangen, Eindruck zu machen, der Liebe zur Herrschaft, aufgeopfert zu haben. Freilich vermischte sich das Interesse, das ich in dieser Rücksicht für Menschen empfand, die man unter meine Anbeter zählte, mit den Eigenthümlichkeiten, mit den Unarten meines Charakters: es wurde heftig, gebieterisch, zuweilen muthwillig; es konnte — ich gestehe es — dann und wann wie Koketterie aussehen. Allein mit gleichgültigen Menschen kam ich nie in diesen Fall; wenn ich tyrannisirte, war ich gewiß selbst in einiger Gefahr, einen Herrn zu bekommen, und mich rettete nur die Ungeschicklichkeit der Leute, die, weil sie in der Leidenschaft

handelten, mir bald Blößen zeigten, und mich, weil ich nur gefühlvoll, und nicht leidenschaftlich war, damit verlezten.

Nachdem ich auf diesem Wege die Liebe kennen lernte, ohne sie selbst zu empfinden, habe ich meine Hand ohne den geringsten Widerwillen versprochen. Es ist nun entschieden, daß ich ohne Liebe leben werde. Um so weniger denke ich, an der Freiheit meines Wesens etwas zu ändern. Um so weniger werde ich mich scheuen, Theilnahme — wollte ich nicht streng wahr gegen mich und Andere seyn, so könnte ich es Freundschaft nennen — zu empfinden, wo sie mir eingeflößt wird. Herr von T. soll ein Mann ohne Vorurtheile seyn. Er liebt mich nicht: mein Loos mit ihm ist leicht vorherzusehen. Ich werde seine Achtung zu erwerben wissen, und im Besitz dieser Achtung mit der nämlichen Offenheit fortleben, die bis jezt in allen meinen Handlungen lag. Und mir genügt nicht allein ein zahmes Bewußtseyn, nichts zu verheimlichen; nein, auf den Troz der Wahrheit mache ich Anspruch. —

Sollte ich falsch gerechnet haben, sollte er ein engherziger Mensch seyn, der, ohne mich zu lieben, nicht zugäbe, daß ich für andre Menschen etwas

fühlte — wohl, so gebe ich der Nothwendigkeit nach, beschränke mich auf mich selbst, meinen alten Mentor, meinen Hund. — Doch das ist gottlos geschwatzt. Darum ist ja zur Ehe keine Liebe nöthig, weil die Ehe Pflichten hat; auf diese Pflichten würde ich mich beschränken — gern und willig beschränken. Welkt nicht so manche Rose, eh' sie sich entfaltete?

Freilich wäre noch ein dritter Fall möglich — daß T. mich liebte; daß er mich liebte, nachdem er mich kennen gelernt hätte. Das wird aber nich geschehen. In's Ohr kann ich Ihnen sagen: er hat in B. eine Italiänerinn unterhalten, an der er sehr hängt, die ihn schon vor drei Jahren zum Vater machte. — Woher ich das weiß? — Nein, mein Herr! Ich plaudre viel, aber ich kann auch schweigen.

Ich hörte in R., daß Sie in unsrer Residenz angekommen wären. Mein Vater schrieb, er hätte den Sohn seines alten Freundes umarmt, ihn in seinem Hause aufgenommen. Die Tante schrieb, Herr von H. wäre bei dem Vater so wohl daran, daß ich eilen müßte, bald zurückzukehren, damit er mich nicht entbehren lernte; schon läsen Sie ihm

Zeitungen vor, giengen mit ihm spazieren — Ich war also vorbereitet, Sie mit Vertrauen zu sehen. Mein Vertrauen habe ich Ihnen, nach meiner Art, einfach und ohne Rückhalt gezeigt. Ich habe Sie wie meines Vaters Freund behandelt, und Ihr Schicksal hat mich weich gegen Sie gestimmt. — War unser Verhältniß nicht glücklich? Sollte meine Heirath früher Ihnen anvertrauen, als mein Vater für gut fand sie im Publikum bekannt werden zu lassen?

Das Aergste, was sich ergeben möchte, wäre also — daß Sie mich liebten. Nun! Sie werden es müde werden, insofern ich Braut eines Andern bin, und was ich Ihnen, außer meiner Liebe, zu geben vermag, wird Sie glücklicher machen, als eine Empfindung, mit der ich mich nicht befassen kann — nein, nicht kann, selbst wenn ich frei wäre. Hier also meine Hand. Ist T. der Mann, den man mir schilderte, so wird er der Dritte in unserm Bunde seyn. Wo nicht — so unterwerfen wir uns heiter der unabänderlichen Nothwendigkeit.

4.

Julius an Juliette.

Wenn ich dem Drange meiner Empfindung folgte, so würde ich nicht antworten auf Ihre geliebten Zeilen — lieber eilte ich zu Ihnen, um Ihnen zu sagen, daß nur Ein Wort in diesen Zeilen vor meinen Augen schwebt, in meine Ohren tönt, mein ganzes Wesen durchdringt — Julius, das wollte ich nicht! — Juliette! — Reinstes, einfachstes Geschöpf, das keines Dichters Fantasie je so schaffen konnte — Juliette, der Genius der sanften Menschlichkeit segne Sie für dieses Wort! Wenn ich ein Bösewicht gewesen wäre, wenn ich nach dem höchsten irdischen Glück, nach Ihrem Besitz gestrebt hätte — dieses heilige Vertrauen der Unschuld würde jeden, Ihrer unwürdigen Trieb aus meinem Herzen gebannt haben. Wären andre Weiber wie Juliette — ich darf Sie ja bei diesem brüderlichen Namen nennen? — es gäbe keine Verführer mehr unter uns. —

Tausendmal, ewig willkommen sey mir die dargebotene Hand! Solches Glück träumte ich nie, auch als ich noch Glück träumte. Seit einiger Zeit hatte ich auch dem Träumen entsagt. Das

Schicksal zürnte mir von der Wiege an. Nie lernte ich den süßen Namen Mutter sprechen; meine Mutter starb, eh' ich ihn zu lallen vermochte. Mein Vater sah in mir die erste Ursache ihres Todes, und er konnte mich nicht umarmen, ohne um sie zu weinen. Meine Schwester ward mein Theuerstes auf der Welt, mein Ideal, mein Alles. Sie liebte ich, sie betete ich an, und dieses Gefühl verschloß mein Herz jeder andern Liebe. Ich trat in die Frühlingszeit meines Lebens, als eine abscheuliche Krankheit meine Züge entstellte. Wäre mein Herz empfänglich gewesen, so würde ich vieler Philosophie bedurft haben, um allen Ansprüchen auf Gefallen zu entsagen. Als ich mich zum erstenmal im Spiegel sah, war es mein einziger Gedanke, daß meine Schwester ihren Julius nicht erkennen möchte. — Sie hatte die Blattern noch nicht gehabt; wir waren im Anfang meiner Krankheit von einander getrennt worden, so flehentlich sie auch gebeten hatte, mich pflegen zu dürfen. Als man mich für geheilt hielt, und Rosens Ungeduld keine Vorsicht mehr gelten ließ, lag sie in meinen Armen, küßte jede Narbe auf meiner sonst glatten Stirne. — Ach Juliette, sie

küßte den Tod von meinen Lippen! Ich sah sie leiden; entstellt, und fühllos gegen meine Verzweiflung sah ich sie sterben. — Ich fiel in ein hitziges Fieber: die Blüte meines Lebens war unwiederbringlich dahin. Mein Vater mußte nach Rosens Tode seinem Hause ein weibliches Oberhaupt geben, er heirathete wieder, ich wurde in die Welt geschickt. — Ich habe sie nun gesehen, genossen, die Welt — mit freiem Herzen betrat ich sie, mit kaltem Herzen kehre ich von ihr zurück; arm durch die fühllose Ungerechtigkeit meiner Stiefmutter, häßlich, rauh gegen die Menschen, weil die Menschen rauh gegen mich waren, arbeite ich nun daran — nützlich zu werden, nennt es Ihr edler Vater — ich nenne es ohne Erröthen: Brod zu finden. — — Welche höhere Seligkeit könnte ich dann erwarten, als in Ihnen die Freude meiner Jugend, meine Rose wiederzufinden? Was könnte ich mehr wollen, als Sie lieben, Sie anbeten zu dürfen, ohne Wünsche, ohne Mißgunst — wenn ich das häßliche Wort zwischen Ihnen und mir gebrauchen darf? Von aller Täuschung frei, werde ich keine Aeußerung Ihrer schönen Seele jemals für etwas anderes

nehmen als sie ist. Ich will nichts seyn, als der Spiegel Ihres Gemüths. Thäte ich mehr, als das reizende Bild aufnehmen, es Ihnen selbst zurückstrahlen — so bliebe es ewig in meinem Herzen verschlossen: keine weniger reine Stelle in dem Spiegel dürfte Ihr Auge verletzen!

Aber Ihr Brief enthielt mehr als jenes Wort voll Güte und Hoheit. Auch ohne dieses Wort wäre er noch das schönste Denkmal weiblicher Würde. Wie edel erscheint mir jetzt Ihr Betragen! Was ich Blinder für unbedachtsamen Muthwillen hielt, war Sicherheit der Tugend. — Aber seyn Sie dennoch vorsichtig, Juliette! Sie kennen den ganzen Werth — die Gefahr dieser unbefangenen Behandlung nicht. Weil Ihr Herz so ruhig schlägt, weil Ihnen die Materie nur Schleier der Seele ist, so können sie die armen Erdensöhne mit ihrem wilden Verlangen und ihren kühnen Wünschen nicht beurtheilen. —

Sie sind ein unendlich edles Wesen! Gestern, als der Fremde die leichtfertige Anspielung machte — ein anderes Mädchen, die diese Anspielung verstanden hätte, würde beschämt die Augen niedergeschlagen haben; eine ehrbare Frau hätte ge-

meint, ernst und strafend aussehen zu müssen. — Sie blickten den Menschen so hell, so ruhig an, vernichteten durch die Vernunft Ihrer Antwort seinen Witz so völlig! Er erfuhr im nämlichen Augenblick, daß Sie den Crebillon gelesen haben, und daß Sie der Inbegriff der Reinheit sind — aber der profane Obrist, der neben mir saß, flüsterte mir einen Wunsch in's Ohr, weswegen der glückliche T. sich vielleicht hätte schlagen können; aber der arme Julius mußte mit einem leeren Lächeln antworten, während der Zorn ihm den Athem versetzte. —

Juliette, noch einmal, bedenken Sie die Welt, in der Sie leben, und seyn Sie nicht so himmlisch unschuldig! — Legen Sie nicht, wenn ein schöner Gedanke Sie hinreißt, Ihre Hand so sanft auf meinen Arm — Sie sind sonderbar! Sie wissen doch dunkel, wo Gefahr ist — den kleinen Knaben wollten Sie nicht küssen; wie er sich an Ihren Hals klammerte, und wir entzückt über die Gruppe standen, errötheten Sie, obschon keiner von uns ein Wort sagte — Ihre Fingerspitze aber rechnen Sie die für nichts? Für nichts den Zauberton Ihrer Stimme?

Und werden Sie alles dieß Geschwätz lesen mögen? — Das Leben ist so kurz, seine seligen Augenblicke sind so flüchtig — ich möchte keinen ungenossenen beweinen; ich habe Ihnen so Vieles zu sagen, in Ihrer Nähe aber höre ich so viel lieber als ich spreche — doch wenn Sie mir gebieten, die Feder wegzulegen, so gehorche ich auch hierinn dem heiligen Willen. —

5.

Julius an Juliette.

Was habe ich begangen? Was that ich Ihnen, daß Sie mich so kalt, so forschend betrachten? O ich beschwöre Sie — ich kann es nicht ertragen, so willkührlich erhoben und in den Staub getreten zu werden! Meinen Brief erhielten Sie; hätte der Sie erzürnt, so müßte ich jede Faser meines Wesens vernichten, denn mein ganzes Wesen sprach aus ihm. — Ich mußte mich bei Hof vorstellen lassen: ich bin jeden Augenblick in Gefahr gewesen, etwas Rasendes zu thun. Der kleine Prinz hat einen ungeheuern Hund, der mir die Zähne zeigte: ich war im Begriff, ihm die Kehle zuzudrücken. Mich dürstete nach Kampf, nach Wider-

stand. — Womit verdiente ich diese Kälte? Ich fordre ja nichts. — Verlieren Sie, verliert Ihr Gewissen, Ihre Pflicht dabei, wenn Sie mich gleich und gütig behandeln? Nein! Eher — — Wen Sie diese Strenge fühlen lassen wollen, den lassen Sie wenigstens nicht vorher den süßen Zauber Ihrer Güte erfahren! Ist T. kein Marmorblock, so müßte er sich erschießen, wenn Sie ihn je zu der Quaal verdammten, die ich empfinde. —

Ich bitte Sie nur um Ein Wort, um Einen Wink! Wenn ich diese Zeichnung nicht zum Vorwand gehabt hätte, ich wäre heute um acht Uhr in Ihr Zimmer getreten, ich hätte Rechenschaft über Ihr Betragen von Ihnen gefordert — und in der nächsten Stunde, mein Schicksal verfluchend, mich wieder in die weite Welt gestürzt!

6.

Juliette an Julius.

Ihre Heftigkeit ist so beleidigend für mich, daß ich in dieser Rücksicht wohl thäte, Sie Ihrem Wesen zu überlassen. Da ich mir aber nicht verhehlen kann, daß ich selbst Anlaß dazu gab, so darf ich Ihnen ohne Unbilligkeit die verlangte Rechenschaft nicht versagen.

Wir verstehen uns in vielen Stücken noch nicht. Erstlich will ich keine Heimlichkeit. Sie haben eine Abrede mit meinem Kammermädchen genommen. Das ist unnöthig. Schicken Sie Ihre Billets zu jeder Tageszeit in unser Haus. Wir haben schlechterdings keine Ursache, für den Fall, daß sie in andre Hände als die meinigen fielen, besorgt zu seyn. Wäre es mir ja um Rechtfertigung zu thun, wo mein Bewußtseyn mich freispricht, so könnte ich nichts Günstigeres wünschen. — Auf Ihren Brief habe ich nichts geantwortet, weil er mir nicht gefiel. Der Ungestüm Ihrer Ausdrücke wirkt auf mein Gefühl, aber ohne es zu bestechen, und mein Verstand kann ihn nicht billigen. Jung, unerfahren wie ich bin, könnte ich doch auf diesem Wege endlich gewonnen werden. Sie schmeicheln mir — und schmeicheln mir treulos, denn Sie tadeln nur das an mir, was offenbar nicht anders seyn könnte, ohne daß zugleich das Beste, was an mir ist, verloren gienge. Ja, ich weiß, daß Euch arme Männer ein Fluch verfolgt, der Euch keinen Genuß der Seele rein ausgenießen läßt. Ich weiß, daß eines guten Mädchens unbefangene Freiheit im Denken und Handeln verkehrt, widrig, unwürdig

auf Euch wirken mag. — Aber ich weiß das nur, indem ich hier sitze und schreibe, und mich ärgere. Wenn ich unter Menschen bin, und meine Gedanken sich so schnell und lebhaft an einander reihen, so weiß ich es, dem Himmel sey Dank, nicht mehr. Werde ich dann auch einmal gewahr, daß ich in der Unschuld etwas Einfältiges that, so bereue ich — nie bereue ich die Einfalt der Unschuld, denn ich könnte nur klüger, aber um nichts besser seyn.

Indessen bin ich Ihnen Dank schuldig für Ihre Bemerkungen. Ich kann nicht erwarten, daß T. anders seyn werde, wie Ihr alle; aber auf ihn zu wirken, wie auf den Obristen, und auf Andre, wäre die erste Quelle von Unglück für mich. — Wüßte ich Sie sonst zufrieden, so könnte ich lächeln über den Widerspruch zwischen Ihrer ungeduldigen Heftigkeit und Ihrer Bewunderung. Ich fühle die Schwäche meiner Existenz, und möchte eine Stütze haben; ich fühle, daß meine Weise zu seyn und zu empfinden mit Konvenienzen um mich her streitet, und möchte einen Rathgeber haben; ich fühle die Nothwendigkeit, mich von nun an auf immer vor Leidenschaft zu verwahren, und

wünsche einen Freund. — Finde ich das alles in Ihnen, Julius? Ist dieses stürmische Wesen Männermuth gegen Schicksal und Leidenschaft? Sie verlangen nichts, Sie wünschen nichts — nun ja, Sie verlangen, sie wünschen nichts rein Unmögliches, aber das Mögliche auf eine Weise, unter Bedingungen, die es unmöglich machen würden.

Ich war nicht kalt — forschend, ja, so kann ich ausgesehen haben; denn ich war mißtrauisch, ich wollte Sie sehen, Sie beobachten: durch Ihre anspruchlose Sanftheit hatten Sie mich versöhnt — sagen Sie mir, mein Freund, ist das nicht gefährlich, in solchem Grade Herr über sein Aeußeres zu seyn? Ich wartete mit Herzklopfen auf meines Vaters Zurückkunft vom Schlosse, wo Ihre persönliche Gegenwart Ihr Schicksal entscheiden sollte. Ihr Brief machte mich fürchten, daß Sie nie weniger für den Zwang dieser Bestimmung geschickt gewesen seyn würden. Der alte Fürst, pedantisch und kalt, der Prinz ein Eulenspiegel — wie sollten Sie für diesen Geduld, für jenen Alltäglichkeit genug haben? So überraschte es mich sehr, wie mein Vater mit dem heitern Lächeln, an dem ich gleich sehe, daß ihm in seinen Ge-

schäften etwas nach Wunsch gegangen ist, hereintrat. H. hat sein Spiel gewonnen, rief er freundlich; durch Bescheidenheit, Sanftheit, klug abgemessenes Betragen, hat er Vater und Sohn für sich eingenommen: es kann ihm nicht fehlen. — — Und diese Außenseite zeigten Sie in der Stimmung, in welcher Sie Ihr Billet schrieben? — Mich dünkt, Sie würden mir mehr Vertrauen eingeflößt haben, wenn Sie mir weniger von Ihrer Unruhe, und mehr von Ihrer Fassung gezeigt hätten. Ich hätte mir es darum nicht weniger vorgeworfen, durch die egoistischen Bedenklichkeiten, denen ich mich überließ, Ihr Gefühl verwundet zu haben.

Ich muß mich zu dem großen Souper beim Geheimerath anziehen. Mein Mentor will wissen, daß Sie auch dort seyn werden. Die Herren werden Ihnen nun nach der Reihe den Hof machen, da der Erfolg Ihrer Aufwartung beim Fürsten bekannt ist. — Mit meinem Mentor scheinen Sie ja recht gut zu stehen? Der liebe alte Major sieht gutherzig listig aus seit einiger Zeit. Vielleicht mißtraut er meiner Weisheit — und da hätte er vielleicht nicht Unrecht, aber meinem festen Mü-

the, zu thun was recht ist, es koste mich was es wolle — dem sollte er trauen.

7.

Julius an Juliette.

O ich bin ein thöriger Mensch — ein A. B. C. Schüler in der Weisheit bin ich — Zwar war ich nie der kräftige Adler jener Fabel, aber die Schwungsehnen sind mir gelähmt wie ihm, und die Taube ist Ihr Bild — „Genügsamkeit hat überall genug!“ Könnte ich die sanfte Lehre nur fassen, wie glücklich wäre ich dann! — Geblendet dazu, hätte ich es vielleicht besser; so lange ich die Sonne strahlen sehe, muß ich freilich den Schmerz des zerschmetterten Flügels fühlen — Und meine Gleichnisse sind so lahm wie jener Adler; eben waren Sie meine Taube, jetzt sind Sie meine Sonne — wie richtig ist doch Ihre Bemerkung, daß mein Thun und Treiben eitel Inkonsequenz ist! Aber immer, immer, in jedem tollen und in jedem vernünftigen Augenblick, sind Sie mir der Inbegriff alles Guten und Schönen. —

Nicht wahr, ich soll mich freuen — von wegen der Genügsamkeit soll ich mich freuen, daß

meinem Nacken nun das Joch auferlegt ist? Also Hofmeister Ihres Prinzen! — Meine Freiheit ist um einen erträglichen Preis verkauft, im Grunde sehr über ihren Werth — und dann wieder wie unendlich darunter! Man hat mir angedeutet, ich würde höchstens noch vier Wochen hier bleiben. Dann werde ich also als Sklav eines Sklaven, der von mir abhängt und mein Herr ist, die Plätze wiedersehen, wo ich einst als freier Mann stand. Der Prinz liebt die Botanik; das heißt, er mag gern Blumen abreißen und aufkleben. Er war entzückt, wie er hörte, ich hätte das auch getrieben, und entwarf sogleich eine Marschroute über alle Schweizer Gebirge. Gut, daß die Schweiz so viele Berge hat; zwei davon soll er mir nicht besteigen, und müßte ich, um sie vor ihm geheim zu halten, eine eigene Karte von diesem Lande stechen lassen!

Am Ufer vom Waldstädter See stieg ich bei einem einzelnen Meierhof, der dicht an den Felsen hingebaut ist, an Land. Ich suchte mich hineinzudenken, wie den Menschen zu Muth seyn möchte, die dort angesiedelt sind, mit dem See vor sich, und keinem Weg hinaus, als über die himmelan-

strebenden Klippen. Während meine Schiffer aßen und tranken, gieng ich an dem schmalen Fußsteig neben dem See her. Wenn der Wind aus Osten kommt, treibt er die Wellen hoch herüber; links die feuchten, bemoosten Felsen, rechts die grüne gekräuselte Fluth — es ist die vollständigste, glückseligste Beschränktheit: nur gerade aus geht der Weg, links Unmöglichkeit, rechts gar Tod. Ich fragte einen Knaben, der vom Fischen kam, wie man die Felsen hinangelangte. — Da oben ist nichts zu suchen, sagte er. — Es führt aber doch ein Weg hinan? — Dort um die Flühe herum treibt man die Ziegen hinauf. — Mein Plan war gemacht. Ich beredete den Buben, mich zu führen, nahm mein Bündel im Hause, zahlte die Schiffer ab, und stieg zu. Ein Paar Tage kletterte ich herum, und sammelte die schönsten Pflanzen. Eines Abends saß ich auf einer kleinen Alp; ein ziemlich lebhafter Wind rauschte in den hohen Tannen über mir; vor mir war ein tiefer Abgrund, den ich aber von meinem Standpunkt nicht sah: nur den See hatte ich im Auge, auf dem sich die Wellen wie weiße Lämmer jagten. Zwischen den schwarzen Wäldern blickte das lebendige

Grün der Wiesen hervor, wie lichte Punkte im Menschenleben. Dort stand eine Hütte, da weidete eine stattliche Heerde, hier hüpften einige Ziegen; mit einer von ihnen war ein Knabe in muthwilligem Gefecht begriffen: die Gruppe war, als hätte sie dem schönen Basrelif in Ihres Vaters Zimmer zum Modell gedient. Inzwischen kam ein junger Mensch aus dem Walde; er war nicht gekleidet wie ein Bauer, aber auch nicht wie ein Gentleman. Er setzte sich, sehr müde wie es schien, am Abhang der Alp, gerade vor dem Abgrund, nieder, und langte aus einer blechernen Büchse, die er trug, eine Menge Pflanzen, um sie aufzulegen; ein Paket schon getrockneter legte er neben sich, und beschwerte sie mit einem Stein. Was nun vorfiel, weiß ich nicht: ich machte meine Wahrnehmungen in währendem Lesen; aber auf einmal hörte ich ihn schreien — sein ganzes Herbarium war vom Winde hinunter in den Abgrund geführt. Seine Bewegungen waren so heftig, daß ich maschinenmäßig hinzueilte, und ihn beim Arme hielt. Nun folgten Ausrufungen und Klagen, aus denen ich abnahm, daß ihm der Wind mit jenen Pflanzen alle seine Hoffnungen hinwegge-

führt hatte. Nach und nach rückte er mit der ganzen Geschichte heraus. Er war ein Waadtländer; er hatte bei einem Pachter gedient, es war zwischen ihm und seines Herrn Tochter eine eben so zärtliche als ehrbare Liebe entstanden, und der Vater gab allenfalls zu, daß sie einander heiratheten, wofern der junge Mensch nur eine bestimmte Summe baar würde aufzählen können. Von dieser Summe besaß er nicht die Hälfte, allein mit dem frischen Muth der Jugend und Liebe entwarf er sich einen Erwerbsplan. Fanchettens Vater vermiethete Pferde an Reisende, die Claude als Kutscher führte; er war ein gewandter Bursche, fand sich den Herrschaften, die er führte, auch zu andern Diensten zur Hand, und wurde gut bezahlt. Engländer hatten ihn manchmal auf Fußreisen in den kleinen Kantonen mitgenommen; er besaß allerlei Kenntnisse von Kräutern und Pflanzen: so kam er auf den Gedanken, für reiche Engländer Alpenpflanzen zu sammeln — diese Menschen thun wohl, für ihr Geld bleibende Denkmale von ihren Reisen nach Haus zu bringen; sonst möchte man ihnen oft nicht glauben, daß sie etwas anders gesehen hätten, als ihren

Nebel und ihre Tavernen. — Claude erhielt von seinem Herrn auf einige Wochen Urlaub. Der Ertrag dessen, was er in den Unterwaldner Gebirgen gesammelt hatte, sollte sein Kapitälchen vollzählig machen — jetzt hieng alles, Pflanzen, Geld, Glück der Liebe und des Lebens, an den Felsenspitzen, und unaufhaltsam riß es unten der Bergstrom mit sich fort! Der Herbst war da, sein Urlaub verflossen: bis übers Jahr drängten sich Freier um seine Fanchette, die den Vater überreden würden, er wäre seines Wortes gegen den armen Claude ledig. —

Wie der gute Mensch das erzählte, blickte er bei jedem neuen Windstoß trostloser hin; dann mischte er so zutraulich diesen oder jenen Umstand ein, als wäre ich von jeher mit allem, was ihn angieng, bekannt gewesen. — Der Vater saß am Heerd, sagte er, und wärmte sich, wie ich kam, um Abschied zu nehmen: der Heerd steht seitwärts, ich sah den Vater nicht, und fiel Fanchetten um den Hals, und sagte ihr: dießmal kehrte ich mit den sechshundert Livres zurück, oder stürzte mich in den ersten besten Abgrund. Ich wußte nicht, warum Fanchette sich gewehrt hatte, wie

ich sie umarmte, ich glaubte, sie wäre mir bös — aber jetzt lag sie mir schluchzend in den Armen, und der Vater rief, indem er ein Bündel Reben in das Feuer warf, daß die Funken sprühten: Ich wollte, du lägst schon drunten, du .... nehmen Sie es ihm nicht übel, der alte Mann war Soldat, und er denkt freilich, seine Fanchette würde es bei einem reichen Manne besser haben. —

Ich war damals so arm wie Claude, und hatte genau nur was ich brauchte, um meine Reise zu bestreiten. Meine Pflanzensammlung, die fast mein ganzes Bündel füllte, und es so schwer machte, daß mein Hirtenknabe oft darüber klagte, konnte freilich Claude's Verlust doppelt und dreifach ersetzen. Aber jede Pflanze bezeichnete eine Epoche in meinem Gefühl; im späten Alter noch hätte ich von jeder zu erzählen gewußt: seht, wie ich diese pflückte, da war ich jung und rüstig — es war das letztemal, daß ich Fanny sah — wie „die Geister meiner abgeschiedenen Freuden — ein zahlreicher Zug!" — hätte ich sie am Abend meines Lebens vor mir gehabt. Doch den unglücklichen Claude überfiel jetzt wieder das ganze Gefühl seines Verlusts. Ach! rief er,

drei Jahre vergebens in Hoffnung gelebt — nein, das vierte mag ich nicht erwarten! Fanchette soll nicht einsam veralten, weil ich arm bin und unglücklich. — Da warf er seinen Pflanzen einen Blick nach, als wollte er zu ihnen in den Abgrund springen; da gab ich ihm meinen Reichthum hin.

Zwei Jahre darauf besuchte ich Claude und Fanchette in V. am Genfer See. Sie lag eben im Kindbett mit ihrem ersten Kinde. Ich mußte Gevatter stehen: ich weinte wie ein Kind in der kleinen Kirche, vor dem sanften, heitern Gesicht des Pfarrers, wie er sagte: Frau N. N. als Gevatterinn, und dieser achtungswürdige, wohlthätige Fremde als Gevatter. — Die ganze Gemeinde hielt mich für fromm, während ich in Empfindung schwelgte. Damals war ich gerade reich, konnte mein Pathchen brav beschenken; ich wurde gepriesen, gesegnet, herzlich gepriesen und gesegnet. — Nein, Durchlaucht! Auf die Rudolfs-Alp am Waldstätter See, und nach V. zu meiner Gevatterinn Fanchette, kommen Sie mir nun und nimmermehr!

Welch ein Wechsel von Genuß und Entsagen in dem gestrigen Abend! — War ich nicht gehorsam?

Soll ich Ihnen danken, daß Sie das Maaß meiner Kräfte kennen? — Aber das Tischtuch des Geheimeraths hat's empfunden! Als der alte Perückenstock wagen durfte, was Sie mir nicht zutrauten ertragen zu können, schnitt ich, um eben nicht zu ersticken, einen großen Riß queer über. — Etwas treuloses lag doch darin, Juliette! Wie Sie mir so peremtorisch befahlen, den Abend in keinem Falle bei Ihnen zu sitzen — hätte ich eine Ahnung von der alten treuherzigen Sitte gehabt — beim Himmel! ich hätte Ihnen nicht gehorcht, ich hätte mich neben Sie gesetzt, hätte von Ihren Lippen ..... „den Tropfen im Nebelmeer" hätte ich getrunken, und wäre versunken auf ewig. — Wie ich von meinem Platze merkte, wovon die Rede war, meinte ich Ihre Nachbarn zur Rechten und Linken fortschleudern zu müssen; es war mir gegen sie zu Muth, wie gegen den zähnefletschenden Hund des Prinzen. — Sie haben mich hintergangen, ich trug es mit ruhiger Ergebung: mir gebührt dafür eine Belohnung — darf ich Sie diesen Abend auf das Jägerhaus begleiten? — die Tante ist ja lauter Huld und Güte, seit ich Prinzenhofmeister bin — darf ich?

8.

Juliette an Julius.

Lassen Sie uns hier stehen bleiben, Julius. — Ich will mich bereden, daß es billig war, wenn ich einmal — einmal in meinem Leben den ganzen Werth meines Daseyns kennen lernte, und nun froher den selbstgewählten Pfad verfolgen. Wäre es möglich, daß es Pflichten gäbe, die dieser stillen Kinderseligkeit widersprächen? Ich bin jung, ich werde noch manchen Frühling erleben; aber den Zauber der Natur werde ich nur einmal empfunden haben. Die wankende Brücke, das spiegelhelle Wasser unter uns, die Schatten der über uns hängenden Weiden, die Sonne, die in dem Wasser eine Garbe goldener Aehren bildete, das ewige Untertauchen und Verschwinden ihres Abglanzes. — — Des Kindes Frage war ein Wink des Schicksals. Noch wenige Tage, Julius, und der Traum ist ausgeträumt, und uns beide ruft dann eine lange, ernst kalte Bestimmung. — So lassen Sie uns sorgen, daß die Erinnerung des Traums uns werth bleibe. Kommen Sie heute nicht, und morgen auch nicht. Ich muß Zeit haben, mich wieder in mein Geleis zu bringen.

9.

Julius an Juliette.

Welcher böse Dämon vergiftet mein Glück? Hat es einer lebenden Seele etwas gekostet? Wird T. um ein Haar weniger glücklich seyn, weil ich es so unendlich war? Wird er mehr oder weniger geliebt seyn, weil die kleine Kreatur fragte: ob ich der Bräutigam sey? — das alberne Ding! Mich reut nur, daß ich es in meinen Armen wiegte, daß ich Ihre Hand los ließ, um es beim Bach zu halten; ich hätte den Balg lieber selbst hineingeworfen, wenn ich die Folgen der dummen Frage vorhergesehen hätte! — — O Juliette, ist die Wirklichkeit nicht ohnehin kahl genug? Wollen Sie auch noch Schreckbilder Ihrer Fantasie in unser karges Glück mischen? In so vielen, vielen Jahren unsers Lebens nur Ein Frühlingstag? — Und T. ist glücklicher darum — ich darf es Ihnen bekennen, es hat Augenblicke gegeben, wo ich ihn haßte: jetzt bin ich weich gegen ihn. Ein Schatz ist sein, dessen Reichthum er nie kennen wird. Sie sind ihm Entschädigung dafür schuldig, Juliette. Sie werden ihn erfreuen und ihm Ehre machen durch Ihre Talente, Ihre Thätigkeit, Ihre Lie-

benswürdigkeit; Sie werden eine aufmerksame Hausfrau, eine gefällige Gefährtinn, eine zärtliche Mutter seyn — indeß ich den Fluch meines öden Daseyns mit der Erinnerung banne, daß mein Arm Sie umschlang, daß Sie zitternd mich baten, Sie nicht zu küssen. — So wird T. Sie nicht zittern sehen, und ich verachte seine Rechte!

Nun ja! Noch wenige Tage — Und ich will sie nicht mißbrauchen — ich schwöre es, ich verlange keine Entschädigung für den Kuß, um den ich bestohlen wurde. — Sie zürnen; ich schweige — ich will Ihr Vertrauen nicht verscherzen.

10.

Juliette an Julius.

Kommen Sie, sobald Ihre Geschäfte es erlauben. T. ist da. Er ist ein edler Mann; seine Gegenwart hat alle meine Besorgnisse gehoben. Ich brauche nichts mehr, um mich glücklich zu fühlen, als daß er den Mann schätze und liebe, der mir so theuer ist. Kommen Sie, sobald Sie können.

11.

Ludwig von T. an Friedrich K.

Ich beharre auf meiner Ueberzeugung, daß mein Heirathsplan der einzige vernünftige bei meiner Lage und Sinnesart war. Ich bin, Dank sey es meiner Erziehung, mit einem ziemlich hellen Kopf in die Welt getreten; meine Erwartungen von ihr waren nicht so hoch gespannt, daß sie mich hätten betrügen können: da mich aber mein heisses Blut mehr als einmal betrog, so bin ich mit einer milden Meinung von den Menschen, und keiner thörig großen von mir selbst zum Manne geworden. Wer sich seine eigenen Schwächen nicht verhehlen mag, muß um seiner selbst willen nachsichtig gegen Andre seyn. Bei meinem Verhältniß mit Theodora war meine Vernunft mehr im Spiele, als Du dachtest. Anfangs freilich war es das Werk ihrer Schönheit und meiner Sinne. Ich entführte sie ihrem Vaterlande. In dem fantastischen Leben auf dem kleinen Landhause bei Neapel schuf ihre brennende Heftigkeit, ihr Nichtachten aller Ordnung und Regel, einen immer neuen Wechsel von Genuß und Verlangen; als ich mich aber in einer ernsteren Lage, in einem

Kreis von Pflichten befand, aufgefordert und entschlossen, die Laufbahn der bürgerlichen Thätigkeit zu betreten, da wurde mir jenes ausschweifende Wesen, ohne Halt und Zweck, nach und nach lästig. Sie war noch schön, noch das reizendste weibliche Geschöpf, das ich je gekannt hatte; auch konnte ich nicht vergessen, daß ich es war, der sie aus ihren heimischen Fluren in unsre Sandwüsten verpflanzt hatte. So duldete ich dann ihre Thorheiten, die mich zuweilen wohl gar noch entzückten. Sie machte mich zum Vater: jetzt fühlte ich heiligere Verpflichtungen gegen sie, jetzt wollte ich mehr thun als sie dulden; ich wollte sie erziehen, um einst die Mutter meines Sohnes ehren zu können. Aber sie vernichtete diese letzte Täuschung: sie hatte kein Herz für ihr Kind — das schöne Geschöpf war kein Weib: es verschmähte Mutter zu seyn. Von dieser Zeit an lagen Weichheit und Gewohnheit mit meiner Vernunft im Streit, die mir's zum steten Vorwurf machte, einem Geschöpf anzugehören, in dessen Busen die ersten natürlichen Gefühle keinen Raum hatten. Ich wartete auf eine äussere Veranlassung, diese Verbindung aufzulösen, die mich unglücklich machte.

Ein solcher Umgang mit einem weiblichen Wesen, das man nicht achtet, das den Mangel an Achtung nicht fühlt, aber Rechte zu besitzen meint, stört den Geist und lähmt die Empfindung. Ich schäme mich der zwei Jahre; ich schäme mich, daß ich es so lange anstehen ließ, bis ich diese Fesseln zerriß. Endlich traten mehrere Gründe ein, die mich bewegen mußten, mich nach einer Gattinn umzusehen. Ich schüttelte mein Joch ab; meine Vermögensumstände erlaubten mir, Theodoren in ihrem Vaterlande, wohin ich sie zurückschickte, einigen Wohlstand zuzusichern. Mein Sohn war seit seiner Geburt unter fremder Aufsicht.

Nun entscheide aber selbst, ob ich klug gethan hätte, meine Freierei mit Liebe anfangen zu wollen. Sich unter den Weibern nach einer Frau umzusehen, ist an sich schon keine der schönsten Situationen für ein männliches Gemüth: nun aber gar sich in die verlieben, zu der man auf diese Weise kommt! — Meine Familie schlug mir Julietten von L. vor. Als weitläuftiger Verwandter war es natürlich, daß ich, bei einer Reise in der Gegend herum, dieß Haus besuchte. Man hatte sie mir glänzend, originell, kokett geschildert.

Ich traf sie das erstemal mit rothgeweinten Augen bei einer Näharbeit, von der sie kaum aufsah. Ein junger Mensch saß neben ihr, dessen Gesicht heftigen Kampf gegen lebhaften Schmerz ausdrückte. Es war ein Geschwisterkind; er war im Begriff, nach H. abzugehen, wo er als Sekretair bei der *schen Gesandtschaft angestellt wurde. Ich lachte mich im Herzen über meine Freiersreise aus. L.'s Schmerz konnte unmöglich etwas anderes als Liebe seyn; seiner Kousine Betragen war mir indessen weniger deutlich. Um Liebe zu seyn, schien ihre Theilnahme zu unbefangen: sie bewies dem jungen Menschen die wachsame Zärtlichkeit einer Krankenwärterinn, sie suchte ihn zu erheitern — kurz sie nahm Theil an seinen Empfindungen, aber sie theilte sie nicht. Sie hatte ihm Halsbinden oder Schnupftücher gezeichnet; indem sie diese zusammenlegte, sagte sie mit liebenswürdigem Scherz zu ihm: „Sehen Sie, so müssen sie gelegt werden — und halten Sie das alles fein ordentlich; denken Sie nur immer an mich, wenn sie damit herumfahren und die saubre Wäsche zerknittern wollen." — Liebe ist das nicht, dachte ich, aber sollte es nicht grausame Koketterie

seyn? — — Es kam Gesellschaft, auch der alte Major S., den ich in B. gekannt hatte, ein Mensch voll Originalität und Güte. Er schien mit Julietten sehr gut zu stehen; sie reichte ihm, als er hereintrat, mit einem reizenden Ausdruck von kindlicher Achtung die Hand. — So recht, Juliette, sagte er, indem er ihre Arbeit ansah, staffieren Sie unsern L. brav heraus; fern vom Vaterland erhält das kleinste Andenken einen eigenen Werth. — — Ich suchte Gelegenheit, mit dem Major allein zu sprechen. Ist das ein hoffnungslos Liebender, oder ein unglückliches Pärchen, lieber S.? fragte ich ihn, auf den jungen Menschen deutend, der sich sichtbar anstrengte, um mit einer Person aus der Gesellschaft ein Gespräch zu unterhalten. — — Das erste, sagte er — ja wohl das erste, denn Gleichgültigkeit könnte man zu überwinden hoffen, aber eine so himmlische Güte, ein so reines Mitleid tödtet selbst den Wunsch nach Gegenliebe. —

Nun gerieth er tief in den Text, über seinen Augapfel, wie er Julietten nennt. Sie ist, sagte er, das reinste weibliche Wesen, das gedacht werden kann; aber sie wird erst in späteren Jahren

glücklich und beglückend seyn. Jetzt ist in ihrem Thun ein sonderbarer Wettkampf zwischen dem richtigsten Gefühl für Sittlichkeit und Anstand, und dem stolzesten Wahrheitstrotz. Sie glaubt, noch nie geliebt zu haben, und fürchtet sich so kindisch vor der Liebe, daß sie sich beredet, sie werde dieser Leidenschaft nie Eingang in ihr Herz gestatten. Eigentlich war die Liebe bisher für sie ein so fantastisches, ganz seelenvolles Gefühl, daß sie es selbst nicht dafür erkannte, und daß es in der That auch nicht wie Liebe auf sie wirkte. Wäre es nicht Thorheit, für Jemanden gleichsam ein expresses Schicksal zu wünschen, so möchte ich wohl, daß sie einst Gattinn würde, ohne je eine Leidenschaft gehabt zu haben. Doch müßte ihr Mann freilich kein gewöhnlicher Mensch seyn. Nichts Schöneres könnte ich mir denken, als dieses so vollkommen reine, und doch geübte Herz von den Banden der Natur umschlungen, in den Verhältnissen der Gattinn, der Mutter. — Fiele aber früher ein Funken in ihren stolzen Busen! — —

Er wollte nicht weiter — denken, möchte ich sagen. In dem Munde des alten Mannes hatte die Beschreibung etwas sonderbar Rührendes. Die

geistige Schönheit, die er schilderte, machte ihn zum Dichter. Die Elemente ihres Wesens, sagte er, sind Ruhe und Klarheit, und dennoch ist sie immer thätig, strebend, streitend. Da kommt sie mir oft vor wie ein kristallheller Bach, der über Steine rollt; er schäumt, braust, daß man die durchsichtige Fläche nicht erkennt, die drei Schritte davon das Bild der Sonne zurückstrahlt. —

Eine eigene Wirkung war es, daß mich dieß alles von dem Mädchen entfernt hielt. Mein Herz war keinesweges ruhig oder kalt; es war mir aber, als beleidigte ich meine künftige Gattinn, wenn ich sie mit Theodorens Schatten, der noch in meiner Fantasie umgieng, in Gemeinschaft setzte. Als ich abreiste, war indessen die Unterhandlung angeknüpft, und wurde bald darauf beendigt. Die wenigen Briefe, die ich von ihr erhielt, seit sie mich als ihren künftigen Gemahl ansah, hatten etwas heiteres und ehrendes, aber mit einer merklichen Vorsicht, sich Rechte über ihr Herz vorzubehalten, verbunden; es war darinn willige, frohe Anerkennung ihrer Pflichten, und der Bande, die sie an mich knüpften, aber zugleich der Wille, bis zur Hochzeit völlig Meisterinn ihrer

Empfindungen und Handlungen zu bleiben. Ich beschloß, sie nach ihren Begriffen zu behandeln, und mich bis zur Hochzeit ganz leidend zu verhalten.

Als ich nun hier ankam, war ich nicht wenig gespannt und verlegen, wie mich wohl das liebenswürdige Geschöpf als Bräutigam empfangen würde, das mich einige Monate vorher um eines Vetters willen, den sie gar nicht liebte, nicht der geringsten Aufmerksamkeit gewürdigt hatte. Ich hatte mich auf Freundlichkeit, auf Kälte, auf einige kleine Künste, um mich sogleich zu fesseln, gefaßt gemacht, und wollte gegen die letzteren auf meiner Hut seyn. Daß sie mich nicht liebte, daß sie kühn und frei dachte, wußte ich; ob ich sie lieben würde, wußte ich nicht — so hielt ich es für desto nothwendiger zu unserm künftigen Glück, mir für's erste ihre Achtung, ihr Vertrauen zu erwerben; dazu aber mußte ich selbst unbefangen bleiben, und mir von meiner Fantasie keinen Streich spielen lassen. Mit Ueberraschung merkte ich in ihrem Empfang eine unruhige Heftigkeit. Sie hielt ihre Thränen mühsam zurück, bis ihr würdiger Vater sie in meine Arme führte. Da brach

sie in ein heftiges Weinen aus, das sie zu bekämpfen suchte. — „Seyn Sie mein Freund!“ sagte sie, und vermied meinen Kuß, indem sie ihr Gesicht an meinem Busen versteckte. — Das ist nun immer eine bedenkliche Forderung von einem schönen Mädchen an einen jungen Mann, dessen Wange ihr sanfter Athem berührt. — — Ich war nur eben ausgestiegen, ein Paar Stunden giengen mit nothwendigen Anordnungen hin. Juliette schien mir gedankenvoll, aber wärmer, wie ich hatte hoffen dürfen, so daß ich mir den Vorsatz, mich nicht bezaubern zu lassen, hätte zurückrufen müssen, wenn nicht zugleich ein Ernst in ihr gewesen wäre, den ich nicht zu enträthseln wußte, der zu ihrem Betragen, wie ich sie ehemals gesehen hatte, und zu dem heitern Tone ihrer Briefe nicht paßte. Der Major kam, seine ganze Seele drückte sich in seinem Glückwunsch aus; aber sein Blick hatte etwas Beobachtendes, Sorgendes, wenn er Julietten ansah.

Jedes Aufgehen der Thüre schien Julietten — nicht zu erschrecken, aber eine Art von hastiger Bewegung bei ihr hervorzubringen. Ich wurde unruhig. Endlich trat ein junger Mann herein,

mit einem edeln, aber sehr nachlässigen Anstand, sehr schwarz, sehr von Blattern gezeichnet, aber mit dem reinsten, stolzesten Blick, den ich je an einem Menschen sah: es ist, als müßte man durch diese Augen gerade in die Seele hineinsehen. Juliette eilte ihm rasch entgegen, sie faßte seine Hand, führte ihn zu mir, und sagte mit unnachahmlicher Grazie: „Ich gäbe Ihnen gern ein Pfand, daß ich alles, was mir Gutes wiederfährt, forthin mit Ihnen theilen möchte — darum führe ich Ihnen meinen besten Freund zu."

Sie war jetzt heiter wie ein Engel, aber sehr weich — der Fremde — ich erfuhr nunmehr, daß es Julius von H. war, der den hiesigen Erbprinzen auf seinen Reisen begleiten soll — rief: Fräulein, Sie legen mir einen Werth bei, der mich meine ganze Armuth empfinden macht — kann ich Ihnen, fuhr er, gegen mich gewendet, fort, einen sichreren Beweis Ihres künftigen Glücks geben, als indem ich Ihnen gestehe, daß ich es für das höchste halte, das einem Sterblichen beschieden seyn kann?

Der Auftritt war so originell, daß er mich hinriß, ob ich gleich recht gut fühlte, was er bedeu-

tete. Ich küßte Juliettens Hand, und dankte ihr für ein Geschenk — das ich nun doch nach der Intention der lieben, schwärmenden Geberinn aufnehmen mußte. Uebrigens gefiel mir der junge Mann; er war ernst, ehrerbietig aufmerksam gegen Julietten, ohne Affektation und Zwang theilnehmend an allem, was ich ihm sagte. Aber meine kleine Freundinn wurde nach und nach wieder unruhig. Sie bewachte meine Blicke; ihr Auge füllte sich mit Thränen, wenn es auf Julius ruhte: sie behandelte ihn — fast wie den Vetter L.; aber Julius war sehr entfernt, sich wie dieser zu benehmen. Dem Major schien es jetzt ganz leicht um das Herz; er war um Julietten beschäftigt wie ein Liebhaber. —

Du bist wohl ungeduldig, wann ich einmal anfangen werde zu fluchen? — Laß Dir aber diese Erwartung vergehen. Anfangs war ich geradezu in Verlegenheit, dann gestand ich mir mit ziemlicher Fassung, daß ich einen Nebenbuhler hätte, und einen vorgezogenen — bald aber protestirte meine Vernunft gegen das Wort Nebenbuhler, das hier gar nicht paßte, da ich nichts als ihre Hand gesucht hatte, und mir diese von Nieman-

den streitig gemacht würde. Besorgnisse für meine Ehre ließ ich nicht in mir aufkommen: die widerlegte ein Blick auf Julietten, und des alten Majors innige Zärtlichkeit war mir allein schon eine Bürgschaft ihrer Tugend. — Aber auch ihrer Ruhe? — — Der Major ergriff eine Gelegenheit, einen Gang durch den Garten mit mir zu machen. Ich bin überzeugt, seine Absicht war, mir Rede zu stehen, wenn ich es etwa wünschte. Aber ich finde es besser, keinen Dritten, wäre er auch noch so edel, zwischen sie und mich treten zu lassen. Auch schien es ihn zu freuen, daß ich ihn nichts fragte; er drückte mir mit einem besonderen Ausdruck von Achtung die Hand.

Soll ich Dir nun sagen, wie Dein menschenfeindliches, argwöhnisches Gemüth dieß alles deutet? — Juliette und Julius betrügen mich, und der Major ist ihr Vertrauter. — Möge mir's Juliette verzeihen, daß ich, auch nur in Deine Seele, dieß schrieb! — Möglich ist es, daß sie alle sich selbst betrügen; ich will Sorge tragen, daß mich ihr Beispiel nicht anstecke. — Sieh, noch liebe ich Julietten nicht; aber ihr Werth macht mich stolz auf den Beruf — auf den Beruf, den sie

mir auflegte: ihr Freund zu seyn. Um Der zu seyn, so edel und wahr wie ihr ganzes Wesen, in diesem für sie gefahrvollen Zeitpunkt, will ich jede kleinliche, selbstsüchtige Regung von mir entfernt halten.

12.

Ludwig an den Major C.

Ich benutze sehr bald, mein achtungswürdiger Freund, Ihre Erlaubniß Ihnen zu schreiben. Mein Herz fängt an in ein gewisses Gedräng zu kommen, wo es nöthiger als je wird, daß ich mir unparteiisch von meinen Gefühlen Rechenschaft gebe. Das kann ich aber besser, wenn ich sie Ihnen mittheile; sonst würde ich Partei und Richter zugleich seyn. Ihre Abreise kam uns sehr unerwartet. Sie schienen wirklich durch eine stillschweigende Uebereinkunft zu unserm Schutzgeist bestellt; seit Sie uns verließen, ist es, als trügen wir alle selbst die Verantwortlichkeit unsers Thuns, und wir gehen bedenklich und abgemessen mit einander um.

Ich wollte, wie Sie richtig erriethen, alles was Julietten angieng, lieber selbst entdecken, als es auch von dem treuesten Freund erfahren. Mir lag hauptsächlich daran, beurtheilen zu können,

ob es die Lage oder der Charakter unsers Julius sey, was ihm keine Ansprüche auf ein Glück gestattet, dessen Größe ich täglich mehr erkennen lerne. Jetzt bin ich überzeugt, daß Beides einen solchen Gedanken auf immer und unter jeden Umständen entfernt. Julius ist einer von den ungewöhnlichen Menschen, an deren Verhältnissen es zu liegen scheint, daß ihre hervorstechenden Eigenschaften nicht nützlich und beglückend werden, die aber auch dann, wenn ihre Verhältnisse sich ändern, durch eine ewige Disharmonie ihrer Forderungen an sich und an Andre, durch einen Mangel an Gleichgewicht zwischen ihrem Egoismus und ihrer sittlichen Kraft, stets jede Bestimmung verfehlen. Sie stehen zu hoch für den gemeinen Tauschhandel, der die gegenseitigen Ansprüche in der Welt auszugleichen pflegt; aber sie erheben sich nicht zu der Weisheit, welche die Fähigkeit, sich für Andre aufzuopfern, zur Grundlage des eigenen Glücks zu machen weiß. Diese Menschen mögen Gewinn und Verlust nicht gegen einander aufgeben lassen, sie mögen nicht zur großen Menschenfamilie gehören. Ihre schönsten Gefühle sind nur einzelne Punkte in ihrem isolirten Daseyn,

und sie empfinden leicht einen bitter muthwilligen Kitzel, sich für die Last eines solchen Daseyns an der zusammenverbundenen Menschheit zu rächen. Sie streben nach der Kometenrolle — glänzende Körper, die auf ihrer regellosen Bahn aus den Trümmern einer Welt entstanden zu seyn, und einer Welt Zerstörung zu drohen scheinen; den allumschlingenden Banden der Ordnung fremd, stören sie die ewige Harmonie der Sphären. —

Es ist eben kein gutes Zeichen, lieber S., wenn ich poetisch werde. Ich will mir aber durchaus kein Unrecht gegen Julius vorzuwerfen haben. In seinem ganzen Wesen liegt zuverlässig eben so wenig der Wunsch als die Fähigkeit, sich durch eine Gattinn an Welt und Gesellschaft zu knüpfen. Daß er nichts destoweniger, daß er die reizende Juliette mit dem ganzen verzehrenden Feuer seiner Seele liebte, kann mich nicht befremden. Daß sie, mit einem freien Herzen, von einer Leidenschaft, die dieser Mann hinreissend ausdrücken muß, gerührt wurde — muß ich mir gefallen lassen. Der jetzige Zustand ihres Gemüths ist es, wovon ich eine bestimmte, richtige Ansicht haben möchte. Sie sucht mich; mit Engelsvertrauen

spricht sie mit mir über jeden Gegenstand; es ist kein Gedanke ihrer schönen Seele, den sie sich scheute, vor mir an den Tag zu legen. Ich beherrsche mich männlich, um ihr nur Vertrauen und Achtung zu zeigen. Nicht ihre Fingerspitze berühre ich, und geschieht es, so erröthet sie, wenn sie mich erschrocken zucken sieht. So lange Julius daneben steht, und sich die Freundesrolle auflegt, will ich nicht Liebhaber scheinen. —

Gestern hatten wir ein kleines ländliches Fest. Juliette war heiter, und behandelte uns beide wie gleich geliebte Brüder. Unser Spaziergang führte uns nach dem Jägerhause. Die andern giengen voraus, die zwei Fräulein M. folgten mit uns. Nicht weit vom Hause wollte Juliette auf einen Seitenweg einlenken. — Dorthin! riefen die Mädchen, die Andern sind dorthin über die Brücke gegangen. — Sie schien etwas verlegen. Die Mädchen standen auf der Brücke still, um sich von den zitternden Brettern wiegen zu lassen. Ich blieb neben Julietten, die nachdenkend in den Fluß sah. Es ist eine stille, angenehme Aussicht; die Abendsonne blitzte im Wasser — ich legte meinen Arm um Julietten: so kühn

war ich noch nie gewesen. — Sehen Sie, sagte ich, die goldne Garbe, wie die leichte Welle dort sie ewig verschlingt. — Juliette machte eine Bewegung: ihr Gesicht glühte; es war mir, als hörte ich sie fast schmerzlich seufzen. Unwillkürlich sah ich auf Julius: auch sein Gesicht war hochgefärbt, er wandte einen wilden Blick von Julietten ab. — — Seitdem ist sie noch sanfter, noch vertraulicher gegen mich. Julius hatte seine gewöhnliche Stimmung.

Wenn mir Juliette einst diesen Auftritt enträthselt! — dann werde ich den höchsten Gipfel meines Glücks erreicht haben. —

Sie scheint zuweilen Versuche anzustellen, wie weit unser Geschmack, unser Gefühl übereinstimmt. Ich bleibe bei der reinsten Wahrheit, und bemerke an ihr eine zwischen Freude und Schmerz getheilte Ueberraschung, daß wir so oft uns begegnen. Mit Julius hat sie mich schon in Gespräche über Menschenglück und Menschenbestimmung verwickelt. Ich glaube, sie sah voraus, daß ihre Denkungsart und die meinige zusammentreffen würden, und sie erwartete von unsern vereinten Gründen einigen Eindruck auf Julius. Aber er streitet mit der

Bitterkeit eines Menschen, dessen Ansprüche scheiterten, und der nun auch Andern keine Ansprüche auf sich einräumt. Er unterwirft sich der bürgerlichen Ordnung, wie dem Gesetz des Stärkeren; das Recht der Natur hebt es auf, sobald die Uebermacht wegfällt, und wer es ihm aufdringt, ist sein geborner Feind. Anfangs spricht Juliette wohl mit, unterstützt furchtsam mein Raisonnement mit ihrem Gefühl, und, fährt er mit heftiger Feindseligkeit dazwischen, mit einer stillen Thräne. Wenn sich das Gespräch wendet, daß wir beide bestimmter in den Text gerathen, als wäre keine dritte Person zugegen, so hört sie ernst zu, ohne Ziererei und ohne Keckheit. — Ihre Gegenwart ist dann wirklich wie die einer Gottheit; sie reinigt Gedanken und Ausdruck, ohne Zwang aufzulegen.

13.

Ludwig an den Major S.

Es wird mir schwer, meine Besonnenheit zu erhalten. Bald geht es über meine Kräfte, zu lieben ohne zu hoffen, zu hoffen ohne Ansprüche zu machen. Ich ertappe mich auf Unbilligkeiten gegen Julietten, indeß sie ihren Weg mit einer

Offenheit fortgeht, gegen die man — schlechterdings nichts als unbillig seyn kann, wenn man sie nicht anbetet.

Wir sprachen von meinem kleinen Erbgut in S. Sie ließ sich alles beschreiben, und interessirte sich für einige Veränderungen, die vorgenommen werden könnten. Ich suchte den letzten Brief meines dortigen Pachters hervor, der über diesen Punkt Erläuterungen enthielt — Hier bin ich Ihnen aber erst ein Geständniß schuldig. Ich lebte einige Jahre mit einer Italiänerinn, die ich in ihrem Vaterland kennen gelernt hatte. Unsre Verbindung war so beschaffen, daß mir ein einziges, aber freilich ein sehr heiliges Andenken davon zurückgeblieben ist. Mein kleiner Theodor, jetzt über drei Jahre alt, ist auf Heubach bei meinem Pachter Franz erzogen, einem alten, braven Manne, der lange mein treuer Bedienter war. Ich ließ es auf die Eigenschaften, die ich an meiner künftigen Gattinn finden würde, ankommen, ob ich ihr das Kind anvertrauen, und unter welchen Bedingungen ich es anerkennen könnte. — In jenem Briefe hatten einige Worte auf den Knaben Bezug; die Blattern sind ihm eingeimpft worden: Franz meldete

mir, daß die Inokulation vollkommen glücklich von Statten gegangen wäre, so daß man von dieser Seite, wenn das Kind in andre Hände käme, ganz ruhig seyn könnte. Juliettens Charakter ließ mich für meinen armen Theodor eine günstige Zukunft hoffen, und schon oft hatte mich der Gedanke erfreut, daß der Dank, den ich ihr für des Kindes Glück schuldig seyn würde, ein neues Band zwischen uns werden müßte, selbst wenn keine Liebe sich in unser Verhältniß mischte. Indessen fühlte ich es als etwas Unfeines, mit meiner Braut von diesem Plane zu sprechen; ich rechnete, daß sie Theodors Vater, ob ich ihn gleich nicht als meinen Sohn erziehen lasse, früher oder später errathen würde. — Sie las den Brief. Wer ist Theodor? fragte sie unbesonnen, erröthete aber sogleich so heftig, daß ich anfing zu vermuthen, sie kenne jenes Verhältniß schon. Die Frage hatte ich übrigens vorhergesehen. Ich antwortete: ein kleiner verwaister Knabe, den ich erziehen lasse, um das Unrecht seines Vaters wieder gut zu machen, der nicht für ihn sorgte.

Trotz ihrem Erröthen hatte sie ihren Blick fest auf mich geheftet; ich hielt ihn aus, so heftig auch

mein Herz schlug. — Wo wollen Sie ihn hinthun? fragte sie leise, nach einiger Ueberlegung, und schlug die Augen nieder, als wäre sie die Schuldige. — — In dieser, wie in jeder ernsthaften Angelegenheit meines Herzens, muß Juliette mir rathen, sagte ich, mit sehr gemischter Empfindung. — — Sie nahm zögernd das Wort: Sollten wir ihn nicht zu uns nehmen? Ich werde in B., wo ich fremd bin, viel allein seyn, und Beschäftigung brauchen. — — Ihre Verwirrung nahm zu, die meinige in eben dem Grade; aber der Grund der ihrigen war reine, schöne Güte, in mir gohr Eifersucht und Unwille. — Sie erstaunen, mein würdiger Freund? — Ich sah offenbar, daß meine Verbindung mit Theodora ihr bekannt war. So fand ich in ihrer . . . . . Freundschaft für Julius Wiedervergeltung, in ihrer Bereitwilligkeit, mein Kind unter ihre Pflege zu nehmen, Gleichgültigkeit gegen mich. Ich suchte mich zu fassen; ich stellte ihr vor, welche Last sie damit übernähme. Sie stritt freundlich; endlich faßte sie meine Hand mit der ihrigen — mir schwindelten die Sinne, meine alberne Freundesrolle erstickte mich fast — sie drückte meine Hand an ihre Brust: Ludwig,

sagte sie, ich führte Ihnen Julius zu, um des Werthes willen, den er für mich hatte; geben Sie mir Theodorn, und wir sind dann quitt. —

Ich sank zu ihren Füssen, ihre Stimme war so zärtlich, wie ich sie nie gehört hatte — aber unruhig entschlüpfte sie mir; diese Stellung ist gefährlich, sagte sie — sie besticht, und Bestechung ist keines stolzen Mannes, keines redlichen Mannes Sache.

Sie verließ mich, und ich blieb, leidenschaftlicher als ich es Ihnen gestehen mag, zurück. Als ich sie wiedersah, war sie ganz die Vorige, ja so unbefangen, daß sie mit ihrer Tante von Theodorn sprach, und auf eine solche Weise, daß bei dieser kein Verdacht aufsteigen konnte.

Morgen ist unser Hochzeittag; in zwei Tagen reist Julius ab. Beide haben es so gewollt. Julius erklärt mit festem, ruhigem Ernst, er wünsche Zeuge unsrer Verbindung zu seyn. Sie läßt ihren Thränen freien Lauf, und sagt, er werde mit sanfterem Herzen scheiden, wenn er sie mit neuen Pflichten und einer neuen Welt beschäftigt zurücklasse. Freundlich ordnet sie alles an, zu unsrer Verbindung, und zu unsrer Abreise, die sehr nahe ist.

14.

Juliette an Julius. (Am Abend vor der Hochzeit.)

Nicht wahr, mein Freund, Sie erwarteten seit einiger Zeit, daß Juliette nicht hinterlistig oder gleichgül.ig entschlüpfen, daß sie offen und frei, wie das Geständniß war, welches zuerst uns band, Ihnen den Z.stand ihres Herzens an diesem Scheidewege entdecken würde? — Julius, entweder irrte ich mich, als ich Ihnen sagte, daß ich Sie liebte, oder ich liebe Sie nicht mehr. — Ob ich Ludwig liebe, weiß ich nicht; aber ich wünsche es. — Wird es mir schwerer, Ihnen dieses zu schreiben, als Ihnen, zu hören, was Ihr durchdringender Blick schon lange sah? — O Julius! Habe ich wirklich Unrecht an Ihnen gethan? — Ihre stürmische Heftigkeit riß mich hin; die Sicherheit, die mir das Bewußtseyn gab, einem andern anzugehören, verführte mich zu einem Verhältniß, das ich selbst nicht verstand. Meine kalte Unschuld erkannte nirgends Gefahr. Ich hielt den ungewohnten Eindruck neuer Erfahrungen für Liebe. Meine Empfindung für Sie nahm ich aus dem Zusammenhang meines Lebens heraus, wie etwas, das jetzt anfieng, und dann ein bestimmtes Ende nehmen

sollte. — Wenn Sie es nicht anders ansehen, wenn Sie nicht unglücklicher von mir gehen, wie Sie zu mir traten, da ich — ich in meiner kecken Unwissenheit Ihnen die Hand bot — so werde ich dieser Zeit mit freudiger Rührung gedenken können, als einer fremden, schönen Blume, die sich in den Kranz meines Lebens wand, deren Stamm ich nicht kannte, der keine ihrer Schwestern auf der Flur gleicht. — Und liebe ich einst — möchte es Ludwig seyn! — so erfahren Sie es. —

Ich schreibe diese Zeilen mit einer Wehmuth, die mein Herz zerreißt. Ich schreibe sie, willig ein Leben voll Kummer zu leben, wenn Sie glauben, daß ich es Ihnen schuldig bin. — Doch so lange ich Ihnen nicht verhaßt bin, bleiben Sie durch Briefe uns nahe. — Mein Herz, mein Gewissen wird es brauchen.

15.

Julius an Juliette. (Am Morgen des Hochzeittags.)

Liebes, gütiges Wesen! Wäre Ihr Irrthum dießmal nicht schmerzlich für Sie, so ließe ich Sie darin, um nichts Fremdartiges in Ihr himmlisches Gemüth zu bringen. — — Doch, Juliette! Sie liebten mich, aber ich wußte, daß es nicht

von Dauer seyn könnte. Darum blieb Ihre Unschuld mir heilig. Ich war der erste Mann, dem Sie so kühn sich nahten. Die Natur behauptete ihre Rechte, und ein Funken von der Flamme, die mich verzehrte, wärmte den blanken, reinen Stahl, der Ihre Brust bepanzert. Doch weibliche Vollkommenheit schmiegt sich aus eigener Wahl unter das Gesetz der Sittlichkeit, das zu hassen mein Schicksal mich zwang. Dießmal war Ihnen unter diesem Gesetz ein Loos beschieden, wie es selten in den herzlosen Banden der Gesellschaft ausgezeichneten Menschen zu Theil wird. Als Ludwig nahte — den ich mit Freuden für besser erkenne, als ich bin — da traten Sitte und Zucht auf seine Seite; männliche Sanftheit, beherrschte Begierde, vollendeten seinen Sieg. Das gebildete Weib wandte sich ab von dem rauhen Wilden — und er flieht begnügsam in seine Einöde zurück.

Ich sollte unglücklicher von Ihnen gehen, als ich zu Ihnen trat? Drei Monate Glück sollten mich unglücklicher gemacht haben? — Nein, Juliette! Ewig meine Juliette, denn kein Gott raubt Ihr Bild aus meinem Herzen. — Diese Sorge störe Sie nie! Genießen Sie Ihr neues Daseyn,

so wie Sie den freundlichen Augenblick, in dem ich den ganzen Freudenbecher leerte, den mir das Schicksal unerwartet aufgehoben hatte, nicht verschmähten mit mir zu theilen. Genießen Sie, beglücken Sie; denn die Zeit entflieht, mit ihr eine Täuschung nach der andern — möge keinem der Ihnen zugemessenen Augenblicke die seinige fehlen, bis der dunkle Vorhang niederfällt, jenseits dessen alles schweigt!

Der Schiffer, der lange auf wilden Meeren mit allen Mächten des Verderbens kämpfte, landet endlich an dem grünenden Ufer, wo die Fülle der jugendlichen Natur ihm entgegen lacht. Hier erholt er sich, genießt, schwelgt, aber seines Bleibens ist nicht in den seligen Fluren; es schlägt die Stunde der Abfahrt, er vernimmt das Zeichen das ihn zum Schiffe zurückruft, und gestärkt zu neuem Kampfe, eilt er dem kalten, unwirthbaren Element wieder zu. — Freundliche Seele! Glänzende Erscheinung in dem trüben Nebel meines Daseyns! Lassen Sie getrost dahinfahren „den umgetriebnen Sohn der Erde:“ so kahl und nichtig er auch da steht, nie wird er so verächtlich seyn, daß Ihr Glück ihn ärgere.

16.

Ludwig an den Major S.

Morgens. Ich verstehe Julietten nicht mehr; sie ist auch mit sich selbst nicht mehr einig. Sie liebte mich — in der That, sie fieng an, mich zu lieben: ihr Wesen war weiche Schonung gegen Julius, entzückende Schaamhaftigkeit gegen den Bräutigam. Ich bewachte mich immer mehr, um ihr keine Leidenschaft zu zeigen, um ihr stolzes, schönes Herz, wenn es noch schwankte, nicht durch den Schein von Ansprüchen aufzuscheuchen. Auch habe ich an der Veränderung, die ich seit ein Paar Stunden bemerke, gewiß keine Schuld; sie wirft mir in ihrem Innern nichts vor; sie ist ängstlicher, ungleicher, behutsamer, — aber sie scheint meine Unruhe zu errathen, sie will ihr begegnen. Sie hat, ohne Veranlassung, von unsrer künftigen Einrichtung gesprochen, mit einer Art, die mir zeigen sollte, daß ihr die Zukunft angenehm ist. — Sie erhielt diesen Morgen einen Brief; sie entfernte sich, um ihn zu lesen: von dem Augenblick, da sie zurückkam, fieng die Veränderung an. —

Julius brachte den ganzen gestrigen Abend bei Hofe zu. Ich wünschte, ich hätte ihn gestern gesehen, ob vielleicht — — Gott, wenn ich sie unglücklich machte! — Wie ich Julius kenne, ist es unmöglich, daß er nicht wahr gegen mich gewesen wäre. Ich kann sie keinem Andern überlassen, wenn sie diesen nicht liebt. — Daß aber nur meine Wünsche mich nicht verblenden!

Mittags. Eine sonderbare Stimmung für einen Hochzeittag! Juliette scheint mir bald ängstlich, bald still ergeben. Unser guter Vater ließ mich rufen. An ihm sehe ich keine Spur von Unruhe oder Ungewißheit über seiner Tochter Zukunft. Er gab mir den Ehekontrakt zu lesen; dann bat er mich, da die Zeugen schon gegenwärtig wären, meine Braut zu holen. Ich lauschte bang auf den Ausdruck ihres Gesichts, da ich den Auftrag ausrichtete. Sie erröthete, stand aber mit freundlicher Bereitwilligkeit auf, um mir zu folgen. An der Thüre überwältigte mich mein Gefühl; ich umfaßte sie, und rief: Juliette, handeln Sie freiwillig! Ich bin stark genung, um alles zu tragen. — Sie zitterte; doch bald blickte sie mir fest in's Auge, und sagte: Ich wünsche

und weiß keine theurere Bestimmung, als die Ihrer Gattinn. —

Sie kennen die unnachahmlich reine Wahrheit ihres Blicks: sie war bewegt, verworren, sie hielt ihn mit Gewalt fest; aber jenen Ausdruck hatte er ganz, und mein eigennütziges Herz glaubte sogar Liebe darin zu erkennen. — Sie betrug sich mit der liebenswürdigsten Jungfräulichkeit, mit dem Ernst, der dem Geschäft gebührte, mit einer Achtung gegen mich, die — mein hoch klopfendes Herz zusammenpreßte!

Jetzt schicke ich mich zur Ceremonie an. Wenn ich ein glücklicher Bräutigam bin, so bin ich wenigstens ein sehr furchtsamer Liebhaber. Durch die Art, wie ich heirathete, glaubte ich aller Gefahr einer Romanenbegebenheit aus dem Wege gegangen zu seyn, und befinde mich nun doch in der verwickeltsten gespanntesten Lage.

Am Abend des Tages nach der Hochzeit. In einer Stunde reisen wir ab. Ich wollte, Sie wären bei uns; Sie würden Julietten helfen zu dem Räthsel ihres eigenen Herzens den Schlüssel zu suchen. Ich darf es nicht — und zittre doch, daß sie über diesem Suchen ihr Glück verliere.

Es ist etwas in ihr, das Julius angeht, das sie schmerzt, doch ohne sie eigentlich zu beunruhigen. —

Er war gestern bei unserm kleinen Abendessen. Er hatte seine ernste Stimmung, die ihn sehr liebenswürdig macht, und die Achtung, die er, wie immer Julietten bezeugte, schöner hob. In ihrem Betragen gegen ihn war — für den scharfen Blick wenigstens, den die Situation mir gab — Zwang, Scheue. Alles hochzeitfestliche war vermieden. Julius entfernte sich mit den wenigen übrigen Gästen: die Abrede war, daß er diesen Morgen Abschied nehmen würde.

Juliette folgte, wie gewöhnlich, ihrer Tante, als diese im Begriff war, sich auf ihr Zimmer zu begeben. Die gute Frau schien verwundert, und öffnete den Mund, sehr vermuthlich um etwas Albernes zu sagen. Ich trat zu ihnen, ergriff die Hand meiner — Frau, küßte diese Hand, wie jeden Abend, und sagte ihr gute Nacht. Eine hohe Röthe übergoß ihr Gesicht; sie senkte den Blick, den sie erst stutzend auf mich geworfen hatte; sie hielt mir ihre Wange zum Kuß hin. —

Mit so kühner Sicherheit trägt sie den Zunder bis an den Rand des Vulkans! — Aber in die-

sem Augenblick sah, fühlte, wünschte ich nichts, als den zärtlichen Dank, den ich in ihrem gesenkten Blick las. Ich berührte mit meinen Lippen die dargebotene Wange, und entfloh.

Jetzt war ich — allein! Die Sorge für das liebenswürdige Geschöpf, das nun mein gehörte, dessen Glück nun das meinige war, verdrängte jede andre Empfindung, und kühlte mein heisses Blut.

Am Morgen erwartete ich Julius, der mit uns frühstücken sollte, ehe er abreiste. Ich war im Herzen unzufrieden mit ihm. Ich begriff nicht, wie er d i e s e Abschiedsstunde wählen mochte. Darum — vielleicht hat es mein alter Freund schon errathen — wenigstens a u c h darum brachte ich gestern ein Opfer, das meiner Juliette ersparte, heute vor ihm zu erröthen. —

Die Stunde, wo Julius zu kommen versprochen hatte, war verflossen, als Juliette hereintrat. Sie trug einen Blumenkorb; sie gieng so rasch auf mich zu, daß ich den Ausdruck ihres Gesichts nicht hätte beobachten können, selbst wenn sie es nicht mit ihrem Tuch bedeckt hätte. Schluchzend fiel sie in meine Arme — Julius ist abgereist, sagte sie leise.

Julius hat um Mitternacht, einige Stunden vor dem Prinzen, die Reise angetreten. Bei ihrem Erwachen wurde Julietten das Körbchen voll Rosen, Lilien und Immortellen zugestellt; ein dunkelfarbiges Band umschlang die Blumen, mit den Worten:

„Auch ich war in Arkadien.“

Ich war von ihrem Schmerz, ich war von Julius feinem Gefühl zu tief bewegt, als daß ein selbstsüchtiger Gedanke in mir hätte aufkommen können. Juliette fand in meinen Armen, was sie da gesucht hatte: Theilnahme und Achtung für ihre Empfindung. Sie ist sehr gerührt, aber es scheint Bedürfniß für sie, mit mir zu seyn. Sie spricht von Julius ohne Verlegenheit. Ich weiß nicht, ob es vielleicht ihr Wunsch wäre, daß ich ihr Anlaß gäbe, mir ihr Verhältniß mit ihm näher zu erklären. Aber als Liebhaber wäre ich nicht kalt genug, das anzuhören, und für den Gatten — hätte es etwas Fantastisches, auf die Spitze Gestelltes, das ich nicht möchte. — Mit Zuversicht glaube ich es: sie wird mich lieben — warum sie aber mehr als je fürchtet, mich das hoffen zu lassen, warum sie mich mehr als je zur

Rolle des Freundes zurückzuführen sucht, warum — — Ich denke überhaupt, lieber Major, Sie rechnen mir meine Billigkeit gegen Julietten und Julius zu hoch an, und so möge ich denn immerhin in Ihrer Meinung etwas verlieren, wenn ich Ihnen bekenne, daß es mir nur erst seit Julius entfernt ist, leichter wird, die Lösung aller Räthsel ihres Herzens von der Zeit zu erwarten.

17.

Juliette an den Major S. (Aus W.)

O mein theurer, ehrwürdiger Freund, ich fürchte, Sie hatten eine zu hohe Meinung von Ihrer jungen Schülerinn, und das thörige Mädchen hat sich in ein Unternehmen verwickelt, bei welchem ihre Ruhe — und leider auch die Ruhe des edelsten Mannes auf dem Spiele steht!

In der Zuversicht meiner kurzsichtigen Unschuld genügte es mir, daß ich Sie ruhig abreisen sah. Ich hatte wohl bemerkt, daß Sie mich scharf beobachteten; aber ich war auch überzeugt, daß Sie mich verstanden, und als Sie mir beim Abschied leise sagten: Bleiben Sie nur wahr, Juliette, und Sie bereiten Ihres Ludwigs Glück — da sah ich

mich triumphirend schon am Ziel. — Ach, es kam die Zeit, wo ich nicht mehr wahr bleiben konnte! Ich muß ihm meine Liebe verbergen, und diese seltsame Nothwendigkeit beweist mir, daß ich eine eitle Thörinn war, mein Herz und die Herzen dieser Männer mit meiner Kindervernunft am Leitseil führen zu wollen. Könnten Sie doch alles in meinem Innern lesen, und mir das Geständniß ersparen, zu dem mir ohnehin ewig die Worte fehlen werden! So werde es Ihnen dann in den Worten eines Andern offenbart. — Hier! Sehen Sie, lesen Sie meine letzten Zeilen an Julius, und seine Antwort — seine grausame, beleidigende Antwort! — Und doch war er ein edler Mann! O wohin hätte er sonst die stolze Thörinn verleiten können! Seinem Edelmuth verdanke ich die Reinheit meines heutigen Schmerzes, den Trost einer zum Entsagen verurtheilten Liebe. —

Sagen Sie mir, werden Sie nicht auch im Namen Ihres Geschlechts mich beurtheilen, wie der harte, starre Julius? Wird nicht Ludwig am lautesten rufen: ihr jugendlich warmes Blut riß sie zu Julius hin, und eben das war es, was mir so schnell ihre Gunst erwarb? — Ach, fühlen

Sie wohl auch, mit welcher unaussprechlichen Beschämung ich dieses schreibe? — So dürfen wir also nie über die enggesteckten Grenzen der Konvenienz hinausgehen, ohne vor dem Richterstuhl der Sittlichkeit verantwortlich zu werden!

Begreifen Sie nun, mein Freund, wie verworren meine Zukunft ist? — Ludwig sieht, daß mein ganzes Herz mit jedem Tage mehr sein wird: wie unerklärlich muß ihm aber die geheime Scheue seyn, die mich von ihm entfernt hält? So wird er dann irre an mir, und er kann noch lernen der Vergangenheit mißtrauen, die mich ihm doch theuer machte. Würde er endlich des räthselhaften, zweideutigen Mädchens müde, so dürfte keine Klage über meine Lippen kommen, ja ich dürfte keine in meinem Busen dulden — so unaussprechlich elend ich dann auch wäre, und er mit mir, denn er wußte, daß ich ihn beglücken würde, ich allein!

Diese Ueberzeugung, die ich mit ihm theilte, war es ja doch, was mich zuerst mit meinem eigenen Herzen bekannt machte. Er fand es nicht frei; es war heftig beschäftigt, es war schmerzlich voll: nichts an Julius that mir wohl, und alles

riß mich hin. Da erschrak ich vor der Uebereinstimmung in meiner und Ludwigs Weise zu empfinden und die Dinge anzusehen. Es war mir wie in einem schweren Traume, wo man sich ängstigt, weil die Menschen die Gestalten verwechseln. Diese Uebereinstimmung hatte ich zwischen Julius und mir so vermißt; jetzt fand ich sie bei dem Manne, gegen den ich gleichgültig zu seyn glaubte. Auch wenn die Vorstellungen, die Ansichten des Mädchens verschieden seyn mußten von denen des Mannes, schritt Ludwig fest und ruhig fort auf Höhen, die mir zu steil waren, indeß Julius in gleichem Falle feindselig gegen sich und andre dahin stürmte, und der Angst zu trotzen schien, mit der ich ihn am Rande des Abgrunds schweben sah.

Schon dankte ich dem guten Schicksal, das mich so freundlich in den Hafen führte. Ohne jene Zeilen von Julius wäre die holde Täuschung nicht von mir gewichen; ich hätte es — wenn auch erröthend — Ludwig gestanden, daß die Liebe das stolze Mädchen gestraft habe, die nun willig ihre Macht erkenne. —

Und jetzt — Sie werden wissen wollen, was ich von der Zukunft hoffe? — Oft hoffe ich freilich

noch, ich hoffe oft viel — oft aber nichts mehr! Ich lebe neben ihm, bin seine Gesellschafterinn, besorge sein Hauswesen, erziehe sein Kind — denn daß Theodor sein Kind ist, wissen Sie wohl schon längst? — O es wird mir leicht, liebenswürdig zu seyn: ich bin es ja für ihn! — Aber um so schwerer wird es mir, nicht liebend zu scheinen. — Vielleicht — wenn die Zeit mich bewährt hat — wenn er nicht mehr an mir zweifeln, nicht mehr irre werden kann an mir — Fände er aber früher ein Weib, die ihm mehr — die ihm alles gewährte — — O dann wäre ich härter bestraft, als meine Thorheit es verdiente — so hart, daß selbst Julius um mich weinen würde! — Dann überließe ich ihn seinem neuen — ach doch kümmerlichen Glücke! flöhe in Ihre Arme mit meinem, mit seinem Theodor — bei ihm bleiben könnte ich nicht, wenn er nicht ganz mein wäre!

18.

Ludwig an den Major S.

Sie haben meine Zweifel, meine Sorgen getheilt; — vernehmen Sie nun auch, daß Ihre Freunde glücklich sind! Es ist mir gelungen.

Ich bin dafür gelohnt, daß ich andrer Leidenschaften, andrer Rechte, neben den meinen anerkannte. Ich bin unendlich gelohnt — Juliette ist mein.

O es ward mir oft schwer! Oft wollte mein Herz mich bereden, daß ich es in meiner Rechnung vergessen hätte, wie ich mir so oft vorgenommen, von dem Mädchen, die ich so auf eine Unterhandlung hin heirathete, auch keine Liebe zu fordern. Dann hielt mich nur die Vorstellung von dem Glück, das meiner wartete, wenn Juliette endlich von selbst den geheimnißvollen Zwang zerstreuen würde, der ihr Wesen umhüllte. Wenn ich ihre unbefangene Thätigkeit, ihre Sorgfalt, ihre hausfräuliche Würde, mit aller weiblichen Grazie vereint, vor Augen hatte, dann dachte ich oft, es fehle nichts an unserm Glücke — bis wieder die fürchterliche Geisterstunde schlug — so möchte ich diese unerklärlichen Augenblicke nennen, wo ihre Angst, mir zu entfliehen, bewies, daß sie mir alles seyn wollte, nur nicht liebendes Weib!

Theodor war schon hier, als wir ankamen. Es ist ein schöner Knabe, das Ebenbild seiner Mutter, aber sanft und ernsthaft. Durch sie kam ein Strahl

von einem wärmeren Himmel in seine Organisation; sonst verspricht er, zu seinem und meinem Glück, nichts von ihr zu haben. Juliette begegnete ihm vom ersten Augenblick mit zarter Liebe; nach wenigen Tagen schien das Kind ihr ganzes Herz zu füllen. Sie ließ sein Bett neben das ihrige stellen. Sie behandelte den glücklichen Knaben mit einer Güte, einer besonnenen Strenge — daß meine Fantasie ungeduldig der Zukunft entgegenflog, wo sie diese geschickte Sorgfalt an ihren eigenen Kindern üben würde. Wahrhaftig Theodor flößte mir Eifersucht ein. Mehr als einmal hätte ich ihn hinwegreissen mögen; wenn sie ihn, zum Lohn für seinen Gehorsam für irgend ein schweres Opfer, an ihre schöne Brust drückte — konnte es denn schwerere Opfer geben, als das ich brachte? Und war es nicht eben dieser Lohn, der meinem Opfer gebührte? — Freilich war er es auch, den ich zum Opfer brachte! Und so irrte mein Herz in einem Labyrinth von Gefühlen; die größere Einförmlichkeit meiner hiesigen Lebensart machte meine Unruhe über mein Verhältniß mit Julietten auch stürmischer. Alles war in dem stillen Gange häuslicher Glückseligkeit, nur ihr

halsstarriges Herz leugnete die Liebe ab, die ihre Blicke, ihr Erröthen, die mir tausend Züge täglich verriethen.

Aber es kam der Augenblick, wo die gütige Natur siegte, über diese Verwirrungen siegte, die um so unauflöslicher schienen, als ihr Gewebe der Behandlung menschlicher Klugheit zu fein war. Sie hatte Theodorn bei sich, und den Sohn unsers krank gewordenen Gärtners. Der fremde Knabe empfieng allerlei von ihr, zur Labung für seinen Vater. Sie band alles zusammen in ein Tuch, und sagte spielend bei jedem Stück: das ist für den Vater — das auch für den Vater. — Theodor stand mit einem Stück Kuchen in der Hand, und sah dem Knaben nach, der jetzt das Zimmer verließ. — Das ist alles für seinen Vater? fragte er Julietten, die sich an ihre Arbeit setzte. — Ja. — Theodor blickte auf seine Näscherei: wo ist denn mein Vater? fragte er, und machte eine Bewegung mit der Hand, als wartete er auf die Antwort, um dem Vater das Backwerk zu geben. — Juliette erröthete; sie stand einen Augenblick an; dann sagte sie, so rasch als fürchtete sie, einen Augenblick später es

nicht mehr sagen zu mögen: Geh', frag unsern Freund, — so nannte sie mich immer gegen das Kind. Der Kleine, dessen Ideen unterdessen fortgehen mochten, hörte sie nicht recht; er lief sorglos zu mir, und reichte mir seinen Kuchen: Nun so iß! rief er, zu mir hinauflangend. —

Juliette neigte ihr glühendes Gesicht auf ihre Arbeit. Ich warf mich, mit dem Kinde in meinen Armen, vor ihr nieder. — Juliette, rief ich — ich will sein Vater seyn — sey aber auch endlich mein — meine Gattinn!

Der Zauber war gelöst. Ihr ganzes reines, stolzes Herz lag nun vor mir. Was uns bis dahin trennte, war eine Furcht, die sie mir auch jetzt nicht deutlich erklärte: sie warf sich vor, das Spiel ihrer Sinne gewesen zu seyn, und zitterte, daß ich darum ihre frühe Neigung für mich geringschätzen würde; Briefe von Julius, die sie mir aufgedrungen hat, machen mir alles verständlich. O diese Zartheit des Gefühls hat mein Glück lange von mir entfernt gehalten, aber ihr verdanke ich auch tausendfachen Genuß — auf diesem Wege lernte ich den ganzen Reichthum von Juliettens Wesen kennen!

Theodor ist nun mein Liebling wie der ihre. — Ihm fordre tausend Küsse ab, sagt sie, die er in deinem Namen von mir empfieng. — Und ich drücke ihn an meine Brust, weil er die Scheidewand niederriß, die unsre künstelnde Herzen zwischen uns aufgeworfen hatten. —

Die Blätter waren in dem kleinen Zirkel mit vielem Interesse gelesen worden. Als man sie dem Major wieder zustellte, lautete das Urtheil fast einstimmig: die guten Leute, und Juliette besonders hätten doch wohl mehr Glück als Verstand gehabt.

Hm! sagte der Major — ich diente während des siebenjährigen Kriegs in Friedrichs Heeren; wenn man den königlichen Helden für verloren gehalten hatte, und er plötzlich emporstand, seinen Feinden trotzend, da meinten immer Viele, dießmal hätte er wieder mehr Glück als Verstand gehabt. — Ungewöhnliche Menschen spielen ungewöhnliches Spiel, wobei sie allerdings Unglück haben können, wie Glück. —

Natalie hatte bisher geschwiegen. Eure altkluge Jugend, sagte sie zu den Andern, mag den

Bescheid hinnehmen von unserm jungen Greis. — Und doch, lieber Major, möchte ich Sie wohl fragen, ob Ihnen, wenn die Leutchen Ihnen so eines ums andre ihre Noth klagten, vor dem Ausgang nie bange war, ob Sie nie fürchteten, daß Sie dabei etwas zu bereuen haben würden?

Zu bereuen, Natalie? — Sie glauben doch nicht, daß ich bei diesen Menschen die leidige Rolle eines verborgenen Oberen gespielt habe?

Das nicht — Aber bei dem Vertrauen, das Ihnen alle schenkten, übersahen Sie ihre Lage besser, als jede der interessirten Personen es selbst konnte. Hieraus mußte bei Ihnen nothwendig ein gewisses Gefühl von Verantwortlichkeit entstehen. —

Nicht eigentlich. — Ich hatte nichts vor Augen, als die Charaktere dieser Menschen, und die gütige Natur, wie Ludwig sagt, und auch wo es am Bedenklichsten stand, rechnete ich fest, daß Beides sie auf keinen andern Punkt führen könnte. —

Das war eine sehr liebe, aber auch eine sehr kühne Zuversicht, mein guter Major — eine Zuversicht, die Juliettens würdig gewesen wäre!

Nun, nun — Die Vergleichung hat ihr Abentheuerliches, aber ich darf sie — von Natalien zumal — ohne Empfindung und ohne Beschämung anhören.

Wahrlich ja! sagte Natalie gerührt — Denkbar wäre es mir zwar immer, daß aus diesem Verhältniß zwischen diesen Menschen dauernde Mißverständnisse, Schwachheiten, Vergehungen, und für Sie, den Mitwissenden eines solchen Schicksals, unauslöschlich traurige Erinnerungen hätten entstehen können. —

Sie nahm wahr, daß diese Vorstellung, der sie selbst mit lebhafter Bewegung nachgieng, den Major heftig erschütterte; schnell lenkte sie ein: So sind wir Weiber! Es hat mich nach einem unblutigen Ausgang von Werthers Leiden gelüstet, und nun sinne ich mir für Ihre glücklichen, und des Glückes so werthen Freunde in B. — ein tragisches Schicksal aus!

Das
Urtheil der Welt,
eine
herrnhuthische Erzählung.

Unter der Brüdergemeine zu *berg lebt ein reicher und angesehener Mann mit seiner Gemahlinn, die ehemals seine Haushälterinn war. Bei den Weltkindern steht dieses Paar in einem wenig ehrenvollen und ziemlich platten Rufe: Herr von Schöneich — so urtheilt das Publikum — hat das Leben genossen, bis eine kluge Dirne den Zeitpunkt, wo die Fähigkeit zum Genuß von ihm, und er nothgedrungen von der Sünde Abschied nahm, zu ihrem Vortheil zu benutzen wußte — um die Lücken in einer solchen Geschichte auszufüllen, braucht es keiner Urkunden, und nur eines geringen Grades von Welt- und Menschenkenntniß.

Wie aber, wenn es sich mit dieser Geschichte ganz anders verhielte? Wenn ihr innerer Zusammenhang recht ehrenwerthe Dinge verbärge? Wenn das unscheinbare Resultat der Schicksale dieser Menschen aus vielen unbekannt gebliebenen, stillen Kämpfen, in denen einfache weibliche Tugend und wahre Heiligkeit geprüft und geübt wurden, entsprungen wäre; so wie hingegen manche glänzende Begebenheit, die ihre Helden dem Publikum empfiehlt, wenn sie gehörig ergründet würde, aus lauter Gemeinheit und Armseligkeit zusammengesetzt erscheinen möchte?

Auf der östlichen Seite des Thüringer Waldes liegt am Fuße desselben das gewerbsame Städchen Z., wo sich vor mehrern Jahren ein Zeugweber Namens Peter Stein angesiedelt hatte, ein geschickter Mann, der aus Schlesien kam, und zu den Herrnhuthern gehörte. Er war verheirathet, und hatte ein Kind, das Deborah hieß. Als fremder Handwerker, der sich noch obendrein durch seine Religion auszeichnete, hatte er keinen leichten Stand. Er arbeitete fleißig, wurde in keinem Wirthshaus gesehen, war dienstfertig gegen jedermann, und sprach von Niemanden Böses. Seine

Frau sah man fast nie außer dem Hause, wenn es nicht auf dem Markt oder in der Kirche war, und dann war sie freundlich und bescheiden. An Sonn- und Feiertagen nach dem Gottesdienst pflegte die ganze Familie spazieren zu gehen, der Vater mit glattem, sich schon bleichendem Haar, Frau Stein in schlichter Kleidung aus selbst gewebtem Zeuge, und Deborah, im schwarzen Mieder mit gestreifter Schürze, war schon ein großes Mädchen von zehn Jahren, wie sie der Vater noch an der Hand führte, und ihr über die Gosse half. Man hätte denken sollen, daß sich die guten Leute mit der stillen Wirthschaft, die niemand etwas in den Weg legte, Liebe erwerben müßten. Wenn man aber, in den niederen wie in den höheren Ständen, Menschen erlauben soll, sich auszuzeichnen, so müssen sie auf irgend eine Weise imponiren. Findet man sie anders als man selbst ist, und nur in einem Stücke, das man beurtheilen zu können glaubt, lächerlich, so verachtet man sie, und aus der Verachtung wird, wenn man sie täglich vor Augen hat, ohne in nähere Berührung mit ihnen zu kommen, endlich wohl gar Feindseligkeit.

Peter Steins häusliche Tugenden blieben den

zer Bürgern, die keinen Verkehr mit ihm hatten, unbekannt. Man bemerkte nur, daß er immer arbeitete, und dennoch immer ärmlich einhergieng. Saßen die Handwerker an Feiertagen auf den Bänken vor dem Bierhaus, und Peter Stein zog mit Weib und Tochter nüchtern vorüber, dem Gehölze zu, so gab das schon Unmuth unter den Bürgern. Mehr als einmal war man dann den Leuten nachgegangen, um sie zu belauschen: da lagerten sie sich an einsamen Fleckchen im Walde; die Mutter leerte ein Körbchen aus, das Deborah am Arme hergetragen hatte; es wurde ein kleines Mal von Obst und Brod verzehrt, für den Alten war ein Nößel Wein mitgebracht worden, wovon Frau und Tochter nie etwas genossen; in stiller Heiterkeit nahmen sie ihr Vesperbrod zu sich, und sangen nachher mit gedämpfter Stimme geistliche Lieder, bei denen sie sich zuweilen dergestalt in andächtige Wehmuth einwiegten, daß man den ehrlichen Peter Stein mit wankendem Schritt nach Hause schleichen sah, während Mutter und Tochter ihn mit rothen Augen begleiteten. Was konnte es aber anders seyn als Stolz, wenn Peter Stein lieber in den einsamen Wald gieng, als zu den

ordentlichen Bürgersleuten in's Wirthshaus? Und dort wurde gegessen und Wein getrunken; also war ihm das Bier zu schlecht. Wenn nun obendrein einer oder der andre dem gutgemeinten Gesang im Walde zugehört, und Ausdrücke aufgehascht hatte, an denen seine von der Wanderschaft mitgebrachte Aufklärung ein Aergerniß nahm, so war des ärgsten Spottes kein Ende, und der gute Mann, der im Vorübergehen mit dem Frieden grüßte, von welchem sein Herz voll war, hieß ein Trunkenbold und ein hochmüthiger Narr.

Es gieng selten eine Woche hin, wo nicht dürftige Wanderer, deren Kleidung oft so übel bestellt war, daß der Thorwächter sie nur nach genauer Besichtigung ihres Passes hereinließ, bei Peter Stein einkehrten. Frau Stein schlich dann sogleich nach der Schlachtbank, oder mit dem Bierkrug nach der Schenke, und Deborah trippelte sittiglich mit einem blanken zinnernen Teller zu dem Becker, um Kaffeebrödchen zu holen. Oefters sah man den Fremden erst nach mehreren Tagen wieder abziehen, und wer zerlumpt hereingekommen war, wanderte wohl mit einem neuen gestreiften Kittel oder Brusttuch, dessen Muster man von Peter

Steins Weberstuhl her erkannte, wieder zur Stadt heraus. Wenn nun die kleine Familie den sie verlassenden Gast an die Hausthüre begleitete, und mit Händedrücken und frommen Segenssprüchen Abschied von ihm nahm, so trat allenfalls ein boshafter Nachbar hinzu, fragte spöttisch: das war wohl ein Blutsfreund, den der Nachbar da bewirthet hat? — Es ist ein Bruder aus Gnadenthal, gab Peter Stein demüthig zur Antwort, ohne sich aufzuhalten, und verriegelte die Thüre. Da sieht man's, hieß es nun, um mit fremden Landstreichern zu prassen und Vagabunden zu kleiden, giebt der Betbruder so spärlich in die Armenbüchse, und zahlt eben nur was er muß, bei allen wohlthätigen Steuern!

Peter Stein hatte vorher in einer Herrnhuther Gemeine bloß nach der eingeführten Ordnung gelebt, ohne größere Spannuug oder Schwärmerei, als die meisten seiner Brüder zur Erfüllung ihrer Religionspflichten bedurften. Was aber dort allgemeine Sitte war, wurde in Z. Absonderung, und wenn selbst ausgezeichnete Charaktere durch Lagen, die sie von der Welt um sie her absondern, leicht einen Zusatz von Uebermuth und Ei-

gensinn erhalten, so müssen bei gewöhnlichen Menschen, zumal wo Religiosität im Spiele ist, in solchen Lagen noch seltsamere Mischungen herauskommen. Wir wollen also nicht bestimmen, wie viel demüthigen und furchtsamen Stolz das Gefühl, um eines besseren Glaubens willen verachtet zu seyn, im beschränkten Gemüth unsers ehrlichen Zeugwebers hervorbringen, und wie viel Nahrung er auf diese Weise dem unverdienten Haß seiner Z.er Mitbürger bieten mochte.

Wie Deborah das zehnte Jahr zurückgelegt hatte, beschloß ihr Vater, dem doch nicht wohl dabei war, sie in dem zarten Alter, wo das Herz jedem Eindruck offen steht, von lauter Weltkindern umgeben zu sehen, sie nach Ebersberg zu schicken, um sie dort im Mägdleinhause erziehen zu lassen. Das gute Kind ängstigte sich anfangs sehr, sich von den Eltern, und ihrer kleinen Wohnung, und dem Fichtenwäldchen, wo die Familie ihre Liebesmale hielt, trennen zu müssen. Mit Zittern hörte sie die Stunde schlagen, welche bestimmt war, in der Gegenwart eines fremden nach Ebersberg reisenden Bruders zu loosen, ob sie jetzt würklich die Reise antreten sollte. Ihre

Wangen glühten, indem sie die Hände zum Gebet faltete, und große Thränen drangen durch ihre langen bräunlichen Wimpern hervor, wie sich die Eltern, nachdem sie gebetet und die Sache nochmals reiflich überlegt hatten, mit dem Fremden um einen Tisch im Kreis stellten, und der Vater nach herrnhuthischer Sitte das Loos zog. Es fiel bejahend aus: nun war der Wille ihrer Eltern zu des Heilands Willen geworden; von dem Augenblick an waren ihre Thränen getrocknet — ihr junges Herz empfand fromm und sanft die Freude, ihren liebsten Wunsch: ihre Eltern nicht verlassen zu müssen, Gott zum Opfer zu bringen.

Zu Ebersberg verwandelte sich die Ergebung sehr bald in zufriednen Gehorsam bei Erfüllung aller Pflichten ihrer neuen Lebensart. Sie war vorher nie mit einem Geschöpf ihres Alters zusammen gewesen, sie hatte bei den Verhältnissen ihrer Eltern überall ein gewisses, ihr selbst unbekanntes, furchtsames Gefühl mit sich herumgetragen, und mußte Handlungen, die ihr als Pflicht geboten waren, immer halb insgeheim verrichten. Hier fand sie sich auf einmal in dem vollkommensten Einklang mit allem, was sie berührte. In

gleicher, unendlicher Liebe schloß sich ihr Herz ihren Gespielinnen und ihren Lehrern auf, und schwamm selig entzückt in dem frommen Frieden, der es rings umgab. Mit einer Innigkeit, die oft ihre schönen Augen mit Thränen füllte; ließ sie ihre reine Stimme im Chor der Schwestern ertönen, wenn es in den Kinderstunden dem Prediger mit Gesang antwortete. Zu ihrem besonderen Glück hatte sie eine vortreffliche Schulmeisterinn, eine Frau, deren Uebergang aus der Welt in die Gemeine mehr durch ein wundes Herz als durch ein scheues Gewissen bestimmt worden war. Diese wußte die äußerlichen strengen Vorschriften mit dem Geiste der reinsten Liebe zu einem höchsten Wesen, und dem Bestreben, sich ihm auf diesem Wege zu nahen, zu beleben. Sie bemerkte Deborahs aufkeimende Schönheit, und es war ihr bekannt, daß sie nicht in der Gemeine bleiben, sondern unter andre Glaubensgenossen als Separatistinn zurückkehren würde. Weit entfernt, sie mit blindem Eifer vor Verführung zu warnen, stimmte sie bloß ihr Herz zu einer sanften Duldung, die ihr die künftige Vereinzelung weniger empfindlich machen würde. So wie derjenige,

sagte sie oft zu dem gelehrigen Mädchen, welcher mit irdischen Gütern gesegnet ist, seinen ärmeren Brüdern mittheilen soll von seiner Haabe, so wird es deine Pflicht seyn, denen, welche ärmer sind am Geiste Gottes, wohlzuthun mit diesem Geiste, der da ist der Geist der Liebe.

In glücklicher Einförmigkeit verflossen Deborahs Kinderjahre. Jedes ihrer Gefühle, jeder ihrer Gedanken lag in ihrem Gesicht, wie in einem reinen Spiegel, offen am Tage. Am Abend faltete sie ihre Hände, im seligen Bewußtseyn, mit ihrem Heiland, der ihr das Urbild des Besten und Schönsten war, vereint zu seyn, nachdem sie jede kleinliche Bedingung, unter welcher ihr dieser Lohn verheißen war, ungezwungen erfüllt hatte, und so lag sie da, das holdeste Bild des guten Gewissens, und schien dem Engel der Unschuld, dem sie glich, im Traume zu lächeln.

So war Jahr auf Jahr das fünfte dahin, als ihr der Vater meldete, daß er sie am nächsten Osterfeste von Ebersberg wieder abholen würde. Die Umstände ihrer Eltern hatten sich inzwischen verschlimmert. Durch den häufigen Zuspruch von nothleidenden fremden Brüdern war nach und nach

ein Mißverhältniß zwischen der Einnahme und der Ausgabe entstanden. Die Mutter hatte einen unglücklichen Fall gethan, von dem sie nach langen Schmerzen ein lahmes Bein behielt. Ein guter Theil des Hauswesens mußte einer Magd anvertraut werden, die sich gegen eine fremde, und fremdgläubige Herrschaft nicht zu einem sonderlich zarten Gewissen verpflichtet hielt. Am Osterfest machte sich Peter Stein auf den Weg zu seiner Deborah, die nun stark genug seyn mußte, um die Stelle der kränklichen Mutter im Hause zu ersetzen, und geschickt genug, mit zum Erwerb beizutragen.

Er hatte sie in den fünf Jahren nicht gesehen. Kaum mochte er seinen Augen trauen, als ihm statt des kleinen rundköpfigen Mädchens in der Kinderhaube, eine schlanke Jungfrau, sittsam blühend in der sonst entstellenden Schwesterntracht entgegentrat, und halb kniend, mit leiser, süß-lispelnder Stimme und unter Freudenthränen um seinen Segen bat. Das dichte, weisse Häubchen versteckte ihr blondes Haar, und schloß sich fest an die vollen Wangen, an den blendenden Hals. Aber glänzend rein stand die edle Stirn über der zar-

ten griechischen Nase, das dunkle blaue Auge blickte empor, wie das Auge der heiligen Cäcilia, die von den Engeln singen lernt, und ein kunstliebendes Weltkind, das sie so gesehen hätte, mit dem Ausdruck von kindlicher Liebe im feuchten Blick, die weissen Arme um des Vaters Nacken geschlungen, wäre ungeduldig gewesen, den schönen Kopf von seiner geschmacklosen Hülle zu befreien.

Sehr bekümmert über die schlimmen Nachrichten, die ihr der Vater von dem Befinden der Mutter brachte, eilte Deborah am folgenden Morgen sich zur Abreise fertig zu machen. Die Trennung von ihren Gespielinnen und Lehrerinnen war ihr unendlich schmerzhaft; auch fürchtete sie sich vor Z., wo sie keinen Menschen außer ihren Eltern kannte, und nie mit Mädchen ihres Alters umgegangen war, und dachte sie vollends, daß sie ihre arme Mutter leidend, ja sogar außer Stand, sie auch nur in die Kirche zu begleiten, finden würde, so schauderte ihr vor der Zukunft. Still giengen der Vater und die Tochter neben einander her. In der Mittagsstunde setzten sie sich an einem Wasser, und aßen etwas von dem Vorrath, mit welchem die Schwestern sie auf die Reise ver-

sorgt hatten. Ach Vater, sagte Deborah, die lange in den hellen Strom geblickt hatte, daß doch jetzt ein Fisch da heraussprånge, wie es dem jungen Tobias begegnete, und ich heilte meine Mutter, wie jener seinem Vater das Gesicht wieder verschaffte! Warum wohl Gott, da die Welt so viel schlimmer ist, seine Engel nicht mehr sendet, uns zu geleiten?

Es freute der Vater sich innerlich über Deborahs fromme Bemerkung; indessen sagte er verweisend: ei, klage doch nicht! Er sendet uns Mosen und die Propheten: mögen wir diese nur verstehen! Dein Anblick wird die Füße deiner Mutter stärken, daß sie ihren Lauf muthig fortsetze, bis sie in jenen Freudensaal eintritt, da unsre Seele mit dem Blute des Lammes gewaschen, keine Makel mehr trägt.

Deborah betete still, und klare Thränen benezten ihre Rosenwangen.

Würklich stärkte ihre Rückkehr die gute Mutter, sie ertrug ihre Leiden heiterer, und die Wirthschaft gewann etwas durch Deborahs Aufsicht; doch konnte sie in der theuern Zeit bei den Kriegsunruhen nicht wieder gedeihen. Die Fabriken setzten

nichts mehr ab, und bedurften keiner Zufuhr mehr. Peter Stein saß traurig vor seinem Weberstuhl, der oft Wochen lang leer stand, er besaß kein Kapital, das er zum Ankauf von Materialien hätte anlegen können, um in Vorrath zu arbeiten. Dafür las er fleißig in seinen frommen Büchern, und hielt sich damit hin, so daß er selten eher an den Mangel dachte, als bis er ihn fühlte. Nachdem er den Morgen halb im Traum mit Lesen zugebracht hatte, so fiel ihm erst am Mittag ein, wenn statt der guten Suppe und des Fleisches, die ihm seine Hausfrau sonst vorzusetzen pflegte, Deborah mit niedergeschlagenen Augen Kartoffeln und Salz auftrug, daß es sich sehr zu ändern anfienge.

Die armen Leute kamen immer mehr herunter. Einen Mittag waren auch keine Kartoffeln mehr da. Die Stunde war längst vorüber, und Deborah erschien nicht. Der Alte stand auf, um in der Küche nachzusehen. Da trat eben Deborah mit glühend rothen Wangen in das Haus; sie brachte Brod und eine Wurst, die sie, nebst einem Nösel Wein, sogleich auf den Tisch setzte. Die Mutter sah mit einer Freude, welche die schmerzgewohn-

ten Züge verklärte, auf das Essen, und dann auf ihr Kind, und rief: O du, der deine Diener von Raben speisen ließest, womit verdienten wir sündige Menschen solches Heil?

Peter Stein horchte auf; er fragte, was ihre Rede bedeute, und warum man heute so festlich speise? Da erzählte ihm die Mutter, daß Deborah die drei letzten Nächte nicht zu Bett gegangen war, um eine Stickarbeit in weisser Leinwand, die ein Kaufmann bei ihr bestellt, zu beendigen. Es war die erste der Art, die in dieser Gegend zum Vorschein kam, sie war zu einem Nachtkleid für die Tochter eines der angesehensten Einwohner des Orts bestimmt: Deborah hoffte sich damit eine gute Erwerbsquelle zu eröffnen. Sie hatte aber alles Fleißes ohngeachtet nicht fertig werden können, bevor ihr kleiner Geldvorrath sich rein aufgezehrt fand. Nun hatte sie den Eltern kein Mittagsessen aufzutragen, oder sie mußte borgen. Borgen! Zum erstenmal borgen! — Doch vermochte sie es nicht über sich, die Menschen anzugehen, die sie so oft mit Spott, nie mit Vertrauen behandelten; weniger schrecklich war es ihr, in das Haus des Fabrikanten zu gehen, und dort auf ihre

in vier und zwanzig Stunden sicher vollendete Arbeit — vier Groschen zu entlehnen.

Vier Groschen auf eine Arbeit, die zu neun Thalern angeschlagen war? Die Commerzienräthinn Herrmann, bei welcher ihr Anliegen ausgerichtet wurde, konnte das nicht reimen; sie ließ das Mädchen hereinkommen, und befragte sie um den Fortgang ihrer Arbeit, von der sie vermuthete, daß sie nicht weit gediehen seyn möchte. Aus einem unraisonnirten Gefühl von Stolz und Unabhängigkeit, das sich bei dem Vorsatz zu borgen, in Deborahs Gemüth mit der Furcht, jemanden zu beeinträchtigen, vermischte, hatte sie beschlossen, nur so wenig zu fordern, und zugleich ihre Arbeit vorzuzeigen. Madame Herrmann erstaunte sowohl über die Zierlichkeit der Näherei, als über die kurze Zeit, in welcher sie so weit damit gekommen war. Sie rief einen jungen Mann, der am Fenster saß, ohne sich um den Auftritt zu bekümmern, herbei — sieh doch, August, sagte sie, welch ein artiges Geschenk deine Schwester da bekommen wird.

Er stand auf, und nahte sich mit einem freundlichen Gesicht, welches anfangs etwas Spott, dann

aber Bestürzung und Bewunderung ausdrückte: jener galt der Kleidung des Mädchens, die sie noch von dem Schwesterhause beibehalten hatte; den letzten Eindruck brachte ihre Schönheit bei dem jungen Manne hervor. Er suchte seine Bewegung, die aus dem Unvermutheten einer solchen Erscheinung entstand, zu verbergen, indem er die Arbeit genau zu betrachten schien. Madame Herrmann unterbrach sein Lob, und sagte zu dem Mädchen: was will Sie aber mit den vier Groschen machen? In ein Paar Tagen ist Sie ja fertig, und dann bekommt Sie gleich Ihr Geld. —

Deborah zitterte; sie glaubte, umsonst gebeten zu haben: peinliche Schaam färbte ihr Gesicht, ihr Auge füllte sich mit Thränen. Morgen werde ich fertig, sagte sie leise; wenn mir aber die Frau heute vier Groschen gäbe, so .... es ist wegen meiner Eltern —

Madame Herrmann war erst seit einem Jahr von L. hieher gezogen, wo ihr Mann die Fabrik gekauft hatte; sie kannte, als eine reiche Fremde, nur die besonders angesehenen Einwohner des Städtchens, und hatte eben keinen Trieb, sich um die andern zu bekümmern. Sie bemerkte ganz

gleichgültig gegen Deborah, daß sie doch wohl unmöglich bis morgen würde fertig werden können, gab ihr aber, auf Abschlag wie sie es nannte, einen halben Conventionsthaler. Deborahs Herz hüpfte vor Freude, sie dankte mit frommer Innigkeit, und flog zum Becker und zum Metzger, um ihrem Vater einen Festtag zu machen.

Die Hände betend gefaltet hörte Peter Stein, was die Mutter von Deborahs Arbeitseifer erzählte, und der Tochter ungeschminktes Geständniß, wie viel saurer ihr heute die Bitte um die vier Groschen als vier schlaflose Nächte geworden wäre, wie viel weher ihren Augen die verhaltnen Thränen, bis sie jenes Geschäft vollbracht, gethan hätten, als die feinen Stiche beim Lampenschein. Nun so esset in Gottes Namen! sagte sie endlich, und schob dem Vater den Stuhl an den Tisch. — Ja denn in Gottes Namen! sprach feierlich der Alte, und nahm die Mütze von der kahlen Scheitel, die eine schwärmerisch gefurchte Stirne krönte; schon hatte er die Lippen zum gewöhnlichen Tischgebet geöffnet, als er plötzlich inne hielt — ja, rief er dann, und hob die gefaltenen Hände empor, ja komm, Herr Jesu, und sey unser Gast! — O

du mitleidsvoller Wohlthäter, hier ist mehr wie das Scherflein der Wittwe — segne was du bescheret hast, und was die Thränen meines Kindes und deiner Magd schon heiligten. — — Hier erstickten seine eigenen Thränen seine Stimme. Deborah stand daneben heiter wie ein Engel, und dankte Gott für die Freude. Sie aßen still, wie Hungrige und Fromme.

Madame Herrmann dachte nicht mehr an Deborah, sobald diese das Zimmer verlassen hatte; wohl aber dachte August, ihr Sohn, an das Mädchen. Dem jungen Mann war ein sehr ansehnliches Vermögen bestimmt, er hatte studirt, war gereist, und hatte schon genug genossen, um zuweilen darauf zu gerathen, ob es nicht eine höhere Lebenslust gäbe, als die ihm Geld und jugendliche Sinne bisher verschafft hatten. Deborahs reine jungfräuliche Züge hatten ihn entzückt; ihr Anblick machte ihm plötzlich begreiflich, wie die alten Meister der deutschen Schule in ihren verhüllten hölzernen Figuren wirklich Ideale darzustellen sich bewußt gewesen waren. Eine solche Natur schwebte vor Dürers Seele, und dachte er sich diese oder jene Dürersche Gestalt, mit der Thräne im Auge,

den zitternden Lippen, halb lächelnd, halb betend, wie Debohrah da gestanden hatte, so bewunderte er den tief fühlenden und kalt schildernden Künstler.

Er setzte die unbedeutende Auskunft, die ihm seine Mutter wegen des Mädchens geben konnte, so gut es gieng in seinem Kopfe zusammen, und suchte einige weitere Erkundigungen einzuziehen. Den folgenden ganzen Morgen brachte er im Familienzimmer zu, in der Hoffnung, daß sie ihre fertige Arbeit bringen würde. Wirklich kam, noch ehe es Mittag war, Deborah mit klösterlichem Schritt, ihr schneeweissestes Käppchen um die glatte Stirne, über die Straße auf das Haus zu: August sah zum Fenster hinaus; sie erblickte ihn, und schlug, von einer lebhaften Röthe übergossen, die großen Augen nieder, die von den Nachtwachen angegriffen, etwas Verschleiertes, Scheueres hatten. Das Erröthen, der Ausdruck des Auges, mißverstanden vom leichtsinnigen Reichen, gaben Augusts Empfindungen eine neue Lebhaftigkeit, aber auch eine Mischung, die Deborahs nicht würdig war. Die Arbeit wurde bewundert, der bedungene Lohn ausgezahlt; man bestellte neue, und versprach, die Jungfer bei Bekannten zu empfehlen.

Madame Herrmann hatte sogar die Güte, sie zu ermahnen, daß sie ihre Augen nicht durch Nachtarbeit schwächen möchte. Sie gab bescheiden zur Antwort: sie würde das auch nicht mehr nöthig haben, wenn sie sich schmeicheln dürfte, immer beschäftigt zu werden. Sie gieng, ohne einen Blick auf August zu werfen.

Es versteht sich, daß August sehr bald zu Peter Stein gieng, um bei seiner Tochter eine Stickerei zu bestellen. So weit machte sich sein Plan von selbst, ohne daß er Ueberlegung dazu brauchte. Nun ließ er sich mit dem Alten in Gespräche über die Geschichte seiner Glaubensgenossen ein. Das wollte aber nicht weit führen: Peter Stein hatte die Scheue seiner Sekte, sich vor Fremden herauszulassen, und die Stumpfheit, welche Alter und lange Dürftigkeit geben; Deborah saß inzwischen stumm am Fenster, und nähte. Bei einem wiederholten Besuch gerieth August über die Einsilbigkeit des Vaters, und das Stillschweigen der Weiber, endlich in Verlegenheit. Wäre es noch einmal so gegangen, er wäre wohl gar weggeblieben. Doch als er wieder kam, traf er Deborah weinend bei dem Bett ihrer Mutter, deren Uebel sich bei

dem herannahenden Winter in Auszehrung verwandelte. Sie sprach von ihrem Tode, und setzte dem eigennützigen Schmerz ihrer Tochter den stillen Jubel der siegenden Christinn entgegen. August war mit guten Anlagen geboren; auf seinem ebenen Lebenspfad vor würklicher Verdorbenheit geschützt, fehlte ihm nur ein Anlaß, um sich Grundsätze zu machen für sein gutes Herz. Wenn er anfänglich im Stillen über das abentheuerliche Gewand lächelte, welches die Kranke der heldenmüthigsten Ergebung, den schwersten Lehren der Weisheit anlegte, so wandelte ihn bald ein ehrerbietiger Schauder bei dem hohen Sinne der Wahrheit an.

Vor dem man einmal weinte, der bleibt nicht mehr ein Fremder. Heute zum erstenmal öffnete Deborah den Mund gegen ihn, und dankte ihm beim Abschied für seine Theilnahme an dem Zustand ihrer Mutter. August schickte in den folgenden Tagen mehrmals Wein und andre Stärkungsmittel, wofür ihm Deborahs nasses Auge besser dankte, als es Worte gekonnt hätten. Mit unwillkührlicher Ehrfurcht durchdringt ein dem Tode geweihtes Wesen jedes fühlende Herz. Im Begriff, in Staub zu zerfallen, gehört diese irdische

Hülle einer furchtbaren, unbekannten Macht; das Leben will entfliehen — und wo flieht es hin? wie gehört es noch diesem erstarrenden Leibe, und denen, die um ihn her weinen? August wagte es eine Zeit lang nicht mehr, so unberufen in dieses Haus zu gehen. Doch endlich trieb ihn wahres Gefühl, wieder zuzusehen, was die Familie machte. Es war im December, beim Einbruch der frühen Nacht. Das ganze Häuschen war finster und still, nur in dem Zimmer, wo die guten Leute beisammen zu seyn pflegten, sah August eine Lampe flimmern. Wie er die Treppe hinaufgieng, tönte ihm ein sanfter Gesang entgegen. Deborah kniete an dem Bett der Sterbenden; sie sang eben die letzten Worte von Pope's bekanntem Liede:

Leiht, o leiht mir eure Schwingen,
Brüder, Geister, helft mir singen:
O Grab, wo ist dein Sieg? wo ist dein Pfeil, o Tod?

Sie hatte das Lied voll schauerlicher Salbung im Schwesternhause gelernt, wo man alles aufführte, was von schöner geistlicher Musik bekannt war. — O Grab, wo ist dein Sieg? wo ist dein Pfeil, o Tod? rief die Kranke matt, ließ die gewaltsam emporgehobnen Arme sinken, und lag da-

nieder. Deborah verhüllte ihr Gesicht in die Decke, bis ein Aechzen der Mutter sie emporriß. Sie unterdrückte einen Schrei des Schmerzens, und sagte, zum Alten, der stumm und in betender Stellung am Fuße des Bettes stand: Vater, ich darf wohl das Amt der Aeltesten verrichten, da ich allein hier bin. — Er kniete nieder. Sie legte beide Hände auf die Stirne der Mutter, richtete ihr Angesicht, in welchem Schmerz mit heiliger Würde kämpfte, gen Himmel, und sprach laut und fest die Worte der Einsegnung. Ihre Mutter war nicht mehr. Sie betete noch einen Augenblick leise, indem sie am Bett kniete; dann traten sie und ihr Vater zusammen, und gaben sich die Hände. — Gelobt sey der Heiland, sagten sie beide zugleich, und gesegnet seine Magd, die zur Seligkeit eingieng!

Jetzt blickte sie nach August hin, der herbeitrat, und dem Alten die Hand bot, aber mit ehrerbietigem Stillschweigen vor Deborah stehen blieb. Ein Gefühl von Anstand und sein gerührtes Herz hatten seine Knie gebeugt, wie die schöne Heilige den Segen über die Sterbende sprach, und der graue Alte zur Erde sank. Deborah hatte es wahr=

genommen, und der mit ihr gebetet hatte am Todesbett der guten Mutter, war kein Weltkind mehr, kein gefährlicher Mensch für sie.

Peter Stein wurde nach dem Tode seiner Frau völlig trübsinnig. Die Tochter ernährte ihn, und ihr Fleiß erhielt die Wirthschaft auf einem nicht ganz dürftigen Fuß, weil August die Zahlungen besorgte. Indessen mußte er behutsam zu Werke gehen; er wollte zwar das Mädchen nicht eigentlich verführen, aber sie besitzen, sie bilden, von ihr geliebt seyn; es war also nöthig, daß er ihr Vertrauen erhielt, und insbesondere den Gedanken nicht in ihr aufkommen ließ, als dürfte sie kein Geld von ihm nehmen: in dieser Absicht bezahlte er ihre Arbeit nur um so vieles besser, als es geschehen konnte, ohne durch eine Vergleichung mit dem Preise, den seine Mutter mit ihr ausgemacht hatte, Verdacht bei ihr zu erregen.

In des Vaters Gegenwart pflegte er sie nicht zu sehen, sondern er stand meistens in den Morgenstunden, wenn sie in der Küche arbeitete, neben ihr. Es war eine sonderbare Art von verliebten Zusammenkünften; wäre Deborahs Frömmigkeit bloße Außenseite, nicht inniger Glaube ge-

wesen, so hätten ihr Augusts Bemühungen schaden können, da ihr Kopf nicht dazu gemacht war, seine Philosophie zu fassen. So aber verwechselten sie bald gewissermaßen ihre Rollen. Er stieß sich immer weniger an ihre steife Tracht, an ihre gefaltenen Hände, an ihre frommen Formeln, und ihre Frömmigkeit wurde immer mehr durch Weichheit und Schwärmerei verschönert. Es fehlte endlich nicht viel, daß der Aufklärer zum Schüler wurde. Am Waschzuber, beim beräucherten, beeißten Fenster stand August, zwar nicht bekehrt, aber unfähig, diesem Mädchen eine andere als ihre eigenthümliche Tugend zu wünschen.

Auf diese Weise vergieng der Winter. Deborah liebte von Herzen, aber ohne sich's im einfachen Gang ihres fleissigen Lebens bewußt zu seyn. Wenn sie bei einem heiteren Sonnenblick eilig vom Arbeitsplätzchen am Fenster aufstand, um ihre Blumenscherben hinter die Scheiben zu stellen, raisonnirte sie nicht darüber, daß sie dem Aufblühen ihrer Schneeglocken, ihrer Hyazinten mit dem Vorsatz, sie August zu geben, entgegensah. Wenn sie trotz der harten Arbeit beim Schüren des Feuers, seit August an dem Heerde zu ste-

hen pflegte, immer weiße Schürzen vorband, fiel ihr nicht ein, daß dieß Liebe und Sünde wäre: sie kannte keinen Verführer als Satan, und August hatte am Sterbebette ihrer Mutter gebetet.

Zu Anfang des Frühjahrs bat sie August oft dringend, um ihrer Gesundheit willen, einen Spaziergang im Freien zu machen. Er wollte sie nicht durch die Stadt führen, weil es den Nachbarn auffallen würde; aber an dem Plätzchen im Walde, das ihr von den ehemaligen Sonntags-Spaziergängen her noch lieb und werth war, und von welchem sie ihm zuweilen erzählt hatte, bot er ihr an, sie zu erwarten. Sie lebte nun seit einem Jahre wie eingeschlossen zu Hause, und sie sehnte sich hinaus, wie sie des Nachbars Tulpen und Hyazinten Knospen treiben sah, während die ihrigen im dumpfen Zimmer verblühten. Der Vater, an Geist und Körper gleich krank, war zu keinem Ausgehen zu bewegen. Indessen bekämpfte sie ihre Sehnsucht, und widerstand den Bitten ihres Freundes, bis zum Himmelfahrtstag, da sie nach dem Abendmal, mit der Freude eines versöhnten Kindes in ihrem unschuldigen Herzen, einsam auf einem Um-

wege, um nicht am Wirthshause vorbeizukommen, auf den Wald zugieng.

Ihre Angst war groß, denn sie war nie allein vor dem Thore gewesen. Sie sah sich oft nach August um, und doch erschrak sie, als er ihr, gegen sein Versprechen, schon vor dem Wäldchen begegnete. Aber wie viel heftiger fühlte sie sich ergriffen, da er ihr sagte, daß er so schnell gekommen wäre, weil er auf eine lange Zeit Abschied von ihr zu nehmen hätte! Ein Handelshaus in Wien, mit welchem das seinige große Geschäfte machte, hatte einen bedeutenden Stoß erlitten, und er mußte eilen, dem Schaden vorzubauen, der daraus erwachsen konnte.

Jetzt empfand Deborah, wie unentbehrlich er ihr war, und sein Betragen lehrte sie heute, daß er ihr hätte gefährlich werden können. August war in Verzweiflung, sie verlassen zu müssen. Der Gedanke des Abschieds, mit einem häßlichen dunkel eigennützigen Gefühl, schnell noch zu genießen was genossen werden konnte, verbunden, machte ihn unbehutsam. Er hatte bisher, aus Furcht sie aufzuschrecken, kaum gewagt, ihre Hand zu berühren; jetzt faßte er sie, wie sie im Gras neben ihm

faß, um den schlanken Leib, und lehnte ihren Kopf an seine Brust. Es entstand bei Deborah eine Wallung, die ihr fremd war: plötzlich erwachten hundert, ihr bisher unverständliche Sprüche der Schrift in ihrem Gedächtniß — das ist Sünde! rief es ihr furchtbar in das Ohr; sie sprang zitternd auf.

August bemühte sich umsonst, sie zu beruhigen: er konnte es nur durch lebhafteren Ausdruck seiner Liebe, und jedes seiner Worte war ein neuer Lichtstrahl für sie. Doch war sie nicht mehr erschrocken, nicht einmal betrübt; sie wurde nur ernst, nachsinnend, zurückhaltend. Sie bat ihn, aufzubrechen, und weinte sanft, als er sie erinnerte, daß er Abschied von ihr nähme. Er schenkte ihr zum Andenken ein silbernes Etui nach der damaligen Mode, mit Fingerhut und Scheere; sie nahm es dankend. Als er sie nun bat, einen Beutel mit 20 Pistolen anzunehmen, schien sie wieder zu erschrecken. Aber Deborahs Betragen hatte auch ihn umgeändert: der Sinnenrausch war verflogen, er freute sich, sie während seiner Abwesenheit tugendhaft zu denken, und wünschte, sie unterdessen vor dem Drucke der Armuth schützen zu können. Wie er sie unentschlos-

sen sah, stellte er ihr ihre Lage vor, und gab ihr zu verstehen, daß seine Mutter ihre Arbeit nunmehr vielleicht weniger gut bezahlen würde. Der vorhergehende Augenblick hatte Deborah um vieles klüger gemacht; sie übersah den ganzen Zusammenhang, und schwieg weinend. Er sprach von ihrem alten Vater, dessen Pflege sie bald am Arbeiten verhindern, und die Ausgaben verdoppeln würde; sie nahm den Beutel hin, und rang die Hände.

Jetzt wollte er ihr einen Ring an den Finger stecken. Wie viel jugendliche Unbedachtsamkeit, welche die Konsequenz dieses Geschenks nicht berechnete, oder frevelhafter Leichtsinn, der sich's kein Nachdenken kosten ließ, ob einst ein weibliches Herz bräche, dabei im Spiele war, möchte schwer zu bestimmen seyn. Deborah wies aber den Ring kalt und muthig zurück: diesen, erklärte sie, könne sie nach ihrem Glauben nur von ihrem Vater empfangen. Als er sie nun auch um ein Andenken bat, gab sie ihm eine kleine hölzerne Gelddose, auf welcher der Spruch: „Liebet euch unter einander, gleich wie ich euch liebe," rund um einen schlecht gemalten Christus, der vor einigen Lämmern stand, geschrieben war. August lächelte, wie er die Worte

las. Deborah erröthete, und wollte die Dose — ihre Schulmeisterinn im Schwesterhause hatte sie ihr gegeben, und sie war ihr einziges Besitzthum dieser Art — wieder zurücknehmen. Aber August küßte die Dose, und schnell auch die ausgestreckte Hand, und steckte das Geschenk in seinen Busen.

Deborah war jetzt allein, und hatte keine Freude, als für August zu beten. Das that sie oft und innig bei ihrer Arbeit, und am Krankenbett ihres Vaters, dem erst nach dreimonatlichen Leiden die Wohlthat des Todes zu Theil ward. Seine letzten Stunden waren trüb und einsam. Er fühlte Deborahs Thränen nicht auf seinen Wangen, hörte ihr Gebet nicht, das um heitere Ergebung rang.

In Z. ist es Sitte, die Todten zu bewachen. Die nächsten Verwandten, Freunde, Nachbarn, kommen neben der Leiche, wenn kein anderes Zimmer da ist, zusammen, und essen und trinken die Nacht durch. Verwandte oder Freunde hatte Peter Stein nicht gehabt; der Todtengräber fand sich ein, die Leichenfrau, und eine Nachbarinn, für welche Deborah oft gestrickt hatte, schickte ihre alte Magd. Mit zerrißnem Herzen setzte die arme Deborah Kaffee, Bier und Branntwein vor,

und zog sich dann in einen Winkel neben dem Bett, wo ihr Vater auf dem Stroh lag, zurück.

Die Gesellschaft hatte sich satt getrunken und satt geschwatzt; es war nach Mitternacht, alles wurde still. Jetzt horchte zuerst die alte Magd, dann die Leichenfrau auf, und Deborah selbst wurde aufmerksam: aus einem Kämmerchen, wo Deborahs Bett stand, und zu welchem eine kleine Treppe aus der Wohnstube führte, tönte etwas, wie das Geschrei eines jungen Kindes. Die Magd stieg endlich hinauf, leuchtete gegen den Winkel, wo der Ton herkam, und rief der erwartungsvollen Gesellschaft zu: Ein saubrer Fund! Jungfer Deborah, das hat Sie wohl vergessen, dem Herrn Pfarrer zu sagen, daß er, außer der Leichenrede, auch Kindtaufe zu verrichten haben würde — Aber — Gott behüte mich! Zur Taufe ist es fast schon zu alt, setzte sie, die Stufen herabsteigend, hinzu, und brachte ein schönes Mädchen, das vier bis sechs Wochen alt zu seyn schien, herbei.

Alles stand stumm vor Erstaunen, bis ein boshaftes Lächeln auf den meisten Gesichtern die ganz vernichtete Deborah ahnen ließ, was ihr bevorstand. Von neuem erstarrend, hielt sie nun un-

willkührlich die Augen fest auf das kleine Geschöpf geheftet, das, durch den Anblick des Lichts beruhigt, lächelte und heitere Töne hervorstieß. — Es ist doch Schade, sagte die alte Magd, und trat grinsend mit dem Kinde an die Leiche hin, daß der Großpapa so ein hübsches Püppchen nicht groß werden sieht!

Ei, lieber sollte er die kalten Arme darnach ausstrecken, und es noch jetzt mit sich in die Gruft ziehen, damit die Stadt seine schändliche Heuchelei nicht erführe — sprach die Leichenfrau, mit einer Bewegung, als wollte sie die Hände des Todten zum Kinde führen.

Von einem unwiderstehlichen Abscheu ergriffen, stürzte Deborah auf den Todten zu, drückte mit einer Hand seine gefaltenen Hände fest, und riß mit der andern der Magd das Kind aus dem Arm. Sie fühlte was sie that, sie fühlte alle Folgen, sie sah sich von der ganzen Menschheit verlassen — mit tödtlichem Schmerz drückte sie das Kind an ihre Brust, an ihr Gesicht, und von diesem Augenblick war es ihr theurer wie ihr Leben, theurer wie Augúst, der am Sterbebett ihrer Mutter mit ihr gebetet hatte — so theuer, als hätte sie

es unter ihrem Herzen getragen, und mit tödtlichem Schmerz sich von ihrem Schooße loswinden gesehen.

Die Leichenwächter setzten sich wieder zum Bierkrug, und erwarteten unter Schmähungen, die das Ohr der mit dem Kinde im Arm sinnlos da sitzenden Deborah nicht trafen, den Morgen, um bei den Gerichten die nöthige Anzeige wegen des entdeckten Kindes zu thun. Das Kind fieng indessen aus Hunger wieder an zu schreien. Deborah wiegte es ängstlich auf ihren Armen, ohne zu denken was ihm fehlte. — Nun, Sie Rabenmutter, rief die Magd, will Sie es denn verhungern lassen?

Das niedrige Schimpfwort belebte einen Gedanken in Deborahs Seele, der ihr oft Trost gebracht hatte, und nun ihr Gefühl und ihre Fassung wieder erweckte. Der die jungen Raben speist, wird uns nähren! hatte sie oft mit stiller Ergebung sich selbst, und oft ihrer kranken Mutter vorgesagt, wenn eine schmerzlich durchwachte Nacht ihren Glauben geschwächt hatte. Jetzt knüpfte sich wieder an den kindlichen Spruch eine gewohnte Reihe von frommen, in Leiden geübten, für Leiden dankenden Gefühlen und Gedanken: sie holte,

ohne auf die Menschen beim Bierkrug zu achten, Brod und Zucker, die sie, in Wasser geweicht, dem Kinde gab.

Die Anzeige wurde gemacht, und Deborah hierauf vorläufig in das Stadtgefängniß abgeführt, von der Leiche ihres Vaters hinweg, die sie in den Händen der Spötter und Verächter ließ. In der Voraussetzung, er habe um den Fehltritt seiner Tochter gewußt, und die Taufe umgehen wollen, scharrte man ihn ohne Sang und Klang neben einem Selbstmörder ein, im öden Winkel des Kirchhofs, wo das Gestein des Todtengräbers Arbeit erschwerte, und kein Rasen auf den verurtheilten Hügeln wuchs.

Deborah betete und fütterte das Kind: ihr gottergebner Sinn füllte die lang gedehnten Stunden aus, bis sie auf das Rathhaus geführt wurde. Sie mußte das Kind mitnehmen, die Schmähungen des versammelten Pöbels begleiteten sie, auf dem ganzen Wege hörte sie hundertmal sagen: der Bastard sey der Mutter Ebenbild. Nun stand sie vor Gericht. Sie war in ihrem achtzehnten Jahre, neu wie ein Kind, aber zu frommer Achtung für das bürgerliche Gesetz, welches die Ver-

fassung der Brüdergemeinen schützt, auferzogen, ruhig in ihrer Unschuld, und im Uebermaaß ihres Unglücks. Ihr Erlöser schwebte ihr vor, der auch einst vor Gericht gestanden hatte.

Die Leute, welche den Todten bewacht hatten, legten ihr Zeugniß ab. Sie wurde gefragt, ob sie das Zeugniß anerkenne? Sie streichelte die Wangen des Kindes, das eben weinen wollte, und antwortete: Ja. — Sie wurde gefragt, ob sie sich zur Mutter des Kindes bekenne, und antwortete: Nein. — Die Fragen wurden verwickelter, die Antworten blieben gleich einfach. Ich weiß nicht mehr, sagte sie, als diese Leute wissen; das Kind ist in meine Kammer gelegt worden; wer es hineinlegte, weiß ich nicht.

Man gieng bei der schimpflichen Untersuchung nach einem vorgefaßten Urtheil zu Werk. Der böse Wille des Pöbels erstreckte sich auch auf die obrigkeitlichen Behörden. Deborahs einsame Lebensart, ihre Bekanntschaft mit August, ja selbst ihre vom Wachen an des Vaters Krankenbett geschwächte Gesundheit, waren lauter Umstände, die gegen sie gedeutet wurden. Sie bekannte nichts, und man konnte ihr nichts beweisen; aber man

glaubte ihr nicht zu viel zu thun, als man sie nach vier Wochen gefänglicher Haft heimlos und von allem entblößt in die weite Welt hinausstieß.

Die zwanzig Pistolen, die August ihr beim Abschied gegeben hatte, waren schon während der letzten Krankheit ihres Vaters sehr vermindert worden. Durch die Gerichtskosten und die Zehrung im Gefängniß war nunmehr nicht allein der kleine Rest dieser Summe, sondern auch der Erlös ihres Hausraths aufgegangen. Mit wenigen Groschen im Vermögen, und ihrer Hannah auf dem Arm, trat sie die Wanderung an. Den Namen Hannah hatte sie dem Kinde bei der Taufe geben lassen: denn in der Ungewißheit, ob ihm dieß Heil schon wiederfahren wäre, wollte sie lieber, indem sie die Obrigkeit ersuchte, dessen Taufe anzuordnen, sich noch verdächtiger machen, als bei einem Geschöpf, das eine Fügung des Himmels unter ihre Obhut gesetzt hatte, eine so heilige Pflicht vernachläßigen. Ohne allen Plan für die Zukunft, ohne Begriff, wie sie sich forthelfen möchte, war ihr Hannah, um derentwillen sie Ehre und alles verloren hatte, der einzige Halt, den sie noch auf Erden besaß. Seit vier Wochen

hatte sie ja Mutterstelle bei der kleinen Verlasse- nen vertreten, sie gepflegt, gefüttert, gekleidet — mußte die fromme Seele auch ahnen, daß die- ses Kind auf ihrem Arm ihr fortan jeden Anspruch auf jungfräulichen Ruf unmöglich machen würde, so stieg doch nicht der leiseste Gedanke, die Bürde von sich zu werfen, in ihr auf.

Sie benutzte in den ersten Tagen ihre kleine Baarschaft, um sich so weit als möglich aus der Gegend ihres Wohnorts, und ach! auch aus der Gegend von Ebersberg, wo sie erzogen worden war, zu entfernen. Sehr bitter war es für sie, sich nicht dorthin wenden zu können; aber trotz ihrer Unerfahrenheit fühlte sie doch, wie unglaub- lich ihre Unschuld den Menschen vorkommen müßte, und wenn ja die Macht der Wahrheit dort siegte, was könnte man endlich für sie thun? was durfte sie für ihre Hannah hoffen? Unterkunft in einem Waisenhaus? Eine Kost um Gottes willen? Und sie selbst arm und ohne Freunde, in den Augen der Welt doch immer entehrt, konnte nicht mehr im Mädchenhause, nicht mehr unter den Schwe- stern leben, und außer dem Schlafsaal und dem

Betsaal war ihr in *berg alles so fremd, wie die ganze übrige Welt.

In diese trübe Gedanken mischte sich manche bittersüße Erinnerung an dem Umgang mit August, der so viel zu dem Mißlichen ihrer Lage beigetragen hatte.

Sie war durch eine Ecke von Sachsen nach Franken hingewandert. An einem Abend kam sie durch einen Wald, und wollte noch das nächste Dorf erreichen. Hannah war unruhig, es schien ihr etwas zu fehlen; Deborah eilte schnell auf einem angenehmen Fußpfad fort. Aber die Kleine schrie bald so heftig, daß sie sich bei einem Busch mit ihr niedersetzen mußte; während sie des Kindes Kleidung untersuchte, ob an dieser etwas seinen Schmerz verursachte, und ihm liebevoll, aber von seiner und ihrer Hülflosigkeit durchdrungen, zusprach, kam ein sehr junges Mädchen, wohl gekleidet und von angenehmer Bildung, mit einem jungen Menschen von ohngefähr gleichem Alter vorbei. Sie sahen ihr einen Augenblick zu — das Kind ist hungrig, sagte das Mädchen unbefangen; geb Sie ihm die Brust —.

Deborah erröthete, und sagte: es bekommt sie nicht.

Wie? Und es sieht doch so gesund aus? — Zugleich hielt das Mädchen der kleinen Hannah ein glänzendes Etui hin; sie wurde still, und lächelte. — Wie alt ist es? fragte das junge Mädchen.

Deborah stammelte: Wahrscheinlich bald ein Vierteljahr —

Ist es denn nicht Ihr Kind?

Deborah hatte bisher bei solchen Fragen auszuweichen gewußt. Da sie in diesen Tagen schönes Wetter gehabt hatte, so war sie immer spät Abends in den Herbergen eingekehrt, und mit dem frühen Morgen wieder fortgegangen. Die beiden jungen Leute — fast noch Kinder — waren die ersten Wesen, die ihr mit kindlicher Theilnahme nahe traten; ihre Kleidung, ihr Anstand unterschieden sie von der Menschenart, vor deren Roheit Deborah sich bis jetzt ängstlich gehütet hatte, und flößten ihr, wo nicht Zutrauen, doch weniger Scheue ein. — Es ist nicht Ihr Kind? fragte auch der Knabe, und ließ die Kleine mit einem Zweige spielen, den er abriß.

Nein, sagte Deborah furchtsam; es ist .... verschämt sah das Mädchen, neugierig der junge Mensch sie an — es ist ein Findelkind —

Mit diesem Worte sprach Deborah zum erstenmale ihr Schicksal aus: es durchdrang ihr Herz wie ein neues Unglück; in Thränen ausbrechend, schloß sie Hannah an ihre Brust. Die jungen Leute drangen jetzt mit Fragen in sie, und sie erzählte ihnen ihre Geschichte. Erziehung hatte den ehrwürdigen Glauben an Tugend in diese Gemüther gepflanzt, und die Welt hatte ihn noch nicht zerstört. Mit glühenden Wangen ergriff das Mädchen des Jünglings Hand: Ach Bruder! wenn unsre Mutter noch lebte! .... Wenn meine gute Mutter noch lebte, setzte sie, gegen Deborah gewendet, hinzu, und Thränen füllten ihr Auge, Sie müßte bei ihr bleiben, und sie bekäme Arbeit und Nahrung, Sie und der arme kleine Engel, auf Zeitlebens. Aber jetzt — wir haben eine Stiefmutter — der Vater ist nicht daheim — doch etwas geben wird Ihr die Mama gewiß — das Kind ist ja so schön! Komm, Carl, wir führen sie auf das Schloß —

Ja, sagte Carl, aber ich rathe Ihr nicht, Ihre Geschichte zu erzählen — die Mama würde gewiß glauben, sie wäre erlogen. Wollte sie mir doch neulich nicht glauben, daß ich den Spiegel zerbro-

chen hätte, bloß weil ich von selbst zu ihr gegangen war, um es ihr zu sagen. Der arme Klaus will seitdem nicht mehr auf das Schloß; denn sie bleibt dabei, er habe ihn zerschlagen, und ich wolle ihn herauslügen. —

Deborah wäre nun gern den Kindern nicht gefolgt. Lügen und verbergen kann ich nicht, sagte sie; ich werde ja wohl mitleidige Menschen finden, die mir Arbeit verschaffen. Wenn ich nur für meine Hannah verdienen kann, was sie bedarf — für mich brauche ich wenig — Gott segne Sie für Ihren guten Willen — Und trösten Sie sich, Junker! Die Mama wird Ihnen endlich doch glauben, was Wahrheit ist. — Ach lieber Junker, ich will ja lieber kein Brod, selbst für mein armes Würmchen will ich lieber keins, als die Wahrheit nicht sagen. — Sagen Sie sie auch immer!

Sie hatte sich aufgemacht, und gieng. Die Kinder begleiteten sie, und baten, daß sie ihre Furcht überwinden möchte. Noch streitend, kamen sie an eine Gartenmauer, an deren Ecke Frau von B. in einem Pavillon saß; da sie ihre Stiefkinder hörte, fragte sie, mit wem sie sprächen. Nun mußte Deborah freilich hervorkommen. Junker

Carl hatte sehr richtig geahnet; nach dem herzlosesten Ausfragen wandte sich die Dame spöttisch gegen ihre Stieftochter: Das Mährchen haben sie sich aufbinden lassen, Fräulein Emilie? Schämen Sie sich! Fünfzehn Jahre, und noch so einfältig — Ihr aber macht, daß Ihr aus diesem Revier wegkommt; es darf kein Gesindel hier herumstreichen. —

Ach Mama, rief Emilie, gnädige Mama! Ich versprach ihr, Sie würden ihr etwas geben. — Machen Sie mir die Freude! Sehen Sie nur das liebe Kind — ach, und das Mädchen sieht so gut aus!

Deborah stand zitternd; sie stammelte: Seyn Sie ruhig, Fräulein! Gott wird uns Unschuldige nicht verlassen, er wird uns Menschen in den Weg schicken, die einst sagen mögen: wir fanden sie hungrig, und haben sie gespeist —

Sie wollte gehen, als Carl, der schon beim Anfang des Verhörs fortgesprungen, und jetzt mit einem Päkchen in der Hand zurückgekehrt war, sie beim Arme festhielt. — Sie wollen ihr also nichts geben, gnädige Frau? fragte er kalt und entschlossen.

Nein Junker, keinen Heller. Vielmehr soll sie —

Gut, fuhr er fort, ohne sie ausreden zu lassen — so ist es also kein Vorwitz von mir, wenn ich ihr etwas gebe. — Hier, gutes Mädchen! Es ist mein Taschengeld — wäre der Vater hier, so wäre ich reicher, und lebte unsre Mutter noch, so ..... hätte Sie es besser bei uns gehabt. —

Frau von B. stotterte vor Wuth; Emilie weinte; Deborah war betroffen, und wußte — zwar wohl was sie thun, aber nicht sogleich was sie sprechen sollte. Gott segne, rief sie endlich, das Geld zurückweisend, Gott segne Ihre gute Mutter im Grabe, die Sie zu Mitleiden und Milde aufzog! Aber ..... lieber Junker, wenn sie auf uns herniedersieht, glauben Sie, daß es ihr wohlgefiele, wenn Sie mir gegen den Willen der gnädigen Frau gäben, wenn ich nähme was Sie mir geben wollen? — Behalten Sie es, setzte sie hinzu, wie er ihr das Päkchen aufzudringen suchte — für den nächsten Armen, über den Ihre Mama nicht zürnt —

Sie eilte hinweg, und war froh, als sie die zornige Stimme der harten Frau nicht mehr hörte. Was sollte sie aber anfangen? Sie hatte keinen Heller mehr für Zehrung und Nachtlager, und der

Himmel bedeckte sich mit schwarzen Wolken, die ein Gewitter zu verkündigen schienen. Sie gieng tief bekümmert an dem Dorfe vorbei, und betete im Innern ihres Herzens. Hannah schlief auf ihrem Arme ein: sie sang ihr vor, ohne es zu wissen, bis ihre eigene Stimme sie bei den Worten überraschte: „Wer will mir den Himmel rauben, den mir schon, Gottes Sohn, beigelegt im Glauben?"

Grüß Sie Gott, junges Weib! Sie singt ein frommes Lied — wohin des Weges? — So redete eine bejahrte, aber rüstige Frau sie an, die einen Korb mit Obst auf dem Kopfe, und einen kleinern am Arm, hinter einer Hecke hervorgetreten war, und neben ihr hergieng.

Scheu antwortete Deborah — denn ihr Glaube an Menschen hatte eben einen starken Stoß erlitten. — Ich weiß nicht, wohin ..... ich suche ein Nachtlager.

Nun, wenn Ihr nicht in das Dorf zurück wollt, so kommt in Gottes Namen mit in unsre Mühle. Es giebt ein Wetter: das Würmchen könnte ja Schaden nehmen. —

Deborah nahm das Anerbieten mit ängstlicher

Freude an. Es war etwa eine Viertelstunde bis zur Mühle; unterwegs fragte die Frau sie allerhand: wo sie her wäre, was für Arbeiten sie verstünde; sonst aber nichts, das sie in Verlegenheit setzen konnte. Es war spät, als sie ankamen; die Alte gieng in ihre Küche, um das Abenbrod zu besorgen, eine Magd melkte die Kühe; andre Hausgenossen waren noch nicht sichtbar.

In einem Kämmerchen neben der Heubühne, das ihr die Alte angewiesen hatte, saß Deborah, und brachte ihre Kleine, nachdem sie ihr etwas Warmes zu genießen gegeben, in Schlaf. Sie fühlte lebhaft, wie schwer es ihr werden würde, mit der schlichten Erzählung ihres Unglücks durch die Welt zu kommen. Unfähig, sich zu einer Falschheit zu entschließen, flehte sie den, der den Kindlein das Himmelreich versprochen, dem unschuldigen Geschöpf, dessen Schicksal durch eine so unbegreifliche Schickung in das ihrige verwickelt war, einen Platz auf Erden zu verschaffen, wo es zur Frömmigkeit heranwachsen möchte. Vergebens aber dachte sie nach, wie sie sich bei den Fragen ihrer Wirthinn, die doch endlich erfolgen müßten, zu benehmen haben würde. Endlich machte

die Stimme der Müllerinn für dießmal ihrer peinlichen Ueberlegung ein Ende. Sie rief sie mit den Worten: Junge Frau, esse Sie einen Löffel voll Suppe — in die Wirthschaftsstube. Hier fand Deborah, außer der Magd, und ein Paar Knechten, die unterdessen von der Arbeit heimgekommen waren, einen jungen Mann, nahe an den dreißigen, den sie bald als den Sohn vom Hause kennen lernte: es war ein rüstiger, schöner Mensch, dessen Blick aber etwas Finsteres und Heftiges hatte.

Es war das erstemal, daß Deborah Brod des Almosens aß: da fiel wohl zuweilen eine Thräne in den Löffel, den sie zum Munde führte. Jakob, der Müllerinn Sohn, hatte bei ihrem leisen Eintritt kaum aufgeschaut; nach und nach aber zog sie — ohne es zu merken, denn ihr Auge hatte sich beim ersten Zusammentreffen schnell vor der dunkeln Flamme des seinigen gesenkt — seine Blicke immer mehr auf sich.

Nach der Mahlzeit betete die Müllerinn laut einen Abendsegen, und schloß „den Fremdling in ihrer Hütte" mit ein. Dann bat sie die gerührte Deborah, ein geistlich Lied zu singen: Euer Ge-

sang, sagte die gute Alte, hat mir zu allererst ein Herz zu Euch gegeben, noch ehe ich Euer Kind und Euer Gesicht wahrgenommen hatte. —

Deborah sang mit ihrer reinen, leisen Stimme das alte wackere Lied: Befiehl du deine Wege. Aus ihren niedergeschlagenen Augen stahlen sich einzelne Tropfen über die bleichen Wangen, und rollten in ihren Schooß herab; denn sie scheute sich, sie zu trocknen. Gegen das Ende wurde ihre Stimme fester, wie durch den Inhalt des Liedes gestärkt; still blieb es im kleinen Kreise ihrer Zuhörer, wie sie schon eine Weile schwieg, und sie schienen noch fortzubeten im Geiste der frommen Sängerinn.

Gott lohne es Euch, gute Frau, und geb' Euch eine gute Nacht! sagte Deborah zur Müllerinn, indem sie gehen wollte.

Freundlich erwiederte diese: Ei, bleibt morgen noch hier, junges Weib; ich meine, es werde stark regnen diese Nacht. —

Deborah verbeugte sich dankbar, und kehrte wieder zu Hannahs Lager. Lange floh sie der Schlaf; die nämliche Gedankenreihe, in welcher sie vorher unterbrochen worden war, knüpfte sich in

ihrem Kopfe wieder an. Die Müllerinn hatte sie zweimal: junge Frau genannt. Also verband man mit der Voraussetzung, daß sie des Kindes Mutter wäre, auch diese, daß sie es ohne Schande sey? Dann brauchte sie sich ja nicht zu scheuen; sie konnte suchen, in der Gegend Arbeit zu bekommen; die Leute würden allenfalls denken, sie wäre Wittwe, ihr Mann wäre eutlaufen, oder im Krieg. — Wenn man sie aber fragte? die Wahrheit mußte sie sagen, und dann hatte es ein Ende, dann wurde sie fortgeschickt; denn daß sie keinen Glauben finden würde, lehrte sie ja die Erfahrung. Ohne ein Unterkommen gefunden zu haben, würde sie den Winter einbrechen sehen, und alles Elend, das er den Armen bringt, vollends noch zu tragen haben.

Sie beruhigte sich endlich, von Müdigkeit überwältigt, bei dem Vorhaben, ein Geständniß so lange als möglich zu vermeiden: darüber hinaus mochte die Vorsehung walten. Den folgenden Tag regnete es unaufhörlich. Hannah war wieder wohl und munter, so daß Deborah der Müllerinn, die sich mit Ausbessern von Wäsche beschäftigte, ihre Hülfe anbieten konnte. Ihre Arbeit

erhielt das kennerische Lob der guten Hausfrau, die, während daß sie nähte, auf den folgenden Tag — heute war es ein Sonnabend — das Zimmer ausputzte, und mitunter dieß und jenes mit ihrem Gaste sprach. Wo ist denn des Kindes Vater? fragte sie einmal.

Er verließ es, noch ehe es geboren war — antwortete sie, mit erröthenden Wangen und pochendem Herzen, denn was sie sagte, war zwar keine Lüge, war aber auch nicht Wahrheit.

Und wohin wollt Ihr eigentlich wandern?

Ich habe keine Angehörigen — ich möchte Arbeit suchen, ich weiß allerlei zu machen. — Sie zeigte auf ein fein ausgenähtes Halstuch, das die Müllerinn zu ihrem morgenden Staate gebügelt hatte — solche Arbeit verstehe ich auch, und alle Art Stickerei. —

Ja, geschickt ist Sie, das sieht man. — Nun bleibe Sie nur fromm, und hoffe Sie auf Gott — Es muß ein gottloser Mensch gewesen seyn; denn daß Sie sonst brav ist, möchte ich wohl schwören. — Wenn nur Gott das Würmchen lieber zu sich nähme! Es ist eine gar zu große Last — das Kind ist aber doch so schön!

Ach nein, er erhalte es mir! rief Deborah sehr schmerzlich. Es gieng etwas Sonderbares in ihrem Herzen vor; was sie von dem Vater des Kindes gesagt hatte, verband sich mit dem Gedanken an August; es war ihr fast, als ob alles so hergegangen wäre, wie die Leute in Z. gemeint hatten, und daß man ihn einen gottlosen Menschen nannte, that ihr bitter weh.

Sey Sie nur ruhig, sagte die Müllerinn, die mit der Duldsamkeit eines guten Herzens den natürlichsten Zusammenhang voraussetzte. — Sie thut recht, es lieb zu haben. Bewahre mich der Himmel, daß ich Ihr das Mutterherz zu dem Kinde ausreden möchte: damit macht Sie ja Ihren Fehltritt am ersten wieder gut. —

Heftig drängte es das gute Mädchen, der Müllerinn ihren Irrthum zu benehmen; aber Jakob trat eben herein, und in seiner Gegenwart konnte sie dieses Gespräch nicht fortsetzen.

Abends, ehe man zur Ruhe gieng, ward zum Schluß der Woche von der Müllerinn ein Kapitel aus der Bibel gelesen. Die Reihe traf das achtzehnte im Evangelium Johannis. Deborah, von jeher gewohnt, in dieser Geschichte Beispiele und

Vorbilder zu sehen, hörte mit inniger Theilnahme zu, und ihrem frommen Gemüth konnte es nicht für Zufall gelten, wenn heute so manches vorkam, was würklich auf ihre Lage paßte. Von dem was sie vornahm, schien ihr anfangs einiges ein Gebot, die Menschen um sie her in ihrem Irrthum zu lassen. Aber bei den Worten: „ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit sagen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme“ — schmiegte sich ihr Herz gläubig an das hohe Vorbild, und sie schämte sich, um so geringer Leiden willen wie ihr bevorstanden, mit ihrem Gewissen zu Rathe gegangen zu seyn, ob sie sich der Hand, die sie züchtigte, nicht eigenmächtig entziehen sollte. Sie blieb heiter entschlossen, jede Frage wahrhaft zu beantworten; wer aus der Wahrheit ist, rief es troſtreich in ihrem Innern, der höret meine Stimme.

Als am folgenden Morgen die Müllerinn aus der Kirche zurückkam, faßte Deborah Muth, und fragte sie, ob sie ihr nicht angeben möchte, wie sie wohl in einem der umliegenden Orte Arbeit finden würde; sie wollte sich dann mit dem Kinde

in Kost geben, und hoffe, bis zur harten Jahrszeit den Leuten Vertrauen genug eingeflößt zu haben, um den Winter über, außer der Kost, auch noch Holz und Licht zu verdienen. —

Warum geht Sie aber nicht lieber in Dienst? fragte die Frau — Deborah blickte wehmüthig auf Hannah, ohne sogleich zu antworten — das Kind gäbe Sie dann in Kost, fuhr die Müllerinn fort. —

Ach liebe Frau, ich könnte nur ein schlechtes Kostgeld zahlen — und so unschuldig der arme Engel ist, er würde doch verachtet und versäumt. —

Ja freilich! da sieht sie..... Aber ich will Ihr nicht wehthun. Hat Sie denn niemanden, den Sie etwas angienge, der Sie zu sich nehmen könnte?

Niemanden. — Meine Eltern kamen fremd nach Z., aus Schlesien. Ich war damals drei Jahre alt. Beide sind heimgegangen. Ich bin allein auf Erden, außer daß der Heiland mir hilft und mein Theil ist. — — Sie weinte sanft; gern hätte sie mehr erzählt, aber dem gestrigen Evangelium getreu, wollte sie nur Fragen beantworten.

Nun — hob die Müllerinn nach einigem Stillschweigen wieder an — so bleib Sie bei mir, junges Weib! Es giebt viel zu schaffen; mein Jakob will nicht heirathen; da ich keine Schnur in's Haus bekomme, die mir helfen könnte, so müßte ich doch noch eine Magd annehmen. Sie wird mir das Nähen und Stricken besorgen. —

Gott segne Sie, Frau..... Ach Gott segne Sie! — Aber ..... liebe gute Frau ..... ich bin kein Weib....

Schon recht! Bereut Euren Fehler, hier soll ihn niemand Euch vorrücken; ich werde das Würmchen dennoch lieb haben. —

Deborah wollte reden; aber die Alte, die während des Gesprächs immer in der Stube herum geschafft hatte, gieng jetzt, ohne weiter auf sie zu achten, hinaus in die Küche, wo sie ihrem Sohn erzählte, daß Deborah in Dienst genommen wäre. Diese konnte durch die angelehnte Thüre hören, was gesprochen wurde.

Das Mädchen ist schon recht, sagte Jakob; wollt Ihr aber den kleinen Bastard auch in's Haus nehmen?

Warum nicht? Das Kind muß doch irgendwo

seyn — durch Dich werde ich nicht Großmutter: wenn ich mich auch selbst mit dem Würmchen abgebe, kannst Du ja nicht neidisch seyn — lieber Gott! Solche arme Kinder haben's am nöthigsten, bei guten Leuten zu seyn, damit die Sünde ihrer Geburt sie nicht unschuldig verfolge. —

Meinetwegen! Ihr wißt wohl, das mir das gleich gilt, ob ein Pfarrer bei der Hochzeit war, oder nicht. — Der Bursche war kein Narr! An dem Mädchen wäre nichts auszusetzen, wenn sie nicht so kopfhängerisch aussähe. Die hat's gewiß von zu vielem Beten bekommen!

Rasch legte die Müllerinn ihr Messer hin, das Deborah immer gegen die zinnerne Schüssel klappern hörte, in welche sie inzwischen das Brod zur Suppe einschnitt. — Schweig, Jakob — ich bitte Dich um des Himmels willen, schweig! Hätte mich doch Gott behütet, Dich so weit wandern zu lassen! Ja, Mühlenbau und Kornhandel, das hast Du freilich in Hamburg gelernt, und in Amsterdam, und wo du alles warst — aber Dein Christenthum, und Dein Glaube, und Dein schlichtes, frohes Gemüth: die hast Du nicht wieder heimgebracht! Was hilft mir all Dein Schaffen, und

daß Du ein so stattlicher Bursche bist? Muß ich ja doch für Deine Seele beten! — Mit diesen Worten eilte sie, lebhaft bewegt, in die Stube, und trug die Suppenschüssel auf.

Deborah war jetzt Mitglied der Familie. Alle Hausgenossen gewannen sie lieb. Vor die Thüre kam sie mit keinem Schritt, außer wenn sie mit ihrer Herrschaft in die Kirche gieng. Sie pflegte so lange es die Jahrszeit erlaubte, bei guter Witterung mit ihrem Nähzeug in einem kleinen Baumgarten zu sitzen, und ließ Hannah im Grase kriechen. Diese wurde groß und stark; die Knechte gaben sich gern mit dem Kinde ab, brachten ihr Abends einen Apfel, oder wenn sie bis in den nächsten Flecken gefahren waren, einen Weck mit; Jakob aber bekümmerte sich nie um die Kleine, und auch mit Deborah sprach er selten. Endlich kam der Winter, wo die Familie meist beisammen im geheizten Wirthschaftszimmer seyn mußte. Abends beschäftigte sich Deborah mit Spinnen; Jakob hatte immer Bücher, die er sich aus dem nächsten Städtchen holte, Reisebeschreibungen und Kriegsgeschichten. Da saß nun Hannah, die jetzt einem halbjährigen Kinde glich, auf einem kleinen

Stühlchen in einem Winkel unten am Tisch, wo ihre Mutter spann; Jakob hatte das Buch vor sich, und blickte oft darüber hin, auf Deborah, die den Faden geschickt durch die zierlichen Finger schlüpfen ließ, und mit holder Freundlichkeit auf die Kleine blickte, die zu ihr herauf jauchzte.

Nehmt Euch in Acht, Deborah! rief einst Jakob lebhaft, das Kind kommt mit der Hand in die Spule. — Es war schon geschehen; die Kleine blutete, und weinte bitterlich. Deborah nahm sie erschrocken auf den Arm, und eilte, wie sie immer that, sobald das Kind Lärm machte, mit ihr hinaus. Jakob folgte ihr in die Küche; er steckte eine Lampe an, und besah des Kindes Hand. Dieses sträubte sich; es klammerte sich fest an Deborah, so daß ihr Jakob viel näher kommen mußte, als er je gethan hatte; denn bis jetzt hatten sie beide geschienen, sich vor einander zu scheuen, und besonders empfand Deborah, seit jenem Gespräch zwischen ihm und seiner Mutter, eine große Entfernung gegen ihn. Die Spulhäkchen hatten Hannahs Hand zerrissen; er bestrich sie mit Oel, und band ein Stückchen Leinwand darum. Deborah war sehr gerührt von dem Liebesdienst des störri-

gen Menschen. Sie dankte ihm mit ihrer sittsamen Art, er streichelte ihr die Wange: sein Blick machte sie noch mehr errōthen als die Liebkosung.

Seit diesem Auftritt war Jakob augenscheinlich freundlicher. Einmal brachte er ihr ein buntes wollenes Band, um ihren Wocken zu schmücken, aus der Stadt mit, und eine Puppe für das Kind. Die Müllerinn sah bedenklich aus, Deborah wurde unruhig: sie fürchtete, den Mann zu erzürnen, und zitterte, ihm zu gefallen.

Gegen Weihnachten erwartete die Müllerinn den Besuch eines reichen Anverwandten aus der Stadt. Das Gastzimmer wurde geputzt, alles Zinn gescheuert, Kuchen gebacken, und sonst noch für allerhand Proviant gesorgt. Bei so viel Arbeit war Deborah's Hülfe vonnöthen. Jakob sah ihr zu, wie sie mit aufgeschürztem Rock die großen zinnernen Schüsseln blank putzte; auf ihren sanftgerundeten Wangen, die seit ihrer Verweisung aus Z. nicht mehr von dem Herrnhuther Häubchen bedeckt waren, glänzten die schönsten Farben. Jakob suchte mit sorgsamer List, ihr manche Mühe zu ersparen; so brachte er den Zuber, den sie an den Brunnen getragen hatte, an-

gefüllt in die Küche, indem er sich stellte, als hätte er nicht gewußt, wer das Wasser brauchen mochte. Wie sie hoch auf der Anrichte stand, und die schweren Teller unter dem Arm hinanlangte, um sie zierlich aufzustellen, blitzten seine Augen beim Anblick eines reizenden Fußes, den ihre Stellung sichtbarer machte, als es sonst bei ihrer äußerst sittsamen Kleidung jemals der Fall gewesen war. Er beeiferte sich, ihr die übrigen Teller und Schüsseln zu reichen, und betheuerte: so schön .... habe das Zinn noch nie geglänzt.

Am frühen Morgen des ersten Weihnachtfeiertags lud eine Postkalesche die erwartete Gesellschaft, einige stattliche Bürger, den ehrenfesten Vetter nebst Frau und Tochter an der Spitze, bei der Mühle aus. Jungfer Kätchen war eine eng geschnürte und sorgfältigst aufgeputzte Dirne von einigen zwanzig Jahren. Sie hatte im Umgang mit einigen Kammerjungfern von den benachbarten Schlössern abgeschmackte Ritterromane und verschiedne Schönheitsmittelchen kennen gelernt. Dadurch war sie zu einem großen Mißmuth über die altbürgerliche Lebensart in ihrer Eltern Haus, zu einer verkehrten, unverständlichen Art, sich auszu-

drücken, zu blassen Wangen und ziemlich weissen Händen gekommen. Der ehrliche Vater, ein Leinwandkrämer, hatte einen tiefen Respekt für seine Tochter, und die Mutter, der Kätchens Tagdieberei und Ziererei oft das Leben verbitterte, war dennoch unter ihren Nachbarn, auf ihren Kaffeebesuchen, stets beflissen, sich mit ihr zu brüsten.

Merkt Sie wohl, wo das hinaus will? flüsterte Jakob, bald nach der Ankunft der Gäste, Deborah zu, die er allein am Heerde fand. — Er legte seinen Arm um sie: da müßte ich ein Thor seyn, sagte er, sie an sich drückend, wenn ich nach der Zierpuppe blickte, so lange ich Dich vor Augen habe. —

Deborah erschrak sehr heftig. Sie fühlte, daß dieses Betragen nächstens eine Erklärung zwischen ihr und ihrer Herrschaft nothwendig machen würde, sie fühlte den zweideutigen Zusammenhang eines solchen Verhältnisses mit ihrer Geschichte, deren wahre Beschaffenheit sie doch nicht unwürdig machte, Jakobs Frau zu werden. Sie hatte sich lebhaft aus Jakobs Arm, der sie auch nicht fest hielt, losgewunden, und er verließ sie, ohne sie in die Verlegenheit zu setzen, ihm irgend eine Antwort zu ge-

ben. Den ganzen Tag vermied sie, so viel möglich, in das Zimmer zu kommen, wo die Gesellschaft versammelt war. Jungfer Kätchen sah hochmüthig auf sie herab; ihre Mutter suchte sie, nachdem sie die Müllerinn gehörig ihretwegen ausgefragt hatte, ein Paarmal draussen auf, um verschiedne gut oder bös gemeinte, in jedem Fall aber für ihr Gefühl unangenehme Gemeinplätze bei ihr anzubringen, über das Glück, in gewissen Lagen gute Leute anzutreffen, über die Pflicht, Fehltritte zu bereuen, und sich vor Rückfällen zu hüten, und dergleichen mehr. Sie ließ diese Reden unbeantwortet, und verbarg Thränen des Schmerzens und des beleidigten Stolzes. Einmal hörte sie die fremde Frau sagen: da sieht man doch, wie Unkraut nicht verdirbt! Was das für ein gesundes Kind ist! — — Sie sprach von Hannah, die in einem anstoßenden Kämmerchen umherkroch. Deborah hatte dem Schimpf, der sie traf, ihre Unschuld entgegengesetzt; als aber der hülflosen Hannah ihr Unglück vorgeworfen wurde, brach ihr das Herz: sie schlich sich zu dem Kinde, und bedeckte es mit Küssen und Thränen. Die Kleine war den ganzen Morgen in dem kalten Kämmerchen beinahe verlassen gewesen;

sie schmiegte sich an ihre Pflegerinn, die ihre starren Händchen zum Gebet zusammenlegte, und die Worte aus den Psalmen sagte: „Ich aber bin elend und arm, Gott, eile zu mir, denn du bist mein Helfer und Erretter; mein Gott, verzeuch nicht!“ — Da lächelte das Kind so hold und unbefangen, daß sanfte Ergebung in ihr Herz zurückkehrte, und sie auch bis zur Abreise der Gäste nicht wieder verließ.

Wie Deborah am andern Morgen in einer oberen Kammer der Müllerinn half, das gebrauchte Leinzeug weglegen, sagte diese: Warum waret Ihr gestern betrübt? Hat Euch jemand etwas in den Weg gelegt? Ich holte Zucker im Wandschrank, da hörte ich Euch bei Euerm Kinde, und Ihr betetet. Das hat mir Leid gethan; ich dachte, es gienge Euch gut bei mir. —

Deborah dankte gerührt der Alten für ihre Güte; auf ihre Frage wußte sie aber nichts zu antworten. Die Müllerinn schwieg nachdenkend. Nachdem sie ihre Wäsche gezählt hatte, verschloß sie die Lade, setzte sich darauf, und sagte, ihren Bund Schlüssel auf dem Schooß haltend: Nun Deborah, laßt mich doch auch einmal wissen, wer der böse

Mensch war, der Euch so in's Unglück gebracht hat? Er könnte sich ja besonnen haben, und wenn man ihn aufsuchte, Euch wieder zu Ehren bringen. —

Aus einer unbewußten Zartheit des Gefühls hatte die Müllerinn diese Seite noch nie so bestimmt berührt: Deborah gedachte ihres heiligen Vorbilds und ihres Entschlusses, jede Frage zu beantworten: auch war sie sicher, jetzt nicht unterbrochen zu werden. Liebe Frau, sprach sie, wenn Ihr mich ganz anhören möget, so will ich Euch alles entdecken — Gott gebe, zur guten Stunde! Ihr laset einmal: Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme. — Nun, so glaubet mir darum nicht weniger, weil ich niemanden habe, für mich zu zeugen, als Gott und mein Gewissen!

Mit gespannter Aufmerksamkeit hörte die Müllerinn Deborahs Erzählung; dann schwieg sie eine Weile, endlich sagte sie: Mein liebes Kind, jetzt glaube ich Dir. Hättest Du mir das alles erzählt, wie ich Dich in mein Haus nahm, ich hätte es Dir trotz Deines redlichen Gesichts, doch wohl kaum geglaubt. — Du armes Kind! fuhr sie, nach einigem Nachsinnen fort, und ihr Auge ruhte mütterlich auf dem Mädchen, deren heiterer, durch Thränen

des Dankes glänzender Blick den Sieg der Wahrheit feierte. — Du armes Kind! Wüßte ich nur, was aus Dir werden wird — die Welt wird Dir nicht glauben; mit Falschheit magst und sollst Du Dir nicht helfen. — Aber die Schickung ist so wunderbar, daß sie mehr denn irgend eine, von Gott ommen muß, und so mußt Du sie in Geduld tragen, und ich werde Dich nie verlassen, und das Kind auch nicht. —

Es blieb fortan bei dem freundlich mütterlichen Du, das die Müllerinn in dieser Unterredung zum erstenmal gegen Deborah gebraucht hatte, und Deborah hätte ihr Verhältniß sehr glücklich gepriesen, wenn Jakobs zunehmende Aufmerksamkeiten sie nicht mit der Besorgniß, daß sie bald genöthigt seyn würde, dieß Haus zu verlassen, gequält hätten. Bei seinen Grundsätzen graute ihr vor dem Gedanken einer Verbindung mit ihm, wie vor einer Sünde. Sehnsuchtsvoll trauerte sie um den stillen Frieden, der ihr Loos gewesen seyn würde, wenn es Gott gefallen hätte, sie in dem Schwesternhause zu lassen. Dort wäre sie verschont geblieben von den flüchtigen, bangen Freuden, die Augusts Umgang ihr gab, von den Sorgen, die

Jakobs Zudringlichkeit bei ihr erregte. Von dem Willen ihrer Oberen und der Fügung ihres Vaters im Himmel geleitet, „gehorsam am schönsten frei,“ hätte sie dort einen Gatten ihres Glaubens erhalten, oder wäre sie nicht zur Frauenwürde berufen gewesen, so wären ihre Tage in frommer Ruhe, ohne weltliche Reue noch Klage, unter den Schwestern dahingeflossen. Mit den Männern unbekannt wie mit ihrem eignen Gefühl, floh sie Jakob als den Versucher, den sie zu scheuen hätte. Der Widerwillen, den er ihr einflößte, verwechselte sich in ihrem Gemüth mit ihrem Begriff von der Sünde — bei August, den sie liebte, hatte sie an diese nicht gedacht, außer in der letzten Stunde wo sie ihn sah, und in dieser Stunde war auch er ein Gegenstand des Schreckens für sie geworden.

In den ersten Tagen nach dem Besuch des Vetters aus der Stadt hörte Deborah mehrmals, während sie bei ihrem Nähzeug saß, eifrige Gespräche, die in der anstoßenden Kammer zwischen Jakob und seiner Mutter vorfielen, und die Heirath betrafen, welche jener Besuch hatte einleiten sollen. Er wollte von der aufgeputzten Jungfer Base nichts wissen; mit redlicher Vernunft und

Unpartheilichkeit setzte die Mutter ihren Wunsch, daß er heirathen möchte, gegen ihn aus einander, prüfte seine Einwendungen gegen das Mädchen, und ehrte, ohne ihm eben Recht zu geben, doch die Freiheit seines Willens.

Am nächsten Sonntagsabend saßen sie, die Müllerinn, ihr Sohn und Deborah, nach genossenem Abendbrod zusammen um den Ofen; die Knechte waren in der Schenke, Jakob war vergnügt aus der Stadt zurückgekommen, und die gute Alte hatte einmal eine gesprächige Laune.

„Im Grunde, lieber Jakob, hob die Müllerinn an, kann ich Dir's nicht verargen, daß Du die Käthe nicht gewollt hast, wenn gleich der Vetter es uns genug nachtragen wird. Aber eine alberne Ursache ist es doch, die Du angiebst. Sie ist Dir zu schmächtig, sagst Du. — Meint Ihr denn auch, Deborah, daß sich die Jungfer Base so fest zusammenschnürt? — Wenn aber auch, wäre sie sonst brav, so würde sie das endlich wohl lassen. — Hör, Jakob! wie ich ein Mädchen von achtzehn Jahren war — ich war noch gar wenig aus dem Hause gekommen, an Werkeltagen schon gar nicht — da kam ein Paarmal, wenn's Feierabend war,

ein ehrbarer Becker, ein rüstiger junger Mann, zum Vater. Mir fiel dabei nichts ein. Aber an einem Sonntag Morgens sprach der Vater zu mir: Christel, Du bist groß und brav, und verstehst die Wirthschaft. Der Meister Troll hat um Dich gefreit. Willt Du einschlagen, mir steht der Schwiegersohn wohl an —

„Ich war todtenblaß geworden, und die Kehle war mir wie zugeschnürt. Der Vater sprach weiter, wie gut ich es bei'm Meister Troll haben würde. Ich weinte endlich überlaut, und der Vater fragte: warum willt Du ihn denn nicht? — — Ach er ist ja zu dick! brachte ich schluchzend heraus — — da lachte der Vater hell auf: Geh nur! sagte er, das ist kindisch gesprochen, und weil Du noch so kindisch bist, so brauchst Du gerade einen vernünftigen Mann, wie Meister Troll —

„Das that mir gar weh. Nein! sprach ich, wenn ich den zum Manne nehmen müßte, so würde ich nicht vernünftiger, sondern käme von Sinnen — — da machte der Vater ein gar ernsthaftes Gesicht, und sagte: das ist gottlos geredet! Wenn Du Dir ein Mieder kaufen willst, so besinnst Du Dich erst, und rechnest ordentlich zusammen, damit

Du keinen Schaden hast, und wo es um Dein ganzes Heil auf Erden zu thun ist, willst Du in solcher Hast aussprechen, und mit so thörigen Worten wie in einem Komödienbuche. Es steht geschrieben: fange Dein Werk mit Gott an, wenn es soll gedeihen. Geh — Schon um Deiner häßlichen Hast willen mag ich von dem ganzen Handel nichts mehr hören. Wenn Du am Altar ständest, würde mir Dein wildes Gesicht einfallen, und es käme mich ein Grauen an!

„Ich schämte mich tief in's Herz; ich getraute mir nicht, Athem zu holen — bei Tisch mußte mir die Mutter zweimal heißen hinzusitzen: mir war, als verdiente ich nicht, der schlechtesten Magd gleich geachtet zu werden. Den Meister Troll hätte ich immer nicht zum Manne genommen, aber die häßliche Hast that mir so leid!

„Gern wäre ich zu Haus geblieben, wie mich Nachmittags Lieschen Meier abholte, um vor dem Thor spatzieren zu gehen. Sie fragte mich aus, warum ich traurig wäre, und erst nicht mitgewollt hätte. Da erzählte ich ihr, wie es hergegangen war, und wurde recht bös, wie sie sagte: Gottlob, Christel, daß Du es so gemacht hast! —

— Aber sie meinte ihren Bruder. Es hätte ihm das Leben gekostet, sagte sie; bis er sich eingerichtet hat, soll ich Dir nichts merken lassen: das habe ich ihm versprechen müssen; aber jetzt muß ich ja reden, sonst möchte er zu spät kommen. Seit Du das erstemal an Gottes Tisch giengst, ist er Dir gut. Weil Du aber noch jung warst, und er erst Schulden von unsern armen Eltern zu bezahlen hatte, so wollte er noch warten — bis zum Spätjahr, meinte er.

„Nun, wie es denn geht — ich hatte Lieschen so lieb, und Lieschens Bruder hatte mir auch schon lange am besten gefallen unter allen jungen Burschen, die ich in der Kirche sah. Gesprochen hatte ich nie mit einem, und auch mit ihm nicht. Denn so war es damals Sitte: es hatte oft ein junger Bursche noch kein Wort geredet mit einer Dirne, die ihm wohlgefiel, und um die er freite —

„Antworten konnte ich freilich nicht viel, wie mir Lieschen das sagte; aber sie merkte doch, wie mir's um das Herz war. Doch zu Hause, als der Vater nichts mit mir sprach, wurde ich wieder so bang und traurig, daß ich mir nicht getraute, an Jakob Meiern zu denken. Drei ganzer Tage

gieng es so. Ich hatte das Herz nicht, den Vater anzureden; ich mußte zufrieden seyn, daß ich ihm seinen Willen an den Augen abzusehen suchte. Der vierte Tag war Bartholomäi. Lieschen holte mich wieder ab, sie führte mich den Weg hieher auf die Mühle zu; aber von ihrem Bruder sprach sie kein Wort. Nun denkt Euch, wie mir wurde, als wir eine halbe Stunde gegangen waren — es war ein gar heisser Tag! — und Jakob Meier des Weges kam. Er trug den Hut unter dem Arm, und hatte etwas im Hut, das mit Kohlblättern bedeckt war. Er sah so erhitzt aus, daß Lieschen sorgte, er hätte sich krank gemacht. Nun grüßte er uns, und gieng, wie sich's ziemte, ohne zu sprechen neben uns her. Endlich zog er ein paar schöne Nelken aus dem Knopfloch, und reichte mir sie. Sie wären von der Herrnmühle, sagte er; es wäre eine wahre Pracht mit den Blumen dort im Garten, und überhaupt eine bessere Einrichtung, als auf der Stadtmühle. Die hatte er damals noch im Pacht. Die Katharinenpflaumen hier, sprach er weiter, und wies auf seinen Hut, möchte ich gern dem Meister Glocke verehren; er soll ein Freund davon seyn — — das hatte ihm Lieschen gesagt, daß mein

Vater die Pflaumen gern aß. Ich wurde roth und wußte vor Angst nicht wohin; Lieschen aber lachte.

„Wie er immer so fortgieng neben uns, und sich die Sonne auf den Kopf brennen ließ, um meinem Vater das frische Obst zu bringen, da trat mir das Wasser in die Augen. Dafür, dachte ich, müßte ich auch seine Nelken in Ehren halten, und da die Sonne auch auf die Blumen an meinem Mieder brannte, so hielt ich mein Gesangbuch — denn wir waren erst in der Kirche gewesen, Lieschen und ich — mehr über die Blumen, wie vor mein Gesicht. Lieschen fieng wieder an, zu lachen. Sieh nur, Jakob, sagte sie, Christel wahrt Deine Nelken besser wie ihre eigene Haut; morgen wird sie voll Sommersprossen seyn. — — Er hat mir nachher gesagt, daß er es schon gemerkt, und sich heimlich gefreut hätte. Jetzt wurde er noch eins so roth, und sprach: es ist mir zwar eine große Ehre, wenn die Jungfer etwas auf meine Blumen hält; aber lieber wäre es mir, sie würfe sie weg, als daß sie eine Sommersprosse bekäme —

„Am Thore schied er von uns. Ich begleitete

erst Lieschen; wie ich nach Hause kam, sah ich durch das Thürfenster, daß er mit dem Vater sprach, und die Pflaumen lagen neben ihnen auf dem Tisch. Ich lief auf meine Kammer; bis zur Stunde des Abendbrods getraute ich mir nicht, dem Vater vor die Augen zu kommen. Nach der Mahlzeit, wo die Knechte hinaus waren, hob der Vater gegen mich an, und seine Stimme war so hart, daß ich in die Erde zu sinken meinte: Der junge Meier hat wegen Deiner mit mir gesprochen. Du mußt davon wissen? — — Um's Leben hätte ich nicht antworten können; lügen wollte ich nicht; ich neigte nur den Kopf — Wußtest Du schon am Sonntag, fragte er weiter, daß er um Dich werben würde? — — Da fiel mir die häßliche Hast wieder ein, und ich erschrack über die arge Meinung, die der Vater von mir haben konnte. Ich hielt mich, daß ich nicht laut weinte, und sagte: Nein, Vater! Ich weiß es erst seit Sonntag Abends — — Der Vater aber fragte: Magst Du denn den jungen Meier zum Mann? — — Da antwortete ich: Ach Vater, ob ich ihn wohl am liebsten möchte, so meine ich schier, es wäre besser, Ihr gäbet uns nicht zusammen, damit Ihr mir si-

cher glaubtet, daß ich Euch gehorchen mag, auch wenn es mir das Herz bräche — Und ich hatte ihn mit beiden Händen um den Hals gefaßt, und nun weinte ich aus ganzer Seele —“

Die Müllerinn schwieg, sie schien sich in die Arme ihres Vaters zurückzudenken. Deborah hatte bei dieser Erzählung mit aller Spannung aufgehorcht, die nur immer ein Mädchen bei'm Lesen des ersten Romans empfinden kann.

Nach einigen Augenblicken fuhr die Alte fort: „Was Du thust, fang' es mit Gott an! sprach der Vater, indem er sich freundlich von mir losmachte; daß Du den Meier lieber hast wie den Troll, nehme ich Dir nicht übel. Wahr ist's: dort hättest Du volle Kästen gefunden; hier müßt Ihr sie erst füllen. Aber er will die Herrnmühle pachten, und er kommt mir vor wie ein fleißiger junger Mann —

„Und das war er auch! Gott lohn' es ihm in der ewigen Freude — er hat mir in den sechszehn Jahren, die wir mit einander lebten, nichts als Gutes und Liebes gethan! Die Mutter starb, den Vater rührte der Schlag, und er wurde kindisch; da nahm er ihn zu sich auf die Mühle. Du warst

eben ein Paar Wochen alt, Jakob. Christel, sprach er zu mir, wir wollen den Vater zu uns nehmen. Du mußt Dich jetzt mit unserm Buben abgeben, und kannst darum weniger draussen schaffen. So pflegst Du dann den armen Alten mit, denn er braucht jetzt gleiche Pflege wie der kleine Jakob —

„Er hatte wohl Recht! So lebte der gute Vater an die zwei Jahre, und Du, Jakob, warst endlich weniger kindisch als er. Aber Dein Vater wurde nie ungeduldig. Wie Du nachmals ein so eigensinniger Bursche wurdest, so dachte ich manchmal, es hienge Dir von jener Zeit an, wo man Dir allen Willen thun mußte, um den Großvater nicht zu ängstigen — Ach es war herzbrechend mit anzusehen, wenn sich der alte Mann um eine Pfeife oder einen Wek mit Dir zankte! Dein Vater holte dann schnell ein anders Spielzeug für einen von Euch beiden, damit nur Frieden würde. Wenn ich nun weinte, so tröstete er mich, und sprach: Laß doch gut seyn, Christel! Sieh, er ißt, trinkt, schläft, geht fest umher; wenn er nun krank wäre und Schmerzen litte — auf eine Weise muß ja der Mensch alt werden, am Leib oder an der Seele. Und Du pflegst ihn, und er hat es gut bei Deiner

Pflege, wie er's verdient hat um Dich, als er noch bei Verstand war. —

„So war er immer — so gut und still, und immer fleißig, immer haushälterisch! Nach des Vaters Tod kaufte er die Mühle, ein Paar Jahre später die große schöne Wiese — und den Wald...“

Die Alte weinte, und schwieg. Deborah war sehr traurig: das Ende der Erzählung hatte sie an die letzten Tage ihres Vaters erinnert, dessen Seele in weniger leichte Träume gehüllt gewesen war, dem sie weniger Gutes hatte thun können. Nach langer Stille hob die Müllerinn wieder an: Laß Dir rathen, Jakob: willt Du so gut leben und einst so sanft sterben wie Dein Vater, so mach es wie er — such Dir ein braves Weib! Mag sie immerhin arm seyn, mag auch niemand sie kennen — wenn ich nur weiß, daß sie brav ist!

Deborah vermochte es nicht, länger zuzuhören; diese Worte konnten eine Beziehung haben, vor der ihr Innerstes erzitterte — sie eilte auf ihr Kämmerchen.

Am folgenden Morgen war die Müllerinn sehr traurig, ihr Sohn sah erhitzt und trotzig aus. Deborah glaubte zu bemerken, daß er Gelegenheit

suchte, sie allein zu treffen, und eben darum hielt sie sich so viel möglich in der Wirthschaftsstube auf. Als er endlich in die Stadt gefahren war, rief die Müllerinn Deborah in das Bodenkämmerchen, schloß die Thüre ab, und sagte zu ihr: Ich hatte es gut mit Dir vor, Deborah! Ich dachte, Du solltest uns alle glücklich machen — aber es will sich nicht thun lassen! Du hattest wohl Recht: nur die aus der Wahrheit sind, mögen die Wahrheit hören. Ich hatte gemerkt, daß Dir Jakob gut war. Da meinte ich in meinem Sinn: die Leute werden mich zwar thörig schelten, daß ich meinem Sohne .... denn Du weißt ja, wie es in der Welt hergeht. — Aber, dachte ich, was soll ich mich darum kümmern? Deborah wird ihn besser machen, er wird ihr zu Liebe — o Gott, er wird ein frommer Mensch werden, wird seine Gesundheit schonen. — Ach Du weißt nicht, mein Kind, wie viel Kummer er mir macht! — Ich hätte Hannah behalten, wäre hinauf in des Gärtners Wohnung gezogen, und Du hättest nichts dawider gehabt, wenn ich zwei arme Würmer, die ihm gehören ... kurz, ich hätte sie alle drei erzogen, und dafür hätte Gott mich und Euch gesegnet. —

Aber der böse Mensch glaubt es nimmermehr, daß Du ein unschuldig Mädchen bist. — Hüte Dich vor ihm! — Ach wodurch habe ich arme Mutter die Schmach verdient, daß ich eine Fremde vor meinem eignen Sohne warnen muß? — Aber sey vorsichtig, Deborah! Er ist ein listiger Mensch, und Du bist jung und schön. Möge mich der Himmel vor dem Jammer bewahren! Du bist mir lieb wie mein eigenes Kind, ich habe Dir geglaubt — wie könnte ich es je verantworten, wenn Du in meinem Hause die Schuld auf Dich lüdest, die Du jetzt unverdient trägst?

Gern hätte Deborah, in der schmerzlichen Unruhe, welche sie empfand, die Mühle sogleich verlassen; wie konnte es aber die gute Frau über ihr Herz bringen, sie in dem harten Winter mit dem Kinde ziehen zu lassen? Es blieb also beim Alten, nur daß die treuen, frommen Seelen sich fester an einander schlossen.

Jakob war ein Mensch von heftigen Leidenschaften. Er hatte in ein Paar großen Städten, wo er in der Lehre gewesen war, die Weiber auf seine Weise so gut verachten gelernt, wie mancher vornehmer Wüstling. Zugleich war ihm die Be-

schränktheit seiner Lage lästig geworden, ohne daß sein Geist die Reife erlangt hätte, sich einen Würkungskreis zu erschaffen. Die Mädchen seines Standes waren ihm zu einfältig und alltäglich, unter den lustigen Gesellen in der Fremde hatte er die schlichte Tugend seines Heerds verloren, und seine leichtsinnige Lebensart schmerzte seine Mutter um so mehr, als sie sich's zum Hochmuth anrechnete, daß sie ihn mehr hatte lernen und weiter reisen lassen, als bei jungen Leuten dieses Standes gebräuchlich war. Nun hatte Deborah, die er für ein verführtes Mädchen und für Hannah's Mutter halten mußte, ihn durch ihre Schönheit und Anmuth angezogen; ihr sittsames Wesen, ihr kindliches Verhältniß mit seiner Mutter, die er im Grunde liebte und ehrte, hatten ihm eine Scheue eingeflößt, die würklich eine sehr lebhafte Neigung in ihm erzeugte. Wäre sie das gewesen, wofür er sie hielt, so würde sie ihn vielleicht zu einem guten Manne gemacht haben, ob sie gleich schwerlich eine glückliche Frau geworden wäre — denn wenn in höheren Ständen früher Umgang der Männer mit dem verdorbenen Theil des weiblichen Geschlechts, indem er das Gefühl

für Weiblichkeit tödtet, viele Ehen vergiftet, so ist dieselbe Folge da, wo jedes häusliche Mißverhältniß unmittelbarer auf den Erwerb einwürkt, wo die Leidenschaften durch ihren rohen Ausdruck das Gemüth mehr verwildern, noch unausbleiblicher.

So sah es in Jakobs Herzen aus, als seine reichen Verwandten in der Stadt die Heirath mit der zierlichen Base stiften wollten: ihr Plan war, daß er die Mühle verpachten, und in der Stadt einen Kornhandel anfangen sollte. Aber der stolze, starre Mensch haßte die Städter, und hieng an dem einfachen Gefühl, auf seinem Freigut, so lange der Boden Früchte trage und die Sonne ihn erwärme, keines Menschen zu bedürfen, wogegen er in der Stadt nichts als einen Wechsel von Abhängigkeit, Rücksichten und Druck eintauschen könne. Er wies den Antrag spöttisch und trocken ab, und gegen seine Mutter wiederholte er, was er oft schon gesagt hatte, daß er entweder gar nicht, oder nur nach seinem Kopfe heirathen würde. Seine Neigung für Deborah war der guten Alten nicht entgangen: nach langem Besinnen nahm sie sich vor, ihn merken zu lassen, daß sie gegen eine Schwie-

gertochter, wie diese, nichts einzuwenden haben würde. Als der Wink, mit dem sie an jenem Abend ihre geschwätzigen Erinnerungen aus ihren Jugendjahren beschloß, Deborah vertrieben hatte, kam es sogleich zu einer bestimmteren Erklärung zwischen ihr und ihrem Sohn. Die Gesinnungen, die sie äußerte, stimmten zwar mit einem dunkeln Wunsch in seinem Inneren überein; indem sie aber den Gedanken einer Verbindung zwischen ihm und Deborah förmlich aussprach, empörte sich sein Stolz. — Wäre sie nur, sagte er, nicht mit dem .... Kinde hieher gezogen!

Jakob, sagte die Mutter, das Kind behalte ich dann, und ziehe es mit Gretchens Fränzel und Marthens Lieschen auf: so wird der ersten früher Tod, und das liederliche Leben der zweiten, doch mit Etwas wieder gut gemacht. — Du solltest nicht streng seyn, Jakob!

Wie, Mutter? das Mädchen ließ sich verführen — möchtet Ihr mir dafür bürgen, daß sich die Frau nicht auch könne verführen lassen?

Wenn aber Deborah nicht verführt wäre?

Oho! Will das blutjunge Ding etwa gar schon Wittwe seyn? Oder — — Er machte einen fre-

chen Scherz, der seiner Mutter Herz zerriß. Auf ihren schmerzlichen Ausruf sagte er milder: Nun, laßt es gut seyn, Mutter! Was meint Ihr denn wegen Deborah?

Jetzt erzählte ihm die Alte, so von Herzen wie es ihr zu Herzen gegangen war, Deborah's Geschichte. Auf seinem Gesicht wechselten unterdessen Spott, finstres Wesen, und eine Art von Freude, die seine gute Mutter nicht recht verstand, bei welcher ihr aber nicht wohl zu Muthe war. Ich bin ein sittsames Mädchen gewesen, fuhr sie eifrig fort, und ein ehrbares Weib, und hielt stets — deß ist Gott mein Zeuge! — auf Zucht und Ehre. Auch weiß ich wohl, was die Welt sagen würde, wenn Du das Mädchen nähmst, und ich würde keinem andern dazu rathen, wohl aber Dir — Dir, meinem Sohne, den ich mit Schmerzen geboren, und um den ich bittere Thränen geweint habe, als bei den Schmerzen der Geburt! — Deborah hat man unschuldig im Verdacht; Du aber .... ach Jakob, weil Du ein schönes Gut und Geld im Kasten hast, wollte Dir der Vetter die feine Base aufhängen; aber ein rechtschaffner Vater gäbe Dir sein unschuldig Kind

nicht zum Weibe — glaube mir, Jakob, es thut meinem Mutterherzen weher, Dir das zu sagen, als Dir, es zu hören. — Sieh nun selbst zu! Für Deborah's Unschuld verpfände ich meine Seele. —

Jakob lachte auf.

Sie fuhr nach einem Seufzer fort: Eine geschicktere, fleißigere, schönere Frau bekommst Du nie, keine die mich lieber hat, keine die mir mehr Freude macht. —

Ja Mutter, fiel er ein, und darum behaltet Ihr sie im Hause. Ihr sagt nicht zu viel Gutes von ihr, aber die Geschichte ist ein Mährchen, und das Mädchen eine Hexe. Meinem Weibe muß ich trauen können; ihr aber, da sie eine solche Legende zu erfinden gewußt hat, trau' ich nun und nimmermehr. — Ich wollte, es wäre anders; ich hätte sie, glaub' ich, gefreit. —

Nun, so ist's gut, unterbrach ihn die Mutter, die ihren schmerzlichen Unwillen mit sichtbarer Gewalt zurückhielt — thu denn was Du willt; Gott wird sich des armen Mädchens auf andre Weise annehmen!

Ja, das wird er, das wird er! rief Jakob,

mit wilder, tückischer Lustigkeit, und rieb sich die Hände. — Die Müllerinn erschrack, und warnte am andern Morgen Deborah.

Jakob gieng in den folgenden Tagen wenig aus, und nur wenn seine Geschäfte es erforderten. Er führte die Aufsicht über die Mühle, besuchte kein Wirthshaus, keinen Bekannten; Abends, wenn er nicht lesen mochte, wickelte er Garn, strickte Fischnetze, oder schnitzelte hölzerne Löffel. So häuslich war er nie gewesen, noch nie so freundlich und umgänglich. Zugleich aber wurde er nach und nach zudringlicher gegen Deborah. Er verfolgte sie mit Dienstleistungen, denen sie auswich, mit Geschenken, die sie nicht annahm, mit Liebkosungen, die ihre sittsame Zurückhaltung in Schranken hielt. Aber ihre Lage wurde ihr immer peinlicher. Der Winter war ungewöhnlich hart; sie konnte an keine Reise mit Hannah denken; die Geschenke und den geringen Lohn, die sie von ihrer guten Herrschaft erhielt, mußte sie auf unentbehrliche Kleidungsstücke verwenden, und besaß keinen Groschen im Vermögen. Um der armen Mutter, deren frommes Gemüth sich an der anscheinenden Sinnesänderung ihres Sohnes zu ergötzen anfieng, das Herz

nicht schwer zu machen, verschwieg sie ihr die Auftritte, die sie mit ihm hatte. Mit steigender Angst sah sie den Schnee von neuem fallen, die Wasser wieder austreten und gefrieren.

Jakob, in dessen Gewissen, seit er ihre Geschichte gehört und nicht geglaubt hatte, nichts mehr zu ihrem Schutze sprach, dem ihre Tugenden wie lauter Heuchelei erschienen, war in der That mit aller Kraft seines starren Gemüths, mit allem wilden Feuer entflammter Begierde, mit aller Heftigkeit einer Leidenschaft, die zwischen Liebe und Haß schwankte, entschlossen, sie um jeden Preis zu besitzen, und ein solches Verhältniß trieb freilich neue Stürme über ihr frommes Haupt zusammen, als ein unerwarteter Vorfall diese abwendete.

Von einer, sechs Stunden weit gelegenen Landstadt kam oftmals ein Schreiner hieher, um in der an die Fruchtmühle stossenden Sägemühle Bretter zu kaufen. Meister Ehrhard war ein ernsthafter ältlicher Mann, dem ein redliches, durch harte Proben gegangenes Gemüth an der Stirne geschrieben stand. Seine Eltern hatten unter mancherlei Gebrechlichkeiten ein hohes Alter erreicht, für dessen Bedürfnisse sein Erwerb kaum hinreichend gewesen

war. Wie er als ein rüstiger junger Mensch von der Wanderschaft zurückgekommen war, hatte er sein Auge auf ein Mädchen geworfen; sie war aber arm, und bei seines Vaters Gesundheitsumständen lag sogleich alle Arbeit auf ihm allein. Nachdem er einige Jahre gewartet hatte, starb das Mädchen an einem hitzigen Fieber. So half ihm niemand tragen, und er blieb achtzehn Jahre mit unermüdeter Geduld und Entsagung die Stütze seiner Eltern, bis sie nach langen Leiden Ruhe im Grabe fanden.

Wenn der Mann auf die Mühle kam, wurde ihm, nach dem althergebrachten Brauch, während man den Handel abschloß, in der Wirthschaftsstube ein Glas Wein vorgesetzt, und es geschah auch wohl, daß er sich mit an den Mittagstisch setzte. Er hatte öfters Deborah aufmerksam angesehen, zuweilen auch einen Augenblick freundlich still mit dem Kinde gespielt. Als er einst die Müllerinn gefragt hatte, ob das Mädchen eine Verwandtinn von ihr wäre, erzählte diese mit zart schonender Kürze, was sie damals — denn es war vor der Erklärung auf dem Bodenkämmerchen — von Deborahs Schicksal vermuthete, und hielt sich mit Wohlgefallen bei dem Lobe ihrer guten Eigenschaften auf.

Jetzt erschien eines Morgens Meister Ehrhard auf der Mühle, um einen neuen Handel zu schließen. Nach abgethanem Geschäft — Deborah war nicht zugegen — fieng er an, der Müllerinn seine häusliche Lage auseinander zu setzen, und erklärte endlich, daß er nun wohl wünschte, den Rest seines mühseligen Lebens durch eine glückliche Ehe zu versüßen; eine reiche, schöne Frau könne er nicht freien; er sei selbst nicht reich, nicht mehr jung, nicht lustig; er müsse lieber suchen, ein armes Mädchen glücklich zu machen, die ihm dafür danken würde — und ein solches Mädchen glaubte er in Deborah finden zu können, wenn sie anders, wie er auf ihr gutes Gesicht wohl schwören möchte, sich nichts anders vorzuwerfen habe, als die unehliche Geburt ihres Kindes, für das er übrigens in dem Falle auch sorgen werde.

Jakob hatte dieß alles in heftiger Bewegung mit angehört, und eilte plötzlich, zur großen Freude seiner Mutter, aus dem Zimmer. Die Müllerinn sah in dem Vorfall eine unmittelbare Fügung der Vorsehung; doch stand sie einen Augenblick an, ob sie nicht Deborah rathen sollte, ihre Geschichte zu verschweigen, da der Mann ihr den

vermeinten Fehltritt zu gute hielt, und er doch vielleicht nicht genug aus der Wahrheit seyn möchte, um ihrer Unschuld Glauben beizumessen. Sollte sie aber dem Mädchen zu einer Lüge rathen? Ihre Frömmigkeit in Versuchung führen? Sie verleiten, ihr künftiges häusliches Glück auf den lockern Grund der Unwahrheit zu bauen?

Diese Zweifel ergriffen und verwirrten die gute Frau, so daß sie nicht vermochte, sogleich zu antworten, sondern ängstlich die Hände faltete. Am deutlichsten wurde endlich in ihr die Vorstellung, daß ihre liebe Deborah versorgt und dem Elend entrissen, daß ihrem Sohne die Versuchung zu neuem Frevel aus dem Wege gerückt werden könnte; sie brach in Thränen aus, und rief fast unvernehmlich: dafür würde Euch Gott lohnen!

Meister Ehrhard bat sie, da er Eile habe, und sein Vorhaben ihr zu gefallen scheine, nun das Mädchen zu rufen. — Ach nein, nein! sagte sie; erst muß ich Euch noch Vieles erzählen — ja ich muß! Gebe nur Gott, daß es zur guten Stunde sey. — Ihr habt so redlich an Euren Eltern gehandelt, Ihr müßt ein braver Mann seyn. —

In diesem Augenblick trat Deborah herein, mit

Hannah auf dem Arm. Das Kind hatte ihr im Spielen die Haube abgezogen; ihre langen blonden Haare hiengen über den sittsam bedeckten Hals: wie sie den fremden Mann erblickte, strich sie beschämt die Haare von der weissen Stirne, und schlug ihre großen blauen Augen nieder. Es war ein eigenes Zeugniß der Wahrheit, auf den Armen des blonden, zarten Mädchens das große starke Kind, mit auffallend schwarzen Haaren und Augen, und einem Gesicht, dessen ganzer Schnitt auszusprechen schien, das Kind sey dem Mädchen fremd. Die Müllerinn stutzte bei dem Anblick; nach einem kurzen Besinnen sagte sie, wie durch eine plötzliche Eingebung, gegen den Meister gewendet: da seht einmal. — Gleicht ihr dieses Kind? kann man sie für seine Mutter ansehen? Und so ist es auch, lieber Meister; Deborah ist ein unschuldiges Mädchen, Ihr sollt alles erfahren. —

Deborah stand wie versteinert. Der redliche Freiwerber, der die verworrenen Reden der Müllerinn nicht begriff, aber auch kein Arg daraus hatte, bot dem Mädchen freundlich die Hand, und machte ihr mit kurzen Worten seinen Antrag. —

Ihr Kind, setzte er hinzu, könne sie bei sich behalten und ehrbar erziehen; er trachte nach einer Frau, die ihn mit Liebe trage, und darum sey es ihm recht, auch etwas für sie thun zu können.

Wechselsweise erröthend und erblassend, hörte Deborah dieß an. Sie hatte den Mann als einen guten Sohn und fleissigen Handwerker rühmen gehört; sie konnte sich nicht verhehlen, daß eine solche Verbindung ein größeres Glück wäre, als sie jemals hatte hoffen dürfen — zwar regte der schlichte, nüchterne Antrag Gefühle und Bilder auf, die ihr selbst unbewußt in ihrem innersten Herzen schlummerten, und ein geheimer Schauder ergriff sie; doch kamen ihr die frühen Begriffe ihrer Erziehung so schnell zu Hülfe, daß sie dessen Sinn nicht einmal zu ergründen strebte: überzeugt von dem hohen Ursprung eines Vorfalls, der ihr in der äußersten Hülflosigkeit so unerwartet Rettung darbot, durchdrungen von der Heiligkeit des Bandes, welches dieser Mann mit ihr anzuknüpfen gedachte, war die Nothwendigkeit, seine Gesinnungen auf die gefährliche Probe der Entdeckung ihres Schicksals zu setzen, bald ihr einziger Gedanke.

Dieses Geschäft hatte inzwischen die Müllerinn bereits übernommen. Wie Deborah aus ihrem Nachdenken erwachte, erkannte sie in dem halbleisen, lebhaften Geschwätz der guten Alten die mütterliche Treue, die ihrem Entschluß, als dem einzig rechten, zuvorkam, und ihrer bescheidnen Furchtsamkeit die schwere Ausführung ersparte. Sie stand da, so zitternd, und doch so gefaßt, wie an jenem Tage vor der Obrigkeit in Z., als man ihr Verweisung und Elend ankündigte.

Das ist wunderbar! sprach Meister Ehrhard, nachdem er die Erzählung der Müllerinn vernommen hatte; aber ich meine, es sey unmöglich, daß man alles Gute üben, und dabei einer so argen Sünde wie Lug und Trug schuldig seyn könne. — Glaubt die Jungfer, ein gottgefälliges und glückliches Leben mit mir führen zu können, so wollen wir das arme Kind, das niemanden angehört, stets als ein Geschenk von Gott ansehen, und es als ein solches halten. Denn er mußte es einer sonderlichen Liebe würdigen, daß Er es auf so wundervollem Wege ihren Händen übergab. —

Er küßte mit freundlichem Ernst Hannah's Stirne. Ueber alle Erwartung befriedigt, drang die

Alte mit wohlmeinender Ungeduld auf Deborah ein. Diese weinte sanft, und gieng mit sich und Gott zu Rathe. Indem sie den reinen Blick betend gen Himmel hob, reichte sie endlich dem Manne das Kind hin. Wollt Ihr, sprach sie mit leisem Tone, das arme Geschöpf mit mir zugleich aufnehmen, seyd Ihr überzeugt, daß ich unschuldig bin wie sie, rein von Sünde und Betrug in allem was sie angeht — wohl, so danke ich Euch für Euer Anerbieten, und ich will aus meinen geringen Kräften mit Gottes Hülfe trachten, Euch ein gutes Weib zu seyn — habt aber Geduld mit mir, denn ich bin sehr lange unglücklich gewesen — ach, ich bedürfte mehr eines Vaters, eines guten treumeinenden Vaters, als eines Gemahls!

Meister Ehrhard hatte als einziger Sohn den ganzen kleinen Haushalt seiner Eltern geerbt; er konnte also seine schöne traurige Braut sehr bald heimführen, und die Müllerinn hatte vollauf zu thun, um mit der kleinen Aussteuer, die sie in der Freude ihres Herzens ihrer lieben Tochter zudachte, schnell genug fertig zu werden. — Seine traurige Braut: das war Deborah würklich! Sie brachte ihrer Lage und der Heiligkeit ihrer

Pflichten gegen Hannah ein großes Opfer. Fremd waren ihr die gewöhnlichen Verhältnisse des Handwerkerstandes, in welchen sie jetzt als Hausfrau treten sollte; denn in dem abgesondert frommen Wandel ihrer Eltern fanden diese Verhältnisse keinen Raum. Die Erziehung in Ebersberg hatte ihr zwar keine Kenntnisse, aber eine Sanftheit der Sitten, eine Gewohnheit von Ordnung und Sauberkeit gegeben, mit denen so Manches in ihrer künftigen Lebensart wenig zu harmoniren versprach. Der Umgang mit August — ach, ängstlich floh sie die Erinnerung an jenen Zeitpunkt! — hatte ihr Herz gebildet, und der Verstand bleibt in solchen Fällen nicht dahinten. Ihr Unglück hatte, mit ihrer Kraft zu dulden, ihr Nachdenken geübt und sie sogar Menschenkenntniß gelehrt. Auch ihre religiösen Begriffe hatte die Nothwendigkeit gemildert und geläutert, indem sie ihnen die äußern Formen entrückte, auf welche ihre Glaubensgenossen sich so sehr einschränken, und selbst Jakobs Bekanntschaft, seine Erzählungen von seinen Reisen, aus seinen Büchern, waren nicht ohne Nutzen für sie gewesen. In sich selbst vollendete sich so das stille Gemüth, wie dem verborgenen Veilchen die Schätze des Himmels

und der Erde zu süßem Wohlgeruch und anspruchslosem Reitze wuchern.

Jakob vernahm die Nachricht von dem Handel, den Meister Ehrhard dießmal abgeschlossen hatte, mit finsterm Stillschweigen. Er wurde seitdem täglich rauher und unzufriedner. Noch ehe Deborah das Haus verlassen hatte, erklärte er seiner Mutter, er wünsche sich mit ihr zu setzen, ihr die Mühle zu überlassen, und in der Stadt einen Kornhandel anzufangen. Die Mutter willigte ein; sie nahm seine beiden Kinder zu sich, erzog sie treu, und ließ ihnen späterhin ihr ganzes Vermögen. Jakob, dem es an keiner von den nöthigen Kenntnissen zu seinem Handel fehlte, trieb ihn mit der Thätigkeit eines Menschen, der in dem Drang der Arbeit sich selbst vergessen will; er reiste, erwarb, häufte Geld an, ohne Freude, ohne Liebe, und als man ihn für einen Mann von mehreren Tausenden schätzte, fand man ihn eines Morgens todt auf seinem Zimmer. Es hieß, eine Flinte, die ohne sein Wissen geladen gewesen, wäre ihm, indem er sie putzen wollte, in der Hand losgegangen.

Zu Hof, im altväterischen Häuschen, das Meister Ehrhard, mit allen Erfordernissen eines kleinen

bürgerlichen Haushalts versehen, geerbt hatte, lebte nun Deborah mit ihrem Manne. Ihr richtiger Verstand schätzte die Vortheile, die ihre Lage ihr gewährte; es fehlte ihr nicht an Kraft, ihr Herz zu beschwichtigen, und ihr Tagwerk mit klugem und treuem Eifer anzugreifen. Sie hatte Schwierigkeiten zu bekämpfen. Meister Ehrhard wollte zwar Hannah für sein angenommenes Kind gelten lassen, aber der übeln Nachrede konnte damit nicht gesteuert werden, und wie die Nachbarn aus dem unveränderten Haushalt abnahmen, daß Deborah ihrem Manne nichts mitgebracht haben müsse, nahmen sie keinen Anstand, den Meister für einen Geck zu erklären, der sich in ein schönes Lärvchen vernarrt hätte, und schon dafür bestraft werden würde. Die Nachbarn irrten sich: das war natürlich; sie kamen aber von ihrem Irrthum zurück, und das thun Nachbarn nur im äußersten Nothfall. Dem Meister schien es täglich besser zu gehen. Deborah war die Sanftmuth, die Ordnung, die Thätigkeit selbst. Mit der strengsten Einfachheit verband sie eine stete Reinlichkeit, wie man sie an Weibern ihres Standes kaum in den Augenblicken, wo sie den Weg zur Kirche antreten, zu sehen pflegt. Es

wurde kein neuer Hausrath angeschafft; aber durch tägliche Aufmerksamkeit und zweckmäßigen Gebrauch schienen die alten Kästen und Schränke nach einem Jahre neu geworden zu seyn. Frau Ehrhard stand vor Tage auf, und kehrte den Boden der Werkstatt. Freundlich schien die Sonne durch die rein gewaschenen Fenster auf die saubern Umhänge des Betts, und selbst in Deborahs Küche hätte ein ästhetisch-ökonomisches Kennerauge ungestraft jeden Winkel ausspähen dürfen. Immer häuslich, sittsam, höflich, immer eifrig, alle Gebräuche des Orts zu beobachten, wenigstens gegen keinen merklich zu verstoßen — ein solches Betragen überwand auf die Länge die gefaßten Vorurtheile. Es war kaum ein Jahr verflossen, so fieng man an, in der Kirche Deborah freundlich zu grüßen; dann kam bald diese bald jene Nachbarinn, bat bald um diesen bald um jenen Dienst, und fand stets dieselbe sanfte, bescheidne Bereitwilligkeit; wo bei irgend einem Unglück, einem erkrankten Hausgenossen, einem betrübten Todesfall, Trost oder Hülfe Noth that, da half und tröstete Deborah: da, und nur da, mochte sie wohl auch ungerufen erscheinen, wenn ihr Gefühl ihr sagte, daß ihre Erscheinung wohlthätig seyn würde.

So verpflanzte nach und nach Deborah den schwesterlichen Geist ihrer Jugendjahre auf einen Boden, wo sonst nur Neid, Klätscherei, und alle die gemeinen Schwächen gemeiner Menschheit zu gedeihen pflegten, und er trug hier mehr und edlere Früchte, als er im leeren Einerlei einer ihrer Gemeinden getragen hätte. Von ihrem Manne genoß sie die ruhig tiefe Anerkennung ihres Verdienstes, die in diesem Verhältniß sie am meisten beglücken mußte, und indem sie immer mehr Ursachen fand, ihn zu achten, gewährte ihr die Ueberzeugung, daß er seinen Zweck, Versüßung der letzten Hälfte eines mühevollen Lebens, ganz bei ihr erreicht fühlte, reichen Lohn für alles was sie that.

Ihre Ehe blieb fünf Jahre ohne Kinder. Hannah wuchs unterdessen im Glauben, bei Vater und Mutter zu seyn, auf, und der gute Ehrhard liebte sie würklich so väterlich, daß er oft zu seiner Frau sagte: wenn der Himmel seinen sehnlichsten Wunsch erfüllen, und ihnen Kinder schenken sollte, so sollte Hannah dennoch stets gleiche Rechte mit ihnen genießen. So war ihr denn, mochte ihre Geburt seyn welche sie wollte, zum Ersatz für die Unsicher-

heit dieser Geburt, die ihr Loos auf immer bleiben sollte, das Glück beschieden, Kind der Liebe in einem schöneren, sittlicheren Sinne zu seyn. Sie mochte volle sechs Jahre alt seyn, als Deborah selbst Mutter ward, und nun lernte, daß Mutterliebe doch noch ein anderes Gefühl war, als das innige Mitleid, das Band des Unglücks und der Hülflosigkeit, das sie so fest an Hannah geknüpft hatte. Aber ihre Empfindung für diese wurde darum nur zärtlicher und besonnener: sie mußte sie ja für die unaussprechliche Liebe entschädigen, die nur ihr eigenes Kind ihr einflößte, und die niemals der armen Hannah hatte zu Theil werden sollen. Auch in ihres Mannes Herzen sprach, ohne daß er so fein wie Deborah empfand, die Stimme der guten Menschheit zu vernehmlich, als daß er nicht bedacht gewesen wäre, seinen ersten Liebling durch keine Hintansetzung zu kränken.

Uebrigens trieb es der gute Mann mit seiner kleinen Christel — die Müllerin hatte das Kind aus der Taufe gehoben — fast bis zur Abgötterei. Wenn sie wachte, mußte ihre Wiege in der Werkstatt stehen, oder ihre Mutter sich mit ihr da

aufhalten; schlief sie in der Nebenkammer, so schmierte er fleißig die Sägen ein, damit sie nicht knarrten, und lehrte die Gesellen, den Hobel leichter und leiser führen. Er gedachte nicht, daß es „ein irdenes Gefäß" war, dem er so viel Liebe zuwandte. Die Kleine gedieh und wuchs heran, als eine epidemische Krankheit sie befiel, und eine Auszehrung zurückließ, an welcher sie im achtzehnten Monat starb.

Deborah war im Leiden und Verlieren geübt; hätte aber ihres Mannes Verzweiflung nicht ihre ganze Kraft aufgefordert, ihm mit dem Beispiel frommer Ergebung voranzugehen, sie würde diesem Schmerz nicht widerstanden haben. Der unglückliche Vater sah im Tode seiner Christel dem Tode aller seiner Hoffnungen und Freuden entgegen, er haderte mit Gott, er forderte Hülfe vom Arzt, als müßte ein ernster Wille Mittel finden, das entfliehende Leben aufzuhalten. Mit des Kindes letztem leisem Hauch fiel seine Heftigkeit. Weich wie ein Weib, still, unbeschäftigt, schlich er gleichsam mechanisch um die Leiche her. Es ward spät, er beredete die von Nachtwachen und Schmerz entkräftete Deborah sich niederzulegen, während

er bei der kleinen Todten wachen würde. Nachdem sie ein Paar Stunden geruht, gieng sie wieder in die Stube, wo sie die Kleine bis auf das Hemd entkleidet, die Händchen auf der kalten Brust gefaltet, in ihrer Wiege gelassen hatte. Wie sie die Thüre öffnete, hörte sie, daß ihr Mann sich schnell von der Wiege entfernte, und in einem Winkel niedersetzte. Sie findet das Kind nicht mehr in der ruhig frommen Stellung: der Kopf hängt zur Seite, die Händchen liegen entfaltet. Erschrocken blickt sie auf den Vater, auf die Todte, und ruft: Gott! was ist geschehen? — — Der Vater schluchzt aus seinem Winkel und ringt die Hände; endlich sagt er: ach, ich konnte sie nicht so liegen sehen, ich habe sie in meinen Armen herumgetragen — sie kann, sie kann nicht todt seyn!

Statt mit der Zeit abzunehmen, wurde sein Schmerz Krankheit, die an seinem Leben nagte. Eine unheilbare Abzehrung führte ihn langsam dem Grabe zu. Seine Frau pflegte ihn mit unermüdeter, zärtlicher Sorgfalt; Hannah, die jetzt anfieng, vernünftig zu werden, kam fast nicht von seiner Seite. Er warf es sich vor, einem vergeb-

lichen Kummer zu unterliegen, der diesem Kinde, diesem guten Weibe ihre Stütze entzog; aber er vermochte nicht, den Feind zu überwinden.

Nach einer achtjährigen, glücklichen, frommen Ehe ward Deborah Wittwe im acht und zwanzigsten Jahre. Der Sterbende sorgte oft in den letzten Tagen, was aus ihr werden würde; er hatte sie durch ein Testament zu seiner Erbin eingesetzt: nun rieth er ihr, sich, wie die Handwerkerswittwen thun, einen fleißigen Gesellen zum zweiten Mann auszusuchen, und das Gewerb fortzusetzen — „Hörst Du dann den Hobel klappern, sagte er, so denkst Du an mich — Ach, es wird Dich aber niemand lieben wie ich, und keiner ist Deiner werth! Ich war es auch nicht. Wohl weiß ich, daß Du nicht in meine arme Werkstätte gehörtest. Wie hoch Dich Gott auch erheben möchte, Du würdest überall eine der Besten seyn. Er lohne Dir's, daß Du mich darum nicht verachtetest, weil ich nichts hatte als mein treues Herz!"

Und dieses treue Herz verdiente die aufrichtigen Thränen, die Deborah um seinen Verlust weinte! Sie verkaufte das Haus und das Handwerkszeug bezog eine gemiethete Wohnung, und suchte, da

sie um Hannahs willen ihr geringes Einkommen zu vermehren wünschte, sich einen Erwerb durch Nadelarbeit zu verschaffen. Sie ließ die Kleine unter ihren Augen unterrichten, und sparte keine Kosten dabei. Das Ohngefähr führte ihr einen einsichtsvollen Lehrer zu, so daß sie an der Seite des lernbegierigen Mädchens selbst um manchen neuen Begriff reicher wurde, manche Vorstellung ihrer früheren Jahre verbessern lernte.

Das Haus der Obristinn von Danner war eines von denen, welche ihr öfters Arbeit gaben. Die Obristinn, eine sanfte, gebildete Frau und eine gute Mutter, hatte Deborah zu unterscheiden gewußt; sie sprach gern mit ihr, sie interessirte sich für sie und für ihre Hannah, deren sittsames, anständiges Wesen, deren frühe Geschicklichkeit sie ihren eignen Kindern zum Beispiel aufzustellen pflegte.

Eines Tages sagte ihr die Obristinn: ein genauer Freund ihres Mannes, dessen Gesundheit und Gemüthsruhe durch häuslichen Kummer gelitten, wolle den Sommer in dieser Gegend zubringen, und habe ein Gartenhaus in der Nähe der Stadt gemiethet; er wünsche eine anständige Person zur

Haushälterinn für die wenigen Monate, er werde sie sehr gut bezahlen, und sie könne für den geringeren Dienst eine Magd miethen. Nach ihrer Meinung war dieß eine vortheilhafte Gelegenheit, die Deborah wohl mitnehmen könnte, so wie sie ihrerseits den ihr gegebnen Auftrag nicht besser zu besorgen wüßte, als wenn sie dem Freunde ihres Mannes eine Person wie sie zuwiese. Deborah hatte einige Bedenklichkeiten: sie konnte indeß ihre Kunden verlieren, sie besorgte, Hannah vernachläsigen zu müssen. Aber Frau von Danner stand für hinlängliche Entschädigung, und versprach ihr, daß sie Hannah würde zu sich nehmen dürfen; der Haushalt eines einzelnen Mannes, eines Kranken, würde ihr Zeit genug lassen, in diesem Stücke nichts zu versäumen.

Man kam wegen der Bedingungen überein; die Ankunft des Fremden verzögerte sich aber einige Wochen. Die Obristinn sagte zu Deborah, daß ihr Mann unruhig darüber wäre: er fürchtete, daß sich die Gesundheitsumstände seines Freundes verschlimmert hätten. An einem Abend endlich ließ sie Deborah rufen: der Fremde war ohne vorläufige Nachricht, und sehr krank angelangt. Deborah

eilte hinaus. Sie fand Bediente, welche Gepäck hereinbrachten; der Obrist rief ihr entgegen, sogleich des Fremden Bett zurecht zu machen. In dem Zimmer, wo das Bett aufgeschlagen war, saß ein Mann, in einen Oberrock gehüllt, mit sehr erhitztem Gesicht, auf dem Sofa. Der Obrist redete ihm zu, sich ruhig zu halten; ein Arzt stand neben ihm, und schien ihn etwas besorgt zu beobachten. Sobald alles in Ordnung war, führte man ihn, ohngeachtet er sich heftig weigerte, zu dem Bett. Deborah, betroffen und beschämt, wollte das Zimmer verlassen, als der Obrist einen Dienst von ihr verlangte. So wie der Kranke sie erblickte, rief er wild: Fort! Nur kein Weib! Ich will kein Weib sehen —

Deborah fuhr erschrocken zurück. Doch wurde sie nun gewahr, daß der Kranke fantasirte. Als er seine Augen auf ihr Gesicht heftete, ließ sein Widerstand nach; er blickte noch einmal hin, schien nachdenkend zu werden, und ließ sich zu Bett bringen. Seine fieberhafte Unruhe dauerte die ganze Nacht; Deborah verließ ihn nicht: er schien jede Dienstleistung bereitwilliger von ihr anzunehmen, als selbst von seinem Freunde. Ein paarmal be-

trachtete er sie aufmerksam; dann folgte ein neuer Paroxysmus. Seine Fantasien drehten sich um beleidigte Ehre, eine treulose Frau, einen von ihm getödteten Liebhaber dieser Frau.

Gegen Morgen ließ das Fieber nach; es folgte tiefe Ermattung: der Kranke fieng endlich an zu schlummern. Der Obrist verließ ihn nun auf einige Stunden; des Fremden Bedienter, müde von der Reise, schlief auf einem Stuhle ein: jetzt erst hatte Deborah Zeit, sich zu sammeln; es war ihr bei dem Gedränge, der Wildheit des Kranken, der ganzen ungewohnten Scene, bisher gewesen wie im Traume. Sie saß still am Fenster, und sah den Morgen anbrechen. Der erste Sonnenstrahl fiel auf das Krankenbett, das tief in dem großen Zimmer stand. Indem sie den Laden schloß, blickte sie, um das Licht zu berechnen, schärfer auf den Kranken. Ihr Herz fieng an, zu klopfen; sie trat näher: die gestern im Fieberanfall entstellten, gespannten Züge bildeten jetzt eine ganz andre — eine bekannte Gestalt — Sie glaubte — es war — er war es — August!

Sie hatte Mühe, sich zu überzeugen, daß sie wachte. Sie kehrte zitternd an ihren Platz zurück.

Was sie in ihrer ersten Jugend für ihn empfunden hatte, trat nach und nach vor ihre Seele. Sie hatte seitdem sich und die Welt besser kennen gelernt, aber sie hatte nie mehr geliebt, ihr Herz hatte nach ihm kein Mann besessen. Hundert Erinnerungen, hundert Besorgnisse und Zweifel bestürmten sie wechselsweise. Beschämt wollte sie entfliehen, ehe er sie etwa erkannte, und da war keine Zeit zu verlieren, denn schon mochte eine Ahnung in ihm aufgestiegen seyn, als sich bei ihrem Anblick seine Wuth so schnell legte. Aber er war unglücklich, er war krank, bedurfte Pflege, und wer konnte ihn besser pflegen als sie? Zudem, womit konnte sie sich bei der Obristinn rechtfertigen, wenn sie ihre Zusage brach? Manche andre Vorstellungen, im Hintergrund ihres Herzens sich regend, mischten sich in den Kampf: ihr niederer Stand, die Jahre, die seit jenen Zeiten ihrer Jugendblüte verflossen waren, ihre Wittwenschaft — Unterdessen bewegte sich der Kranke. Er wachte mit Fieber wieder auf. Den Tag brachte er ohne sonderliche Hitze, aber fast besinnungslos zu; gegen Abend stellte sich das wilde Fantasiren wieder ein. Deborah verließ sein Bett nicht. Mit jeder

Stunde nahm ihre Angst, ihre Unentschlossenheit — ihre Zärtlichkeit zu. Der gegenwärtige Augenblick floß mit den längst vergangenen zusammen: sie fand in den zerstörten Zügen immer mehr das Gesicht wieder, das einzige, auf welchem ihr Auge jemals mit Liebe geruht hatte.

Am Abend war sie einen Augenblick aus dem Zimmer gegangen. Der Obrist wollte dem Kranken Arznei reichen, er widersetzte sich, und war im Begriff, aus dem Bett zu springen. Sein Freund rief um Hülfe; der Bediente und Deborah eilten herbei. Von Schrecken überwältigt, wie sie ihn wütend ringen sah, schlang sie ihre Arme um ihn, und da er sich heftig von ihr loswand, stürzte sie sich auf die Knie, und flehte mit gefalteten Händen Gott um Hülfe. Plötzlich hielt der Kranke still, sah sie erstaunt an — Deborah, rief er endlich, Deborah! — blickte betäubt im Zimmer umher, und sank erschöpft zurück.

Die Umstehenden verstanden diesen Auftritt so wenig, wie die Fantasien, welche nunmehr den Kranken beschäftigten. Es waren Erinnerungen aus jenen Tagen in Z., die Deborahs Herz mit unnennbarer Wehmuth erfüllten; es waren auch

spätere Erinnerungen, aus denen sie abnahm, daß ihm ihr Schicksal nach seiner Abreise nicht unbekannt geblieben war. Sie selbst erkannte er aber nicht mehr, und so konnte sie ihre Gefühle, die freilich nicht ungemischt schmerzlich waren, vor denen verbergen, welche keinen Zusammenhang zwischen seinen irren Reden und der mitleidig besorgten Krankenwärterinn ahneten.

Nach einigen angstvollen Tagen stellte sich eine Krisis ein, die ihn rettete, zugleich aber ihre Zweifel wieder rege machte. Den kindisch strengen Begriffen ihrer Jugend war ihr Verstand entwachsen, aber ach, er war gebildet genug, um ihre Gefühle in ihrer Lage für thörig zu erkennen, und in den Gründen selbst, mit denen sie einen Theil ihrer Besorgnisse widerlegte, empfand sie etwas schmerzlich demüthigendes. War es nicht eine lächerliche, ja vielleicht eine verächtliche Täuschung, daß sie sich einbildete, dieser Mann, der von der Vergangenheit nicht einmal seinen Namen übrig behalten hatte — sie hörte ihn Schöneich nennen — würde nach eilf Jahren in der verblühten Bürgerwittwe die ohnedieß längst vergessene Deborah wieder erkennen? Seine Fantasien? — Ach,

es waren ja nur Fantasien! — Und um eines so eiteln Wahnes willen sollte sie ihn verlassen, ihn während einer noch gefahrvollen Genesung einem gefühllosen Bedienten, einer gemietheten Magd überlassen?

So kämpfte und zweifelte sie, doch ohne einen Entschluß zu fassen. Indessen war sie aus dem Zimmer geeilt, sobald die Rückkehr seiner Besinnung entschieden gewesen war. Ihre freudige Rührung, ihr inniges Dankgebet, vertrugen ohnehin keine Zeugen. Man rief sie aber bald zurück; der Obrist, dem ihr Betragen am Krankenbett seines Freundes Achtung eingeflößt hatte, suchte sie selbst auf, und ermahnte sie, ihre lobenswürdige Sorgfalt fortzusetzen, da sein Freund deren mehr und ununterbrochner als je bedürfen würde. Nun war kein Zweifel, keine Wahl mehr; Deborah eilte hinein — doch nicht ohne im Vorbeigehen einen Blick in den Spiegel zu werfen: ob sie auch unkenntlich — ob sie verändert wäre?

Die Antwort, die ihr der Spiegel zurückgab, war nicht so beruhigend, als — sie es zu wünschen glaubte. Freilich war es jenes achtzehnjährige Mädchen nicht mehr, die im langen, rothge-

würfelten Kittel, eine weisse Schürze mit großem Brustlatz vorgebunden, im runden Herrnhuther Häubchen mit dunkelrothem Band, am Waschzuber stand, während August, an den Küchenschrank gelehnt, mit der Reitgerte spielend, ihre langen, hellbraunen Augenwimpern bewunderte, wie sie, die dunkelblauen Augen verschleiernd, die zarte Röthe ihrer Wangen hoben. Deborah war etwas größer wie damals; ihre etwas dunkleren Haare wurden von einer saubern Bürgerhaube weniger verhüllt; ihr Anzug war dunkler, aber knapper und weltlicher; ihr Wuchs war weniger zart, aber ihre Physionomie belebter; mit den langen, hellbraunen Augenwimpern, mit den dunkelblauen Augen war keine nahmhafte Veränderung vorgegangen — kurz, das schöne Mädchen war ein nicht weniger schönes Weib geworden, und das schöne Weib war vom Obristen nicht unbemerkt geblieben, und eben jetzt hatte er ihr einige freundliche Schmeicheleien gesagt, die ihre Schüchternheit, wieder vor August zu erscheinen, nicht verminderten.

Es war dunkel im Krankenzimmer; ein großer Schirm versteckte das Licht, niemand sprach ein

lautes Wort. Dieser erste Abend und der ganze folgende Tag giengen so ruhig vorüber — daß es Augenblicke gab, wo Deborah beinahe darüber geseufzt hätte. Aber die Vorhänge waren ja auch so fest zugezogen, der Kranke war ja noch so schwach, sie selbst war ja so besorgt immer hinter ihm bei'm Bett zu stehen!

Einmal fieng er an, sich mit seinem Freunde zu unterhalten. Er sprach von dem Gesicht, das er im Fieber gehabt, von der schönen Jugendzeit, in welche er sich dadurch versetzt gefühlt hatte. Er erzählte von Deborah, von ihrer Unschuld, von dem Unglück, das sie in Z. betroffen. Der Obrist lachte. August rief, mit so heftigem Unwillen, daß ihn sein Freund durch Händedruck und Gebehrden zu besänftigen suchte: Nein, Danner! Sie war unschuldig, unschuldig wie ein Engel, aber meine jugendliche Unvorsichtigkeit gab den boshaften Schildbürgern den Anlaß, sie zu verfolgen, zu unterdrücken — ach, ich Pinsel, ich war ja vor Schrecken zusammengefahren, als hätte ich ein Verbrechen begangen, über den einzigen Kuß, den ich — nicht einmal von ihr erhielt!

Deborah hatte ein Tischchen mit Gläsern, Arzneien und dergleichen, abzuräumen; in der peinlichsten Verlegenheit warf sie um, zerbrach, und wollte, außer Stand es länger auszuhalten, hinaus eilen, als der Obrist erschrocken sie zu Hülfe rief. Die ungewöhnliche Anstrengung des Redens hatte den Kranken so angegriffen, daß er ohnmächtig geworden war. Man brachte ihn wieder zu sich; der Obrist verbot ihm mit freundschaftlichem Ernst, wieder von seinen Jugendabentheuern und seinen Fieberträumen zu erzählen.

Geschäfte riefen nun den Obristen auf einige Zeit ab; er kündigte seinem Freunde den Besuch seiner Gemahlinn an, die ungeduldig sei, ihn kennen zu lernen. Sie kam würklich noch am nämlichen Tage; Deborah mußte sie an das Bett führen. Nach den ersten Begrüßungen erhielt Deborah, zu ihrem großen Schrecken, von Schöneich den Befehl, einen Vorhang, ein Fenster zu öffnen. Wie sie gehorcht hatte, wollte sie sich in den dunkeln Theil des Zimmers zurückziehen; aber die Obristinn rief sie zu sich, und fragte den Kranken, ob er es ihr nicht Dank wüßte, ihm eine so gute Pflege verschafft zu haben. In der Beleuch-

tung, in welcher sie jetzt stand, sah er sie zum erstenmal; er wollte sprechen: indem er aber seinen Blick auf sie heftete, fuhr er zusammen, und sah mit einem fragenden, irren Ausdruck bald auf die Obristinn, bald auf Deborah, die dem gefürchteten Augenblick entgegenzitterte —

Er wird ohnmächtig! rief Frau von Danner, und unterstützte seinen sinkenden Kopf. Schluchzend, kaum fähig sich aufrecht zu erhalten, reichte ihm Deborah Hirschhorngeist. Er raffte sich auf, ergriff ihre Hand, die er lebhaft an sich zog — So sind Sie es doch! Sie sind Deborah — Es war kein Traum, keine Fantasie — es war nicht der Nachhall eines Fiebertraums, was ich bei den leisen Tönen dieser Stimme, bei dem schattenartigen Vorüberschweben dieser Gestalt empfand —

Sie beugte sich still weinend über seine Hände, und bat ihn, ruhig zu seyn, sich zu schonen — sie freue sich, sagte sie mit kaum hörbarer, gebrochener Stimme, seiner Genesung; sie freue sich der Güte, mit welcher er ihrer gedenke —

Aber der erstaunten Obristinn mußte der sonderbare Auftritt erklärt werden. Deborah that es, so gut sie konnte: sie hatte den Herrn von

Schöneich in Z. gekannt, sie hatte damals für seine Mutter gearbeitet, er hatte ihren armen Eltern Wohlthaten erzeigt. Frau von Danner hörte diese etwas mangelhaften Erläuterungen mit einem unmerklichen Lächeln an, aber ohne sich eine einzige Anmerkung zu erlauben, und als sie sich entfernte, zeigte ihre verdoppelte Herzlichkeit gegen Deborah, welches reine Interesse ihre schöne Seele an dem Auftritt genommen hatte.

Wie klopfte Deborahs Herz, als sie sich jetzt allein mit August sah! Er bat sie, an sein Bett zu kommen: er fühle, sagte er matt, daß er nicht sprechen dürfe; sie möchte ihm ihr Schicksal seit seiner Abreise nach Wien erzählen. Sie fürchtete, ihn zu sehr zu rühren; sie scheute sich aber, ihm zu verrathen, daß sie eine so lebhafte Theilnahme bei ihm voraussetzte — nach einigem Zögern sagte sie bescheiden: Sie müssen jetzt ruhen, gnädiger Herr — ich habe wenig zu erzählen; es gieng mir eine Zeit lang schlimm, jetzt geht es mir gut: ich arbeite, ich habe Frieden und Brod —

Frieden und Brod! O Deborah, so viel habe ich nicht! Ich habe keinen Frieden — wahrlich, ich hatte keinen, seit ich in jenem Wäldchen von Ih-

nen Abschied nahm — Ich soll ja nicht reden, erzählen Sie mir also — erzählen Sie mir, wohin Sie irrten, nachdem die elenden Menschen Sie aus ihrem elenden Städtchen verwiesen hatten —

Herzzerreissend waren für Deborahs kindliches Gemüth seine Worte: ich habe keinen Frieden — Und sie verstand den Frieden, der höher ist als alle Vernunft; sie hatte keinen Begriff von der leeren Unruhe, der Uebersättigung, die Schöneich unter diesen Worten verstand! Als er jetzt ihr trauriges, schimpfliches Schicksal erwähnte, schluchzte sie laut: Sie haben davon gewußt? — O das war schrecklich! — Aber Gott züchtigte mich, weil er mich liebte, und die Trübsal ist mir zur Freude geworden —

Der Kranke blickte sie lächelnd an; er faßte ihre beiden Hände: Noch die Alte, Deborah? Würklich möchte es Ihnen jetzt leichter werden, mich zu bekehren —

Sie zog erröthend ihre Hände zurück; in dem Augenblick gieng die Thüre leise auf — es war Hannah, die furchtsam den Kopf durch die Thüre steckend, rief: Mama, Mama! — Sie war schon eheher ein paarmal im Zimmer gewesen, aber als

Schöneich noch zu krank war, um sie zu bemerken — Dieses Kind? sagte er, mit lebhaft fragendem Blick — rufen Sie es herein, Deborah — ist es. . . . . ?

Mit einiger Eile erwiederte sie: Es ist das arme, verlassene Geschöpf, das die Vorsehung in meine Arme gab — ich habe keine Kinder —

Und Ihr Mann? — Man nannte Sie, dünkt mich. . . . .

Ich bin Wittwe, seit zwei Jahren —

Schöneich schwieg. Nach einigen Augenblicken, während deren er Worte zu einer neuen Frage zu suchen schien, sagte er: Liebten Sie Ihren Mann?

Deborah gab der Kleinen einen Auftrag, um sie zu entfernen. Die Frage hatte ihr zartes Gewissen getroffen; denn erst seit wenigen Tagen wußte sie, wie wenig sie ihren guten Mann geliebt hatte. Als sie nicht antwortete, wiederholte Schöneich: Deborah, liebten Sie Ihren Mann?

Ich verdanke ihm mein Glück, er war ein braver, treuer Mann — er war immer zufrieden mit mir —

Das glaube ich, Deborah, das glaube ich —

Wollen Sie das Gespräch heute nicht lieber lassen, gnädiger Herr? Sie sollen ja nicht reden —

Nun wohl — Aber morgen, nicht wahr, liebe Deborah, morgen sagen Sie mir mehr? — In der That, es ist mir, als sei ich wieder zurückgeschritten um die eilf Jahre — Lassen Sie uns Freunde seyn? Sie haben sich ja über meine Genesung gefreut, und es hätte mir nichts Wohlthätigeres begegnen können, als dieser Vorfall —

Morgen kam, und viele Morgen folgten, und die gute, unerfahrne Deborah wurde nicht gewahr, in welches Labirinth sie sich verwickelte. Sie erzählte ihm, und alles was sie erzählte, mußte sie interessanter und achtungswürdiger erscheinen machen. Er erzählte ihr — sie mußte oft zittern für das Leben, für die Seele des Mannes, den sie liebte, und den sie nicht fürchtete, weil er nie von Liebe sprach, weil sie nicht bedachte, daß es nicht der nämliche Mann mehr war, der vor eilf Jahren neben dem Sterbebett ihrer Mutter kniete.

Der Eindrücke, die damals auf ihn gewürkt hatten, wäre ein natürlich schlechtes Gemüth nicht empfänglich gewesen; aber er hatte sich ihnen mit dem Leichtsinn überlassen, der in schwachen Cha-

rakteren, so gut wie in bösen, Selbstsucht werden kann, und sie verschwanden schnell genug im Wirbel der Geschäfte und der Zerstreuungen einer großen Stadt. Anfangs mochte ihn wohl bei den glänzenden Modeschönheiten, oder bei den knapp geschnürten Grisetten, eine Sehnsucht anwandeln nach Deborahs hoher, reiner Stirne, nach ihrem frommen, liebevollen Blick. Was aber der Umgang mit der Welt nicht sogleich bei ihm abrieb, das vertilgte dann vollends der Ehrgeiz. Er knüpfte in Wien bedeutende Konnexionen an, die den Reichthum und den Kredit seines Hauses schnell vermehrten, und eine Heirath mit der einzigen Tochter eines der ersten dortigen Handelshäuser sollte ihm eine noch glänzendere Bahn öffnen. Die junge Dame die man ihm vorschlug, hatte ihn durch alle Vortheile, welche Pracht, Mode, Koketterie, einem artigen Mädchen verschaffen können, geblendet. Sie gehörte zu den weiblichen Geschöpfen, denen man nie Betrug Schuld geben kann, weil alle ihre Künste nur Augen und Sinne, nie aber das Herz zu bestricken trachten. Ruft also einst ein Gatte Wehe über ein solches Weib, so kann sie, ohne ihre glänzende

Larve durch den trüben Schleier der Reue und der Theilnahme zu verdunkeln, ein kaltes: tu l'as voulu, hinwerfen, und sich ungestört ihren leeren Freuden überlassen. August vergaß, die Möglichkeit eines solchen Augenblicks zu berechnen. Ein vornehmes Haus, ein gekaufter Adelsbrief, ein neuer Name: das alles verdankte er seiner Frau, und er führte sie im Triumph zu seiner Familie nach Leipzig. Auch nach Z. kam er auf dieser Reise; seine Mutter war zwar nicht mehr dort, aber ein Bruder, der vor ein Paar Jahren geheirathet hatte.

Er fand Geschäfte in Z., die sich nicht so schnell abthun ließen. Für seine Frau war der Abstand zwischen dem kleinen Z., und dem rauschenden Wien zum Umkommen vor Langeweile, und die Langeweile machte sie nicht liebenswürdig. Ihm bot sich hier auch ein Kontrast dar, der nichts Erfreuliches für ihn hatte: sein Bruder hatte eine sehr glückliche Wahl getroffen, seine Schwägerinn war ein gebildetes und gutes Weib, ihr Haus eine kleine Welt von stillem Familienglück und einfachen gesellschaftlichen Freuden. Dem armen August erschien jetzt seine Ehe in dem Lichte, wie

etwa ein Theater, wenn die künstliche Erleuchtung plötzlich verschwände, und das helle Sonnenlicht auf die Dekorationen fiele.

Es war ihm anfangs nur unbehaglich zu Muthe, aber in der Unbehaglichkeit brütete er so lange, bis er sich unglücklich fühlte. Ein Umstand kam hinzu, der seine unangenehmen Empfindungen vermehrte. Wen die Welt hingerissen hat, den befällt leicht eine besondere Sehnsucht, das Andenken früherer, besserer Gefühle wieder in sich zu erwecken, und sich gleichsam damit zu entsöhnen. August hatte seinen Bruder nach Deborah Stein gefragt; dieser war damals noch nicht in Z. gewesen, und wußte nichts von ihr. Alles Gesinde im Hause war neu, niemand hatte Deborah Stein gekannt. Sobald er einen freien Augenblick hatte, gieng er selbst in die Gasse, wo sie gewohnt hatte — aber Peter Steins Häuschen, und das Haus der alten Nachbarinn, die ihre Magd zur Todtenwache geschickt hatte, waren niedergerissen: ein neues stand an der Stelle dieser beiden. Nach sechs Jahren alles verschwunden, bis auf den Schauplatz seiner Liebschaft! — Unwillkührlich gerührt wandelte er, über den Kirchhof, dem Thore

zu, das zu dem Wäldchen führte, wo er Deborah zum Letztenmal gesehen hatte. Er hörte sich freundlich bei seinem Namen grüßen. Es war der Todtengräber, der hier eben seinem Amte oblag — der nämliche, welcher in jener Nacht bei des alten Steins Leiche gewacht hatte.

August blieb bei dem alten Manne stehen, der ihn von seinem ehemaligen Aufenthalt her erkannt hatte, und mit launig gutherzigem Wesen ein Gespräch mit ihm anknüpfte. Es fiel ihm bald ein, diesen Menschen nach Peter Stein zu fragen. — Der! — der schläft schon lange! da — er stieß mit der Schaufel einen Todtenknochen fort — das mag ihm vielleicht gehört haben, denn hier habe ich ihn eingescharrt, es können wohl bald sechs Jahre seyn. Der Kirchhof ist so klein! Man kann den armen Teufeln keine Ruhe im Tod lassen — Aber wahr ist's, der Kirchhof ist der wahre Stall, wo der geduldigen Schaafe viele hineingehen!

August war bei den Worten des Mannes, und der Bewegung die er machte, unwillkührlich zurückgeschaudert — Und was ist aus der Tochter geworden? fragte er jetzt mit erzwungner Kälte.

Das wissen Sie nicht? — Des Alten Ton und

Blick hatten etwas Mißbilligendes, das aber August nicht verstand.

Ich war seit sechs Jahren nicht hier, antwortete er.

Nun — sie ist mit ihrem Kinde des Landes verwiesen. Die arme Dirne! Es war hart — Ich glaube nicht, daß sie es lange überlebt hat. —

Er schaufelte eine Weile ernsthaft fort, ohne sich nach August umzusehen, der höchst betroffen da stand. Endlich rief dieser: Sagt an, Alter! Was ist das mit dem Mädchen? Was ist geschehen? Sie war ja fromm und unschuldig wie ein Engel —

War sie? — Nun, Herr. . . . . Er stieß die Schaufel in das halb fertige Grab, schob seine Pelzmütze von der Stirne, schlug beide Arme unter, und erzählte die ganze Geschichte jener Nacht, und was darauf gefolgt war, bis zu Deborahs Verweisung. Von dem Verdacht, der auf August gefallen war, schwieg er; doch fühlte dieser, was ihr Umgang mit ihm, so unschuldig er auch gewesen, zu der schrecklichen Wendung ihres Schicksals beigetragen haben mochte. Daß sie unverdient gelitten hätte, fiel ihm keinen Augenblick ein zu be-

zweifeln. Voll Entsetzens rief er: Und ich sollte der Vater dieses Kindes seyn? Nicht wahr? — Ich sollte Deborah verführt haben?

Seine Augen blitzten, sein Gesicht glühte. Der Alte glaubte ihn erzürnt zu haben, was ihn aber wenig anfocht: in diesem Handwerk kann man wohl gleichgültig werden gegen alle Szenen der Lebenskomödie, deren immer gleiche Entwickelung man täglich vor Augen hat — Nun? sprach er ruhig, wenn etwas daran gewesen wäre, so könnten Sie sich heute nicht so wundern, daß sie deswegen um Ehre und Glück gekommen ist!

Eifrig bemühte sich jetzt August, Spuren von der unglücklichen Deborah zu entdecken. Alles war umsonst; aber nur mehr Zeugnisse für ihre Tugend kamen ihm dafür zu Ohren, denn die kleinlichen Leidenschaften, deren Opfer sie geworden war, hatten der Ueberzeugung, daß man ihr Unrecht gethan, Platz gemacht: sie stand niemanden mehr im Weg, und da wußte man nur Gutes von ihr. Dem armen August war übrigens damit so wenig geholfen wie ihr; es trug nur dazu bei, ihm eine sentimentale Stimmung zu geben, in welcher er endlich gar den Versuch machte, sich an seine Frau

zu attachiren, und in seine ehelichen Verhältnisse Empfindung zu bringen. Der stümperhafte Einfall wurde eben so stümperhaft ausgeführt. Als Ehemann meinte er, da wo er warb, im Grunde wohl auch fordern zu dürfen; Frau von Schöneich aber nahm von seinem Werben wenig Notiz, und seine Forderungen kamen ihr lächerlich und tyrannisch vor.

Vor ihrer Reise war ihr Verhältniß nur gleichgültig gewesen; nach ihrer Rückkehr nach Wien wurde es höchst widrig. Schöneichs Ansprüche auf häusliches Glück wurden mit Geringschätzung zurückgewiesen, er rächte sich durch bittere Mißbilligung des geräuschvollen Wandels seiner Frau, und gerieth auf Ausschweifungen, um sich zu zerstreuen. Seine unordentliche Lebensart grif seine Gesundheit an, während seine Frau sich dadurch aller Pflichten gegen seine Ehre enthoben glaubte. Er faßte endlich den Entschluß, sich für's erste von ihr zu trennen, und sodann zu einer förmlichen Scheidung zu schreiten. Damals war es, daß er sich zu seinem Freunde, dem Obristen von Danne: begeben wollte; bevor er aber seine Reise antreten konnte, drang ihm ein unglückliches Ohngefähr

die Anerkennung seiner Würde als Ehemann noch einmal auf: er mußte sich mit seinem Beleidiger schlagen, ließ ihn in seinem Blute auf dem Kampfplatz liegen, und kam als Flüchtling im hitzigen Fieber zu Hof an.

Seinem weichlichen Gemüth, das die Tugend blos wie eine angenehme Empfindung, die Reue wie eine Würze des Ueberdrusses zu behandeln ewöhnt war, konnte nichts Erfreulicheres begeg-aen, als die unvermuthete Zusammenkunft mit Deborah. Schon in der ersten, gefährlichsten Epoche seiner Krankheit war aus Wien die Nachricht eingetroffen, daß sein Gegner nicht todt sei, daß die Familie desselben, von seinem Unrecht überzeugt, selbst auf nichts anders bedacht sei, als das Duell geheim zu halten. Er hatte also keine Ursache, sich zu verbergen; aber trotz aller Spöttereyen seiner Freunde schlug er hartnäckig aus, Bekanntschaften zu machen. Der Obrist, dem seine Gemahlinn die Wiedererkennungsszene zwischen Schöneich und Deborah erzählt hatte, zweifelte keinen Augenblick, daß die schöne Schreinerswittwe seinem Freunde den Geschmack an einem solchen Idyllenleben beigebracht hätte. Er zog ih-

damit auf; Schöneich erwiederte lachend: wenn es sich allenfalls so verhielte, so wäre es wenigstens bis jetzt würklich ein Idyllenleben, und leider! eine Szene aus der Unschuldswelt; er bäte ihn aber als Freund, sie nicht durch unzeitigen Spott zu stören.

Der Obrist ließ Schöneich gewähren, und kam, da ihm das Tete-a-tete mit seiner Haushälterinn so angenehm zu seyn schien, seltener zu ihm hinaus. Frau von Danner war auch nicht berufen, sich in dieses Verhältniß zu mischen; sie empfand aber eine Art von Kummer, daß ihre liebe, sittsame Frau Ehrhard ihren guten Ruf und ihre bewährte Klugheit so schnell in die Schanze schlagen konnte. So genoß dann Schöneich seine Wiedergenesung auf das Angenehmste in der Gesellschaft der liebenden furchtsamen Deborah. Es war selten seine Sache, mit seiner Vernunft zu Rathe zu gehen über seine Empfindungen; dagegen war er sehr geneigt, sich alles negativ Gute zum Verdienst anzurechnen, und er nahm die ruhige 'Stimmung, in welche seine körperliche Schwäche, seine einfache Lebensart, die bescheidne Stille der wiedergefundenen Freundinn, ihn ein-

wiegten, für eine vollständige Gemüthsveränderung. Er schmeichelte sich, nun endlich die Lage gefunden zu haben, die seinen Bedürfnissen am angemessensten seyn würde; er nahm sich vor, nach Beendigung seines Scheidungsprozesses seine Geschäfte aufzugeben, und seine Tage auf dem Lande zuzubringen — Mit Deborah? — Darüber ließ er es bei sich selbst nicht eigentlich zur Sprache kommen, um die Behaglichkeit seiner Empfindungen nicht zu stören — und so handelte Schöneich, ohngefähr in den nämlichen Verhältnissen, in denen sich August vor eilf Jahren mit Deborah befunden hatte, ziemlich auf die nämliche Weise, ohngeachtet Schöneich die Kenntniß der Schicksale, die ihr damals aus Augusts Unvorsichtigkeit erwachsen waren, voraus hatte.

Deborah hatte ihr acht und zwanzigstes Jahr zurückgelegt, und ihre Empfindungen waren die der ersten Liebe. Alle äusseren Umstände machten diese Empfindungen zur Thorheit, und ihre persönlichen Verhältnisse machten ihr zur Pflicht, was die innigste Zärtlichkeit ihr eingab. August war krank, und sie seine Wärterinn; er war ihr Herr, und was er wünschte, Befehl für sie. Von ihrer

Hand empfieng er jede Speise, jede Arznei; sie brachte ihm jeden Morgen frische Blumen, sein Zimmer zu schmücken; ihr dankte er es, wenn sein Lager ihm Ruhe gewährte; auf sie stützte er sich, um einen Gang durch den Garten zu gehen; er pries mit wehmüthiger Freude ihre Sorgfalt, indem er die Sonne, die Natur wiedersah.

Als er anfieng, etwas mehr Kräfte zu bekommen, versuchte sie es, sich des Morgens einige Stunden aus seinem Zimmer entfernt zu halten. Nach ein Paar Tagen sagte er freundlich zu ihr: Sie vergessen Ihren Kranken, Frau Ehrhard; Ihre Gesellschaft thut ihm jetzt ungleich mehr Noth als alle Arznei —

Sie stand beschämt, und sah um zehn Jahre jünger aus — Gnädiger Herr, sagte sie, die Wirthschaft...mein Kind.....

Die Wirthschaft, Deborah? Sie sollen nur Befehle ertheilen, und das fordert wenig Zeit. Hannah aber — Hannah ist heute mein Gast — Thomas, ruf Er die Kleine; sie speist mit uns — Und ich hoffe von der Güte meiner Jugendfreundinn, daß sie Hannah erlauben wird, zuweilen auf meinem Zimmer zu arbeiten.

Sollte sie nun dem Herrn gehorchen, oder den Geliebten einen Blick in ihr Herz werfen lassen, für welches diese Lage so gefährlich war? — Sie setzte sich schweigend mit ihrem Nähzeug an ein Fenster. Schöneich spielte eine Weile mit Hannah; er ließ sie lesen, und bewunderte die Richtigkeit ihrer Aussprache, die Deutlichkeit ihres Vortrags. Wer lehrte Dich lesen? fragte er.

Die Mutter; ich lese ihr oft vor —

Und was liesest Du ihr vor?

Robinson, und andre Bücher von Leuten die in fremden Ländern waren, und auch Geschichten, wie sie sich vor vielen Jahren zutrugen in Rom und bei'm Alexander — und dann auch die heilige Schrift, was ich davon verstehen kann, sagt die Mutter —

Es entstand eine Pause, die Hannah benutzte, um zur Thüre hinaus zu springen. Schöneich war einige Augenblicke nachsinnend im Zimmer umher gegangen; er setzte sich ermüdet neben Deborah — Was machen wir aber einst, fragte er, aus dem lieben armen Dinge?

Ich habe gethan was ich konnte, gnädiger Herr, für ihre Erziehung; ich hoffe nichts ver-

säumt zu haben, was in meinen Kräften stand — seit zwei Jahren war sie immer allein mit mir, sie las gern —

Sie mißverstehen mich — ich tadle Sie nicht, ich bewundre Sie — Wenn aber Hannah einst heirathet, — wird sie mit einer solchen Bildung für einen Bürgersmann gemacht seyn?

Warum müßte sie heirathen? Ich erlaubte mir, sie etwas mehr zu bilden, als sie es in ihrem Stande nöthig hat, damit sie nicht zu heirathen brauchte —

Deborah hatte auf der Zunge: damit sie keinen Handwerksmann zu heirathen brauchte — aber sie fühlte, daß der Augenblick etwas Verfängliches hatte, und unterbrach sich selbst, in einiger Verwirrung. Schöneich hatte ein ähnliches Gefühl, und schwieg.

Ein andermal machte er einen Versuch, für sich zu lesen. Es schien ihn anzugreifen; er legte das Buch mehrmals hin, fuhr sich mit der Hand über die Augen — endlich fragte er bittend: möchten Sie mir nicht lieber vorlesen?

Er hatte dabei die geheime Absicht, zu beobachten, wie weit sie in ihrer Bildung vorgerückt

wäre. Sie las, ohne Kunst, deutlich, mit ihrer natürlichen, angenehmen Stimme. Es war eine gutgeschriebene Reise durch die Schweiz. Der Gegenstand fieng bald an, sie zu interessiren; Schöneich, der es bemerkte, und selbst in dem Lande gewesen war, unterbrach das Lesen, und sprach ausführlicher von mehreren Dingen, die in dem Buche vorkamen. Deborah horchte mit dem ganz neuen Gefühl lehrbegieriger Liebe.

Es war nicht das leztemal, daß sie ihm vorlas; er fand eine nie gekannte Freude darinn, ihr zu erzählen, sie zu unterrichten, denn bald gewann sie Muth, Manches zu fragen. Mit der Zeit fühlte er sich immer stärker; nun fieng er an, ihr vorzulesen: sie arbeitete, Hannah saß an ihrer Seite mit dem Strickzeug. Mehrere Wochen verflossen auf diese Weise in stiller Seligkeit, und wenn Deborah zuweilen sich erinnerte, daß diese Seligkeit — doch wohl nicht Sitte sey — denn Aergeres dachte sich ihr unschuldiges Herz dabei nicht — so waren diese Augenblicke kaum Störungen.

Dem Obristen war sie bisher, wenn er kam, meistens ausgewichen, und es hatte keine Gelegenheit gegeben, wo er die Art von diskreter Scho-

nung aus den Augen gesetzt hätte, die ein Freund wohl gegen den andern beobachtet, wenn dieser bei einem galanten Abentheuer ein gewisses Inkognito beibehalten will. Eines Tages saß Schöneich, das Buch in der Hand, bei der guten Deborah und der kleinen Hannah, als unversehens der Obrist hereintrat. Indem er mit Briefen, die er in der Hand hielt, eilig auf Schöneich zugieng, fiel ihm plötzlich die häusliche Gruppe in's Auge, und rief, laut auflachend: Bravo, August! Es scheint, Du sorgst dafür, Dir die Zeit nach Deiner Scheidungsakte nicht lang werden zu lassen — da bringe ich sie!

Schöneich ergriff mit froher Hast die Briefe, des Obristen Worte hatte er kaum gehört. Aber Deborah, die bei seinem Eintritt hoch erröthend aufgestanden war, wurde todtenbleich, und hatte kaum die Kraft, Hannah bei der Hand zu fassen, und aus dem Zimmer zu wanken.

Schöneich las, überließ sich einer ausschweifenden Freude über seine Entfesselung, redete allerlei, was auf die Beendigung dieses für ihn so wichtigen Geschäfts Bezug hatte, mit seinem Freunde ab, hatte, nachdem dieser sich entfernt, verschiedenes zu schreiben, und vermißte Deborah erst spät

Abends. Er fragte nach ihr: sie war, wie er mit einigem Erstaunen hörte, seit mehreren Stunden abwesend. Er ließ Hannah kommen, die mit verweinten Augen erschien. — Wo ist Deine Mutter, Hannah? fragte er — was fehlt Dir?

Ach sie hat so viel geweint, so viel gebetet! Auf ihren Knien hat sie gebetet, und sie ließ mich neben ihr knien — Es könne nichts helfen, sagte sie dann, Gott werde es machen wie es am besten sey. — Und dann ist sie ausgegangen. —

Deborah hatte geweint und gebetet. Ein schreckliches Licht war ihr durch des Obristen Worte aufgegangen. Ihre Unschuld konnten die Menschen nicht beurtheilen. Ihre Unwissenheit — ach, sie warf sich vor, daß diese Unwissenheit nur erkünstelt gewesen wäre — verbarg ihr nicht mehr das laute, unnachläßlich strenge Gebot der Pflicht — der Pflicht, Schöneich zu verlassen, jetzt ihn zu verlassen, da es ihr tausendmal schwerer wurde, da tausend Bande mehr sie an ihn fesselten, da ihrem verblendeten Geist die Möglichkeit, immerfort so um ihn zu leben, vorzuschweben angefangen hatte. Schmerzlich kämpften Schaam und Liebe, ehe sie den schicklichsten Weg fand, den

Entschluß auszuführen, zu welchem Gewissen und Ehre sie zwangen. Frau von Danner hatte sie in Dienst genommen; bei ihr wollte sie ihre Entlassung nehmen: auf diese Weise hoffte sie, plötzlich genug abzubrechen, um durch keine Nachfrage von Seiten Augusts, durch keine Untersuchung ihrer Gründe, aufgehalten zu werden.

Sie fand die Obristinn allein. Diese Dame hatte mehrmals von dem Fuße gehört, auf welchem Schöneich mit Deborah lebte, und die Umstände, die sie hörte, hatten ihr Interesse für diese Frau zwar verändert, aber nicht eben vermindert. Sie war daran gewöhnt, sich die schöne Wittwe in dem Verhältniß, das sie voraussetzen mußte, zu denken; ihrem Manne gab sie zu, daß eine solche Verbindung für Schöneichs Gemüthsstimmung sehr wohlthätig wäre — inwiefern Deborah dabei Opfer seyn, oder noch werden möchte: das waren Zweifel, die einem zarten weiblichen Gemüth bei dieser Gelegenheit wohl aufstoßen konnten, in deren Erörterung es aber nicht unberufen einzudringen wagte.

Deborahs Erklärung, ihren Herrn verlassen und ihre Näherei wieder vornehmen zu wollen,

war ihr äußerst befremdend. Sie fragte, etwas trocken: Hat Sie denn Ursache, mit Herrn von Schöneich unzufrieden zu seyn?

Ich habe keine — antwortete die furchtsame Deborah.

Warum verläßt Sie aber eine Lage, die weit bequemer, weit vortheilhafter ist, als Ihre vorige?

Gnädige Frau, diese macht mich unabhängiger — sie ist sicherer. —

Sicherer, Frau Ehrhard? ..... Herr von Schöneich ist ein Mann von Ehre, er würde für Sie sorgen. —

Deborah verstand die Meinung der Obristin. Von Schmerz überwältigt, verbarg sie ihr Gesicht in ihr Tuch. Frau von Danner schwieg einen Augenblick, erstaunt und unentschlossen. Nun folgte sie der plötzlichen Regung ihres weichen, schönen Herzens, und nahte sich freundlich der Weinenden — Frau Ehrhard, sagte sie — Sie liebt!

Deborah schluchzte: O mein guter Ruf! meiner Hannah Erbtheil!

Armes Weib! — Ich dachte, Sie hätte das berechnet.....

Also ist es zu spät! rief Deborah mit dem schmerzlichsten Tone.

Aber liebe Frau — konnte Sie denn denken......?

Ach ich dachte ja nichts — ich war unschuldig, und dachte nichts —

Gutes Kind! — Schöneich muß eine solche Liebe zu schätzen wissen — er wird sich nicht von Ihr trennen —

Doch, er wird! Ich gehe nicht wieder zu ihm — ich hole meine Hannah, und verberge mich in meinem Kämmerlein, vor ihm — vor der ganzen Welt!

Fassen Sie sich! — da Sie unschuldig sind, so können Sie ja desto ruhiger überlegen. — Sie sind fromm: können Sie sich nicht entschließen, auf die Gefahr hin, daß die Welt falsch urtheile, zum Glück jenes Mannes beizutragen, die Sorgfalt für ihn als eine nun einmal übernommene Pflicht zu betrachten.....?

Nein, nein, gnädige Frau! Für diese verwickelte Tugend ist mein Herz nicht gemacht. Ich kann entsagen..... Sie unterbrach sich, beschämt über das Geständniß, das ihr in diesen Worten

entfuhr — aber, fuhr sie bald mit edelm Stolze fort, aber ich kann mich mit meinem Gewissen nicht abfinden; dieses heißt mich Gefahr meiden, wo nur freiwilliger Selbstbetrug mich bereden könnte, daß ich Pflichten zu erfüllen hätte.

Die Obristinn konnte ihr nicht Unrecht geben; doch machte sie ihr begreiflich, daß sie langsamer zu Werke gehen müßte, um Aufsehen zu vermeiden. Sie stellte ihr vor, daß Schöneichs Geschäfte ihn ohnehin bald zu einer Reise nach Wien nöthigen würden; vielleicht würde alsdann die Trennung dieses Verhältnisses von selbst erfolgen. — Die Aussicht war der liebenden Seele von mehr als einer Seite schmerzlich: es hätte ihr weniger gekostet, sich jetzt freiwillig loszureissen, als ihren Abschied zu erwarten; aber sie ergab sich mit frommer Demuth in die Gründe der Obristinn.

Kaum war sie von diesem Gange zurück, als man ihr schon im Garten mit der Nachricht entgegenkam, der gnädige Herr erwarte sie mit Ungeduld. Sie ahnete keine besondere Ursache, und trat in Schöneichs Zimmer.

Deborah! sagte er, ihr lebhaft entgegen eilend, und führte sie gegen das Licht, um ihr scharf in

das Gesicht zu blicken. — Was hat Ihnen gefehlt? Was erzählte Hannah? — Erhielt ich durch alle Wohlthaten, die ich von Ihnen genoß, nicht das Recht, Vertrauter Ihres Kummers zu seyn?

Diese Wendung überraschte das arme Weib. Sie wich verlegen und ängstlich aus; sie gestand endlich, daß sie Geschäfte bei der Frau von Danner gehabt hätte. Nun reimte er Mehreres zusammen, und fieng an, zu vermuthen, daß sie über ihr Verhältniß mit ihm unruhig geworden wäre. Ihn hatte schon vorher die Aussicht, daß seine Scheidungssache eine Reise nach Wien nothwendig machen würde, darauf gebracht, gewissermaßen zu überlegen, wie er wohl Deborah fester an sich binden möchte. Jetzt trat es auf einmal vor ihn, daß eben das Verhältniß, wegen dessen man ihn in Verdacht hatte, doch auch in der That das natürlichste seyn würde — ja daß das Gegentheil so lächerlich wie unglaublich wäre. Die reizende Schamröthe auf Deborahs Wangen erweckte Gefühle in ihm, die ein stiller Zauber bisher schlafend erhalten hatte. Er faßte ihre beiden Hände, und sah ihr, mit einem Blick der ihre Fassung vollends niederschlug, in die furchtsam emporge-

richteten Augen. — Was haben Sie vor, Deborah? fragte er heftig.

Gnädiger Herr, Ihre nahe Abreise ..... meine kleine Wirthschaft ..... meine Hannah, die meiner Sorgfalt.....

Deborah, lassen Sie mich alles theilen, was Sie angeht; theilen Sie jedes Interesse mit mir, lassen Sie mich von Ihnen mein Glück empfangen. —

Ohne ihm ihre Hände zu entziehen, trat sie zurück, erschrocken, betäubt von dem Doppelsinn, der in seinen Worten liegen konnte. Sein erwartender, bittender Blick forderte eine Antwort. Ohne sich selbst zu verstehen, im Gefühl der Liebe, der Schaam, im drückenden Gefühl ihrer Dienstbarkeit, die diese Zweideutigkeit hervorbrachte, sagte sie: Sie bedürfen meine Dienste nicht weiter.....

Aber Deiner Liebe, Deborah! rief er, und schloß sie in die Arme. — Sieh, die Welt ist mir zur Last, sie mißbrauchte mich, und ich — mißbrauchte sie, weil keine Deborah mich lehrte, was wahrer, reiner Genuß sey! Jetzt habe ich es gelernt. — Deborah! Soll ich es nur darum ge-

lernt haben, um es von neuem schmerzlicher zu entbehren?

Bei diesen Worten drückte er sie fester an sich. Sie widerstand sanft, sie weinte — sie sank, kaum athmend, an seine Brust.

Das achtzehnjährige Mädchen hatte sich aus Augusts Armen gerissen: vor ihr lag eine goldene Zukunft der Jugend und Liebe, die des Opfers eines beseligenden Augenblicks wohl werth war. Was Deborah „von der Minute ausschlug,“ hatte eine lange Vergangenheit ihr versagt, und es lächte keine goldene Zukunft ihr damit entgegen.

Aber es war ihr Herz, das glühte, nicht ihre Sinne. Sie riß sich entschlossen von Schöneich los; sie heftete einen unaussprechlich schmerzvollen Blick auf ihn, dann hob sie die Augen, und die fest gefalteten Hände zum Himmel und eilte hinaus.

An ihrer Liebe konnte Schöneich nicht zweifeln, ihr Herz verstand er nur halb: er glaubte, daß sie, wenn auch nicht heute, doch morgen in ein Verhältniß willigen würde, dessen Schein sie sich so lange hatte gefallen lassen, und ihr Widerstand war ihm nur ein Genuß mehr, den er sich

nicht durch unzeitige Heftigkeit, die das furchtsame Geschöpf schrecken könnte, verderben wollte. Als er nach einer Stunde sich nach ihr erkundigte, und man ihm antwortete, sie hätte sich niedergelegt, sie wäre nicht wohl, ließ er es gut seyn. Auf den folgenden Morgen nahm er sich vor, ihr einen Plan vorzulegen, der seine Wünsche und ihre künftige Versorgung sicher stellte.

Deborah brachte eine traurige Nacht zu. Jener selig schreckliche Augenblick hatte sie nichts gelehrt, was sie nicht früher schon wissen konnte; aber laut und deutlich hatte er das Schlimmste ausgesprochen, wovor ihr frommes Gemüth je zurückgeschaudert war. Was sie fürchtete, lag nicht mehr in ihrem Herzen verschlossen: sie mußte fliehen, eilends fliehen, und ihrer Tugend selbst ihren Ruf opfern. Ehe der Tag anbrach, hatte sie sich mit Hannah auf den Weg nach der Herrnmühle gemacht: dort, bei der alten, treuen Freundinn, wollte sie die Zeit abwarten, wo Schöneich nach Wien abgereist seyn würde.

Schöneichs Bedienter übergab ihm bei seinem Erwachen ein Heft, welches Deborahs Wirthschaftsrechnung enthielt, ein Kästchen mit dem Wirth-

schaftsgelde, und dem Heft angebogen fand er einen Zettel mit den Worten:

„Ihre nahe Abreise erlaubt mir, einige Tage früher meinen Abschied zu erbitten. Deborah Ehrhard."

Sie hatte gesagt, daß sie zu einer Freundinn müßte, und sich mit dem gnädigen Herrn abgefunden hätte; ihre Sachen waren bereits geholt worden. Schöneich suchte seine Bestürzung vor dem Bedienten zu verbergen. Er hatte keine Lust, wie ein verzweifelnder Romanenheld seine schöne Entflohene zu verfolgen; für ihren, ihm unentbehrlich gewordenen Umgang konnte und wollte er ihr jeden Vortheil anbieten, den eine Verbindung dieser Art nur gewähren mag, und er rechnete sicher darauf, noch Maßregeln zu finden, um sie zu einer überlegten Annahme seiner Vorschläge zu bewegen.

Mit diesen Gedanken war er beschäftigt, als der Obrist in vollem Lachen hereintrat, und ihn fragte, was in aller Welt die Flucht seiner Haushälterinn zu bedeuten hätte. Schöneich bat ihn, den Scherz bei Seite zu setzen, und ihm vielmehr auf ihre Spur zu helfen, damit er in Unterhand-

lung mit ihr treten könnte. Frau von Danner hatte ihrem Manne, dessen Denkungsart sie kannte, von ihrem Gespräch mit Deborah nichts gesagt, und es war keine leichte Arbeit für Schöneich, ihn zu überreden, daß es in der Sache erst noch etwas zu unterhandeln gäbe. Der Oberste konnte nicht fertig werden, über die nüchterne Liebschaft zu spotten, und die Scheinheiligkeit zu bewundern, mit welcher das Weib zu Werke gienge, um größere Aufopferungen zu erlangen.

Schöneich betrachtete freilich Deborahs Benehmen aus keinem solchen Gesichtspunkt, doch würdigte der seinige sie kaum weniger herab. Er schrieb, während sein Freund, bald lachend bald fluchend, im Zimmer auf und ab gieng, einen Brief an sie, zu dessen Bestellung der Obrist Mittel zu finden versprach. Er bot ihr alles an, sagte ihr alles zu, die Ehe ausgenommen, und diese nur darum nicht, weil ihre Herzen dieses Bandes nicht bedürften, weil er erfahren hätte, wie wenig es dazu beitrüge, ein solches Verhältniß zu befestigen und ehrwürdig zu machen, weil eine so bittre Erfahrung es ihm unmöglich machte, sich je wieder diesem konventionellen Joch zu unterwerfen.

Uebrigens zeugte seine Sprache von Liebe und von Achtung.

Der Obrist hatte keine Mühe, Deborah zu erfragen, um ihr den Brief nachzuschicken. Mit offenen Armen war sie von der guten alten Frau auf der Herrnmühle empfangen worden. Deborah hatte sie seit ihres Sohnes Tod schon einmal besucht, so daß die Müllerinn sich über ihre Erscheinung nicht wunderte, und sie es auf einen gelegenen Augenblick, wo sie sich ruhiger fühlen würde, versparen konnte, ihr die Ursache ihrer Reise zu entdecken. Die Stille der ersten Nacht, die sie unter diesem gastfreundlichen Dach zubrachte, die Erinnerungen, die jeder Schritt in dem wohlbekannten Hause bei ihr erweckt hatte, würkten wohlthätig auf ihr kindliches Herz. Der Schuld entronnen, beugte sie sich unter der leitenden, rettenden Hand, und dankte mit Freudenthränen, die ihrer wunden Seele zum Balsam dienten, dem, der sie vor ihrer eigenen Schwachheit beschützt hatte. Zu ihm betete sie, Er möchte auch über den Mann, den sie dennoch allein, einzig und ewig liebte, Sein Angesicht leuchten lassen, auch ihn vor sich selbst retten, auf welchem Wege es immer seiner Weisheit gefiele. Bei ih-

rem frühen Erwachen war ihr Kummer wie Schmerz am Grabe des Geliebten: er war für sie nicht mehr; sie hatte ihn Gott gegeben, gleich als wenn der Tod ihn aus ihren Armen gerissen hätte. Der Brief, den ihr ein Bote aus H. brachte, kam ihr nicht ganz unerwartet; sie hatte sich nicht geschmeichelt, daß sie keinen weiteren Angriff zu fürchten hätte. Aber sie war gefaßt: der Ausdruck von Liebe in Schöneichs Zeilen war eine süße Nahrung ihres Kummers, ohne einen Augenblick Kampf in ihr zu erregen. Sie antwortete:

„Ich weiß, gnädiger Herr, daß Sie es gut mei„nen. Könnte ich auch darauf rechnen, Sie durch „die Annahme Ihrer Vorschläge glücklich zu ma„chen, so müßte ich doch noch Gott bitten, mich „vor der Versuchung zu bewahren, Ihrem Glück „mein Seelenheil zu opfern. Das würde aber „nicht seyn; denn wodurch ich Sie beglücken könnte, „das wäre der Frieden, um den Sie mich einst „beneideten, und den hätte ich dann nimmer. Las„sen Sie also, ich flehe Sie darum, von jedem Ge„danken ab, als könnten Sie meine Weigerung er„schüttern: wir betrögen dann einander beide, Sie „wären nicht weniger zu beklagen als ich; denn

„Sie würden immer damit endigen, mir meine „Seligkeit zu rauben. Weil ich das fühle, werde „ich nie wanken in meinem Entschluß.“

Schöneich mißverstand den sanften Ton dieses Briefs, und seine Hoffnungen wurden dadurch bestärkt. Sein nächster Schritt war, selbst auf die Herrnmühle zu gehen. Durch seinen Bedienten, der kein Neuling war, wußte er es einzurichten, daß er die trauernde Deborah an einer einsamen Stelle im Baumgarten überraschte. Sie erschrak, aber ohne heftig zu werden: ihr Gefühl war darauf vorbereitet, jede neue Prüfung, die ihr auferlegt würde, still zu ertragen. Kurz und sanft beantwortete sie seine lebhaften Vorstellungen, indem sie ihn auf ihren Brief verwies. Als er sie, mehr hingerissen als zum Geist der Rolle gehörte, die er sich vorgeschrieben hatte, stürmisch in seine Arme schließen wollte, flehte sie mit wehmüthiger Innigkeit: ich bin arm, gnädiger Herr; man giebt mir keine Arbeit mehr, wenn Sie mich entehren; Sie sind zu edel, um das zu wollen. —

Jetzt verzweifelte er fast am Erfolg er ließ sie los, und sie war in das Haus entflogen, ehe er auf neue Ueberredungsgründe gesonnen hatte.

Noch gieng er, unentschlossen, aber heftiger als je auf seinen Zweck gespannt, im anstoßenden Gehölze umher, als ihm sein Bedienter einen Brief brachte, den ihm Danner nachgeschickt hatte. Der Brief enthielt die Nachricht, daß sein Vater in D. gefährlich krank lag, und ihn noch einmal zu sprechen wünschte. Für jetzt mußte er also jeden weiteren Angriff auf Deborahs Standhaftigkeit fahren lassen; er eilte nach Haus, und trat sogleich die Reise nach D. an.

Als Deborah diese Nachricht vernahm, fühlte sie ihr Herz sehr erleichtert, und kehrte nach H. zurück, mit dem Vorhaben, eingeschränkter als je zu leben, und besonders ihre Hannah schlichter wie bisher zu erziehen. Sie hatte kaum ihre Wohnung in H. wieder bezogen, als Frau von Danner sie rufen ließ, und ihr, mit einem Betragen das ihre herzliche Achtung bezeugte, eine sehr ansehnliche Summe zustellte, die Schöneich zur Belohnung ihrer Dienste zurückgelassen hatte. Deborah hätte das Geschenk gern abgelehnt, aber Frau von Danner bewies ihr, daß sie nicht anstehen könnte anzunehmen, was sie ihr zuzustellen

übernommen hätte. Sie empfand schmerzlich, daß sie Untergeben war, und gehorchte.

Arbeit und Ergebung in ihr Schicksal gaben ihr den Frieden wieder, den die Liebe ihr geraubt hatte; diese blieb aber fest in ihrem Herzen, wo sie, rein wie sie nunmehr war, neben ihrem Gott bestand. Nachdem einige Monate verflossen waren, während deren sie nichts von Schöneich hörte, traf sie eines Tages die Obristinn, der sie, wie ehemals, zuweilen bestellte Arbeiten zu bringen hatte, in sichtbarer Verlegenheit und Bekümmerniß. — Wie kommt es, Frau Ehrhard, hob diese an, daß Sie nie nach unserm Freund Schöneich fragen?

Deborah erröthete: Ich bete täglich für ihn — nach ihm zu fragen, ziemt mir nicht.

Er ist kränklich, liebe Deborah, sehr kränklich. — Er reiste vielleicht zu schnell nach seiner schweren Krankheit, er hatte auch vielen Verdruß mit den Anverwandten seiner Frau — man ist seinetwegen besorgt. —

Deborah getraute sich nicht zu sprechen: ihre Stimme hätte zu viel gesagt; sie fürchtete sich auch, zu schweigen, als die Obristinn ihrer Ver-

legenheit zu Hülfe kam, indem sie fortfuhr: Wir Weiber sind zu bedauern, gute Deborah! Es ist uns selten gegönnt, glücklich zu seyn und glücklich zu machen — einsam wandelt jetzt der arme Schöneich, der an Ihrer Seite wahrscheinlich der Welt erhalten worden wäre, dem Grabe zu. —

Das verhüte Gott! — Sie wissen es, gnädige Frau, es konnte nicht seyn. — Hätte es nur mein Wohl gegolten — ach, ich hätte es ihm gern dargebracht! Aber was wäre ich ihm gewesen, vom Gefühl der Sünde, der Schande verfolgt?

Sie haben recht gehandelt — gewiß, Deborah, das haben Sie! — Dennoch aber thut es mir leid, daß meine gute Deborah nicht anders handeln konnte. — Sie waren seine erste, und seine einzige Liebe: das hat er mir oft wiederholt, ehe er uns verließ. — Sie allein konnten ihm Stetigkeit geben — deren Mangel ihn nun aufzehrt!

Deborah gieng mit sehr schwerem Herzen von der Obristinn. Sie verstand die Frau nicht recht, ob ihr eine Tugend bekannt wäre, die ihr erlaubt hätte, Schöneichs — Haushälterinn zu bleiben? Aber er war krank, und sie pflegte ihn nicht,

und weil sie ihn nicht gepflegt hatte, war er krank geworden!

Es giengen mehrere schmerzliche Tage hin, wo sie, voll Sehnsucht, von Schöneich zu hören, sich nicht getraute, zu der Obristinn zu gehen, um nach ihm zu fragen. An einem Nachmittag ward sie zu ihr gerufen. — Liebe Deborah, rief ihr Frau von Danner entgegen, und zog sie in ihr Kabinet, das sie hinter sich zuschloß — ich habe wieder von unserm Schöneich mit Ihnen zu sprechen. — Leider kann ich Ihnen nicht sagen, daß es sich mit ihm gebessert habe. Aber heute darf ich Sie auffordern, Ihren Beruf zu erfüllen — für den Mann, der Sie liebt, der von Ihnen geliebt wird, dem Sie unentbehrlich sind, zu leben! — Ich werbe um Ihre Hand, meine Deborah, im Namen unsers armen Freundes. — Er wünscht den Rest eines vielleicht nur noch kurzen Lebens durch häusliches Glück zu verschönern — er wünscht heilige Rechte, um einem liebenswürdigen, vortrefflichen Weibe Unabhängigkeit zu verschaffen, um sie in einen Würkungskreis zu setzen, der ihrem Geist und ihrem Herzen angemessen sey. — Hier, meine Freundinn, sind seine eigenen Worte!

Sie gab der erstaunten Deborah einen Brief, und gieng, während diese las, in das anstossende Zimmer.

„Als ich Sie beschwor, meine geliebte Freun„dinn, mir auf meine Bedingungen anzugehö„ren, war es nicht meine Absicht, Sie zu belei„digen. Ich handelte nach selbstsüchtigen, schlecht „berechneten Grundsätzen, nach falschen Voraus„setzungen — indem Sie mir aber bewiesen, wie „sehr ich irrte, ließen Sie mir das tiefe traurige „Gefühl zurück, daß ich bei Ihnen verloren haben „müßte. Hätte diese Furcht mich nicht zurückge„halten, so würde ich früher eine neue Bitte ge„wagt haben, die nicht weniger eigennützig ist, „bei der ich aber den Feind, der mir damals „entgegenstand, Ihr Gewissen, nicht zu fürchten „habe.

„Deborah — ich bin krank; man sagt mir, daß „ich, ohne sehr günstige Umstände, nur kurze Zeit „noch leben kann. Das Daseyn steigt im Preis, „wenn sein Ziel nahe scheint. — Nur Eines ist, „was ich auf Erden wünsche: mit dem Weibe „meiner ersten und letzten Liebe, sey es auch nur

„auf wenige Tage, zu leben, und in ihren Ar-
„men zu sterben.

„Wollen Sie mir diesen Wunsch versagen? —
„Wollen Sie mir das Recht versagen, Ihre „Hannah an Kindes Statt anzunehmen, den „schönen Anlagen dieses theuren Geschöpfs einen „günstigeren Boden zu verschaffen?

„Ich bin Ihnen nahe, um eine Antwort zu „vernehmen, von der meine ganze Ruhe abhängt."

Ihre Ueberraschung, ihre hervordringenden Thränen erlaubten ihr nur langsam zu lesen. Bei den letzten Worten sah sie erschrocken auf, als die Obristinn wieder zu ihr trat. — Nun, sagte sie, Deborahs Hände ergreifend — Ihr Entschluß?

Gnädige Frau — ich bin zu diesem Stande nicht geboren. —

Schöneichs Vater war Fabrikherr — hätte der Ihrige Glück gehabt, er wäre leicht geworden, was jener war. —

Ich lebte bis jetzt .... fast in Armuth —

Darum darf er wagen, Ihnen seine Hand anzubieten.

Seine Familie wird mich verachten. —

Sie haben mit seiner Familie nichts zu thun.

Und er selbst, wenn er je ..... O Gott, wenn er mir es vorwürfe!

Dann wäre er ein Elender — Sie aber hätten das Bewußtseyn Ihrer Tugend — das Bewußtseyn, der Liebe den Rest einer schönen Jugend, Ihre Freiheit, Ihre Ruhe geopfert zu haben. — Ich will Ihnen kein Blendwerk vormachen, Deborah. Sie werden Krankenwärterinn seyn; Schöneich ist der Welt übersatt — er wird unruhig, launig, voll Ansprüche seyn. — Aber ohne Sie würde er in trüber Einsamkeit, an sich und allem Guten verzweifelnd, ein trauriges Leben vollends hinschmachten. Sie werden ihn lehren — denn sein Herz ist weich und edel — mit den Kräften, die ihm noch übrig bleiben, haushalten. An Ihrer Seite wird ihm noch mancher Genuß beschieden seyn, den er nie kannte, den er stets ahnete, und über dessen unerfüllter Ahnung er vergehen würde. — Finden Sie nun diesen Beruf nicht schön, so lieben Sie nicht — so sind diese Rosen auf diesen schönen Wangen nicht der Lohn und das Zeugniß einer strengen Tugend!

Zitternd unterbrach sie Deborah: Wo ist Schöneich? wo ist er? — Und die Obristinn zog

sie in das anstoßende Zimmer, wo er sie in seine Arme empfieng.

Deborahs Ehe entsprach Zug für Zug jenem Gemälde, das Frau von Danner mit prophetischer Lebensweisheit entworfen hatte. Deborah hatte nicht nach weltlichem Glück getrachtet, sie hatte das Beste wählen wollen, und dankte täglich Gott für Freude und Leid, die ihr wurden, indem sie für den Mann ihrer Liebe lebte. Schöneich verkannte nicht, was er ihr schuldig war; er verehrte sie wie eine Heilige, und willig ihr nachstrebend im Guten, glaubte er ihr gleicher zu werden, wenn er die Glaubensform ergriff, in welcher sie auferzogen worden war. Wer den unvertilgbaren Reiz früher Eindrücke erfuhr, mag sich Deborahs seliges Entzücken vorstellen, als sie sich nach wenigen Jahren mit ihrem Gemahl in der ~~Bürger~~gemeine zu Ebersberg, wo sie ihre erste Jugend verlebt hatte, niederließ. Hannah blieb ihr auch hier zur Seite, und wuchs zu gleicher, aber mit Prüfungen mehr verschonter, Heiligkeit vollends auf.

L. F. Huber.

Bayerische Staats-Bibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Huber, Ludwig Ferdinand,

L. F. Huber's sämtliche Werke seit dem Jahre 1802 nebst seiner Biographie

Bd.: 3. Gesammelte Erzählungen / fortgesetzt von Therese Huber, geb. Heyne.
- 1819. - VII, 767 S.

Tübingen 1819

P.o.germ. 653 mp-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111640-6